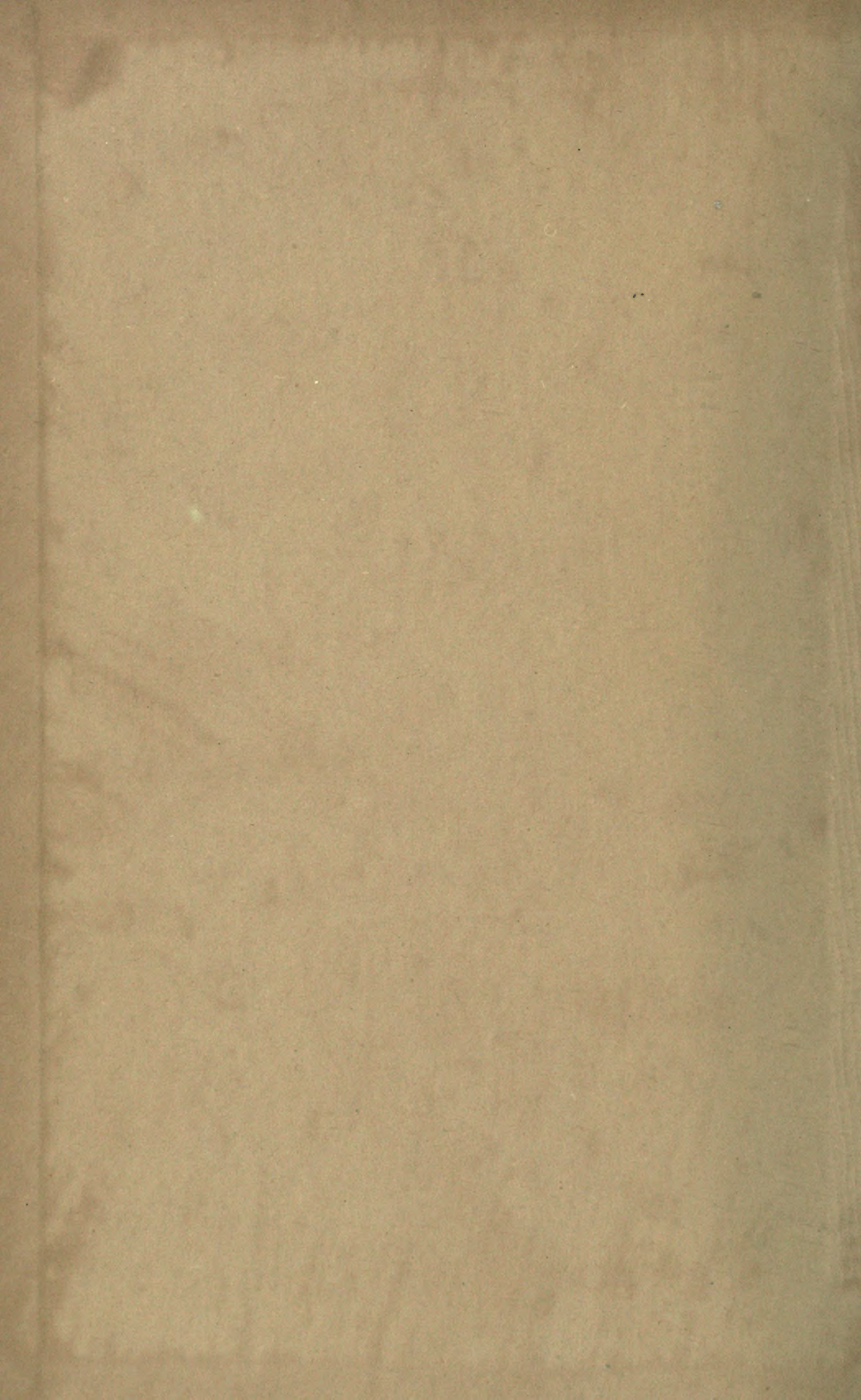
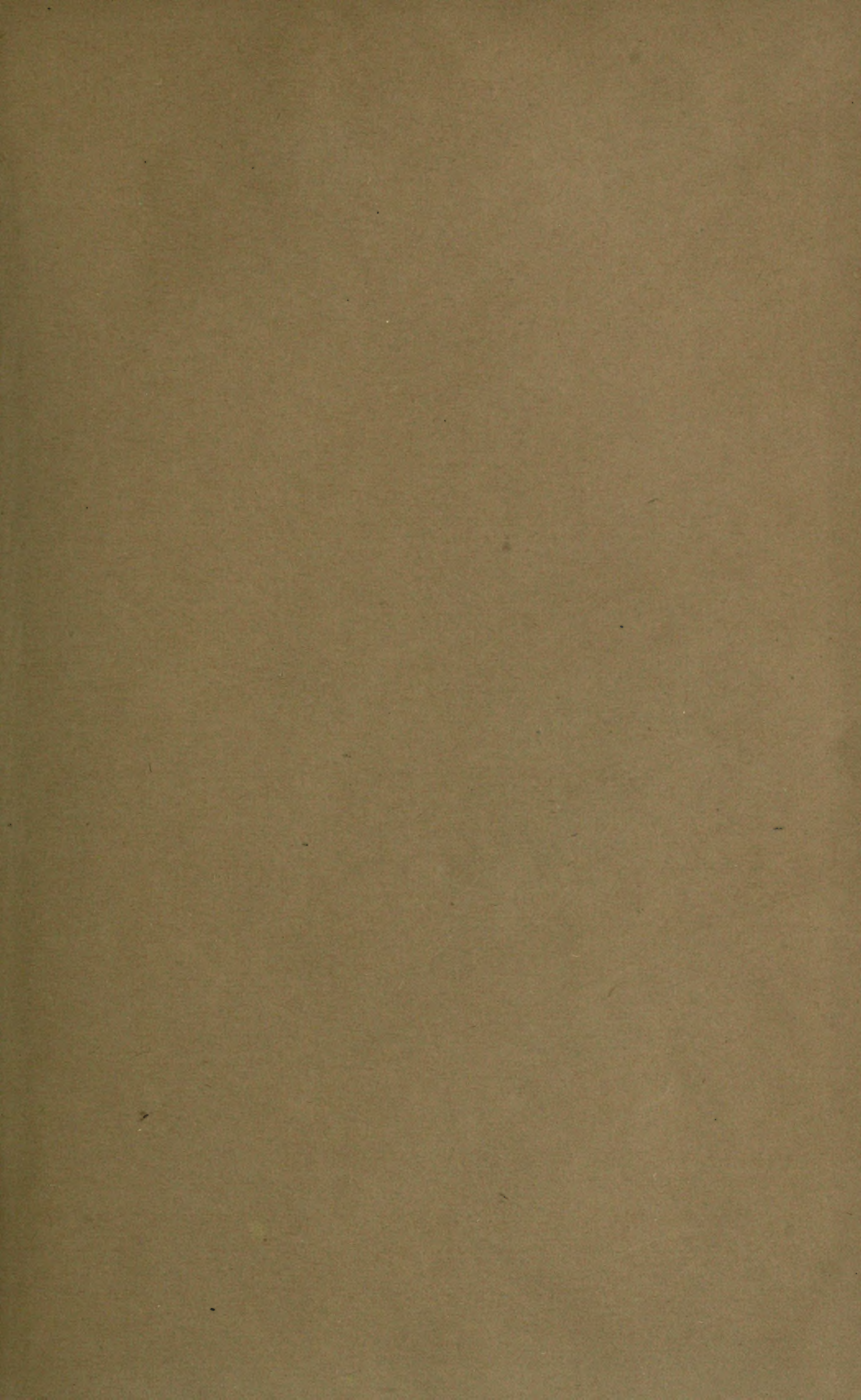


Knud Rasmussen

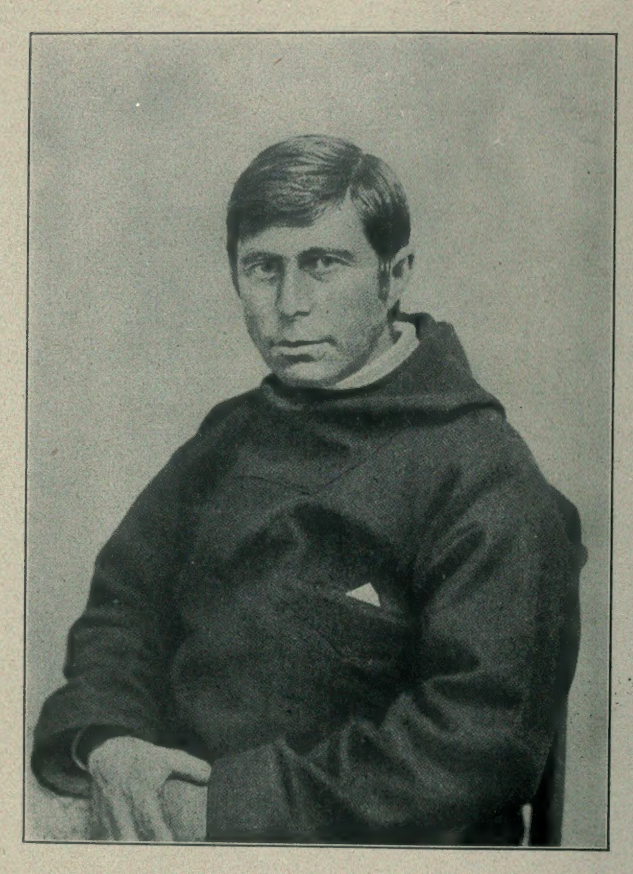
In der Heimat des Polarmenschen

Leipzig:
F. A. Brockhaus.









Knud Rasmussen

Knud Rasmussen

In der Heimat des Polarmenschen

Die zweite Thule-Expedition
1916–18

Mit 76 bunten
und einfarbigen Abbildungen
und 10 Karten



Leipzig / F. A. Brockhaus / 1922



Vorwort

von Admiral Sir Lewis Beaumont.

In der Heimat des „Polarmenschen" ist der Bericht Knud Rasmussens über seine letzte Expedition an die dem Pol zunächstliegenden Gestade Nordgrönlands. Seit dem Jahre 1910, als er in der Nordsternbai für seine Tätigkeit die erste Grundlage und auch eine Handelsstation unter dem Namen Thule schuf, hat sich Rasmussen wiederholt in tätigster Weise mit der Erforschung Nordgrönlands beschäftigt. Er unternahm Schlittenreisen über das Inlandeis nach der Nordost- und Nordküste Grönlands; sie brachten wertvolle Ergebnisse, durch die mancherlei geographische Fragen geklärt und die Entdeckungen früherer Forschungsreisenden auf der Ost- und Westseite endgültig miteinander verknüpft wurden.

Knud Rasmussen kann mit Recht ein besonders hervorragender und außergewöhnlicher Erforscher dieser Gebiete genannt werden. Er ist in Grönland geboren und lebte dort in seiner Jugendzeit. Sein Leben unter den Grönländern und Eskimos, seine vollendete Kenntnis ihrer Sprache, seine Bewunderung ihres Wesens, ihres Mutes und ihrer Treue und sein inniger Wunsch, der Geschichtschreiber ihres Ursprungs, ihrer Überlieferung und ihrer künftigen Entwicklung zu sein, haben ihn in weitem Maß mit der Begeisterung des Forschers erfüllt und ihm den Glauben beigebracht, daß es möglich sei, mit kärglichen Mitteln und beschränkten Hilfsquellen das Werk zum Abschluß zu bringen, das von vorhergegangenen, viel reicher ausgestatteten Expeditionen begonnen worden war. Aber diese Vorteile wären ohne Nutzen gewesen, wenn nicht Knud Rasmussen die persönliche Eignung zum Forscher besäße. Jede Seite seines Reiseberichts zeigt seine hohe Befähigung und Überlegung, seine Geschicklichkeit und Verwegenheit als Führer, glänzenden Mut und große Ausdauer, die ihn über eine Zeit der

stärksten Prüfung und höchsten Verantwortung hinweggebracht haben. Seine feste Haltung und sein Beispiel waren es, die die Expedition auf der Rückreise vom Tode retteten.

Den Lesern, die mit der natürlichen Beschaffenheit der ungeheueren, als Grönland bekannten Landmasse nicht vertraut sind, wird es dienlich sein, zu erfahren, daß die Bewohner des größeren Südteils als Grönländer, die im Norden der Melvillebucht als Polareskimos oder arktische Hochländer bezeichnet werden. Zwischen beiden bildet das Inlandeis eine Barre, so daß die Verbindung zwischen ihnen nur zu Schiff erfolgen kann.

Der Polarmensch ist uns bisher nie so eingehend geschildert worden, mit einem so wahren und warmen Verständnis seines Lebens und seines Wesens, als Rasmussen es in seinem Buche tut. Er spricht als einer von ihnen, der ihr Leben lebte, ihre Erfahrungen teilte und deren Volk er sich eng angeschlossen hat. Darum ist es kein Wunder, daß nie vorher ein Forscher so unbeschränkt und in solcher Ergebenheit Dienste von den Polarmenschen empfing, als es Rasmussen beschieden war. Es ist notwendig, auf diesen Punkt besonders hinzuweisen, da Rasmussen in seinem Bericht ihn voll Bescheidenheit als ganz natürlich ansieht und keinerlei Nachdruck darauf legt. Frühere Expeditionen nach diesen Gegenden nahmen wohl ein oder zwei Eskimos als Jäger und Hundetreiber mit; sie machten ihre Erfahrungen mit arktischem Leben unter großen Kosten — und zeitigten doch nur geringe Ergebnisse. Peary, der sich 24 Jahre lang geduldig und zielbewußt bemühte, die Geheimnisse des Polarbeckens zu enthüllen, gelangte Schritt für Schritt zur Kenntnis des Charakters der Eskimos, ihrer Befähigung zur Jagd und ihres wundervollen Instinkts bei Reisen. Aber Rasmussen ist der einzige, der eine bedeutende und erfolgreiche Expedition ganz nach Eskimoart ausgerüstet und geführt hat und sie auf der langen, abenteuerreichen Reise mit Hilfe der Jagd nach Eskimoart erhalten hat. Nur die Verbindung europäischer Führereigenschaft mit Fähigkeiten und Lebensbedingungen der Eingeborenen machte eine so weitausgedehnte Forschungsreise überhaupt möglich.

Das Interesse an dem Reisebericht ist groß, und der literarische Reiz der Schilderungen ebenso wie die unparteiische Verteilung von Licht und Schatten, die sich durch den ganzen Bericht zieht, sorgen

dafür, daß dies Interesse nicht gemindert wird. Es ist das Kennzeichen eines Führers, daß er seine Abteilung bei guter Laune erhält; es ist die Pflicht des Geschichtschreibers, zu zeigen, wem Verantwortung und Entschluß in schwierigen Lagen zufielen. Mit Recht ist das Unternehmen ein großes Wagnis genannt worden, aber Rasmussen, vom Geiste des wahren Forschers erfüllt, sagt:

„Die Gefahr, die man auf solchen Expeditionen läuft, stand mir klar vor Augen. Aber wenn man sich auf eine Reise begibt, beschäftigen sich die Gedanken niemals mit den möglichen Gefahren. Jeder Polarreisende kennt das Risiko, wenn er sein Heim verläßt, um den Fuß auf unbekannte Ufer zu setzen. So war es auch bei uns der Fall. Alle meine Kameraden begrüßten meine Pläne voll Begeisterung, und jeder von ihnen war einzig und allein erfüllt von dem *einen* Gedanken an den sicheren Erfolg." In diesem Geiste zogen sie hinaus.

Die Arbeit, die seine Vorgänger auf dem Gebiet der arktischen Forschungsreisen geleistet haben, würdigt Rasmussen in besonders hochherziger Weise. Er zeigt, daß er ihre Schwierigkeiten kannte, obwohl diese nicht die seinen waren, und was seine Vorgänger erreichten, erkennt er bereitwillig an und bewundert es. Diejenigen von ihnen, die heute noch leben, haben ihrerseits die Freude, ohne Zögern zu sagen: Was Rasmussen und seine Gefährten zur Kenntnis des Polargebiets beigetragen haben durch ihre genaue Aufnahme der Küstenländer, der Fauna, Flora und des geologischen Baues des nordwestlichen Teils von Grönland, sowie deren Verknüpfung mit den Entdeckungen an der Ostküste, setzt den Arbeiten derer die Krone auf, die sich vor ihm im selben Arbeitsfeld abgemüht haben, und seine glänzende Tat stellt ihn für alle Zeiten in die vorderste Reihe der Polarforscher.

Inhalt.

Textabbildungen.

Einschaltbilder.

Karten.

Einleitung.

Im Jahre 1910 gründete ich in der Nordsternbai in Nordgrönland eine arktische Station, von der aus ich die Gebiete erforschen konnte, die bisher noch nicht genau genug untersucht worden waren. Das erste von dieser Station aus erzielte Ergebnis war die erste Thule-Expedition. Die verschiedenen Expeditionen, die in der Folge von dieser Station als Stützpunkt ausgingen, benannte ich nach Thule, dem Namen der Station.

Auf der ersten Thule-Expedition im Jahre 1912 war der Reiseweg quer über das grönländische Inlandeis, vom Clements-Markham-Gletscher an der Mündung des Inglefieldgolfs an der Westküste Grönlands zum Danmarkfjord auf der Ostküste, geführt worden. Wir erzwangen uns den Weg durch den Independencefjord in das Grönland mit Pearyland verbindende Landgebiet, und durch unsere Kartenaufnahmen stellten wir fest, daß der Kanal nicht vorhanden war, den Peary glaubte zwischen dem Independencefjord auf der Nordostseite und dem Nordenskiöld-Einlaß auf der Nordwestseite entdeckt zu haben.

Infolge der langen Reise, die mehr als 1000 Kilometer weit quer über das Inlandeis führte, und infolge der Umstände, die in der Nähe des Danmarkfjords das Vordringen erschwerten, gelang es uns nicht ganz, von dem kürzlich entdeckten Adam-Biering-Land bis in die Nachbarschaft des Nordenskiöld-Einlasses und des Sherard-Osborne-Fjords vorzustoßen. Zu der Zeit, als die Entscheidung über den Antritt des Rückmarsches getroffen wurde, hatten wir mehr als vier Monate auf andauernden, sehr anstrengenden Reisen durch unbekannte Gebiete verbracht. Sowohl für uns als auch für die Hunde hielten wir es für notwendig, die Heimreise über das Inlandeis nach meiner Station Thule an der Nordsternbai zu versuchen und die Erforschung der noch unbekannten Teile Grönlands auf die Zeit zu verschieben, wenn die Arbeit mit neuer Kraft wieder aufgenommen werden konnte.

Im Winter 1914 war der erste Versuch gemacht worden, unsere Pläne auszuführen. Peter Freuchen, der Kartograph meiner ersten Thule-Expedition, war der Leiter. Bei dem Aufstieg auf das Inlandeis fiel er aber in eine Gletscherspalte, und er mußte infolgedessen zurückkehren, und später konnte er nicht mehr teilnehmen, da sein Theodolit für die kartographischen Aufnahmen durch den Fall zerstört worden war.

Da diese Expedition beständig als eine nichterfüllte Forderung meiner arktischen Station erschien und da sie aus verschiedenen Gründen erledigt werden mußte, bevor ich meine ethnographische Reise zu den nordamerikanischen Eskimos antrat, die mehrere Jahre dauern sollte, entschloß ich mich, die Reise im Jahre 1916 durchzuführen.

Als die Hauptaufgabe dieser Thule-Expedition galt, die letzten noch unbekannten Gebiete der Nordküste Grönlands auf der Strecke zwischen dem St.-George-Fjord und dem De-Long-Fjord zu erforschen und kartographisch aufzunehmen. Wir wollen uns dabei vor allem bemühen, in das Land zwischen dem Nordenskiöld-Einlaß und dem Independencefjord einzudringen.

Die Erforschung der Gebiete, die wir bereisen wollen, wird neben den länderkundlichen Ergebnissen sehr interessante volkskundliche Probleme bieten. So ist es z. B. für die Theorie der Eskimowanderungen von Bedeutung, festzustellen, ob in den genannten mächtigen Fjorden Winterhäuser der Eskimos zu finden sind. Bekanntlich wurden auf Pearyland zwar Zeltringe, aber nie Winterhäuser gefunden. Die Nordgrenze des Winterhauses liegt an der Ostküste Nordgrönlands bei der Sophus-Müller-Spitze und an der Eskimospitze, auf Amdrup- und Holmland, während sie an der Westküste sich in der Nähe des Humboldtgletschers und des Hazensees auf Grantland befindet. Aus diesem Grund ist zur gründlichen Kenntnis der Eskimowanderungen die Untersuchung der großen Fjorde der grönländischen Nordküste erforderlich.

Von den geologischen Aufgaben, mit denen die Expedition zu tun haben wird, will ich nur die eine erwähnen: Während ganz West- und Ostgrönland im letzten Jahrhundert geologisch durchforscht worden ist, blieben das verbindende Glied zwischen der Ost- und Westküste, die Strecke zwischen dem Sherard-Osborne-Fjord und Pearyland, sowie dessen unbekannte Fjorde unerforscht. Bevor

diese Gebiete nicht untersucht worden sind, ist es unmöglich, ein vollständiges Bild von Grönlands Aufbau zu geben. Und da die Küsten und Fjorde hier oben am Nordende Grönlands noch auf die kartographische Aufnahme warten, kann der Schlußstein der geologischen Erforschung erst durch die Bereisung jener Gebiete gelegt werden.

Neben der hier entwickelten Aufgabe sind auf der ganzen Reise sorgfältige meteorologische Tagebücher zu führen und botanische und zoologische Sammlungen anzulegen.

Wie die erste Thule-Expedition, wird auch diese Reise ganz auf Eskimoart eingerichtet, so daß wir uns durch Jagd ernähren können, während wir gleichzeitig unsere wissenschaftlichen Aufgaben verfolgen.

Die Kosten werden durch meine Station in Thule gedeckt, die unter der Aufsicht eines Komitees steht, das sich zusammensetzt aus den Herren

Ingenieur M. Ib Nyeboe, Vorsitzender,
Großhändler Chr. Erichsen,
Lektor Chr. Rasmussen.

Die von der Station aus zu leistende wissenschaftliche Arbeit hat es wünschenswert gemacht, daß wir mit den Männern der Wissenschaft in engere Beziehungen traten. Es wurde daher ein wissenschaftliches Komitee gebildet; es bestand aus den Herren

Professor Dr. H. Jungersen,
Kapitän J. P. Koch,
Professor O. B. Bøggild,
Professor H. P. Steensby,
Museumsinspektor Dr. C. H. Ostenfeld.

Anfänglich hatte ich die Absicht, die Reise mit nur einem Gefährten auszuführen, mit dem dänischen Geologen Lauge Koch. Wir verließen Kopenhagen am 1. April 1916 und kamen Mitte Juni nach Thule. Anhaltende Stürme und ungewöhnlich schwierige Reiseverhältnisse zwangen uns aber, die Reise bis zum Frühjahr 1917 zu verschieben. Inzwischen lief im Sommer das alte Expeditionsschiff „Danmark“ meine Station Thule an, auf dem Wege nach Etah, wo sie die amerikanische Crockerland-Expedition holen wollte, die mehrere Winter dort zugebracht hatte. An

Bord der „Danmark“ war ein schwedischer Gelehrter, Dr. Thorild Wulff, dessen Arbeitsfeld anfänglich nur die Gegenden um den Smithsund und um die Melvillebucht umfaßte. Als aber Dr. Wulff davon hörte, daß wir unsere Expedition auf das nächste Jahr verschoben hatten, meldete er sich voll Begeisterung als Teilnehmer an der Schlittenreise im Frühjahr an.

Sein Ruf als Botaniker und seine eingehende Kenntnis der arktischen Pflanzenwelt empfahlen, ihn als Mitglied in die geplante Expedition aufzunehmen, die in Gebiete führen sollte, in denen Fachleute noch nicht tätig gewesen waren.

Die Expedition blieb den Winter über in meiner Station Thule und übte sich fleißig auf Schlittenfahrten, die bis Etah im Norden und Upernivik im Süden führten. Es hieße nur die Erfahrungen anderer Expeditionen wiederholen, wenn ich unsere Exkursionen beschreiben wollte, die wir von Oktober bis Februar ausführten, während wir auf das Wiedererscheinen der Sonne warteten.

Da nicht von allen Lesern meines Buches genügende Kenntnisse über die Polareskimos anzunehmen sind, will ich den Versuch machen, eine kurze Schilderung des Volkes zu geben, dessen Mittel und Wege zur Erhaltung des Lebens und dessen Reisetechnik die Grundlage waren, auf der sich unsere große Reise aufbaute.

Mit gelegentlichen Unterbrechungen lebte ich unter diesem Volk, den arktischen Hochländern, seit 1903, und ich habe gelernt, sie ebenso hoch zu schätzen als ich ihre große Geschicklichkeit bewundere, das Leben in diesen rauhen Gebieten zu führen. Zunächst wird es aber angemessen sein, einen Bericht über meine Expedition und deren Plan zu geben.

Die wissenschaftliche Ausrüstung der Expedition war denkbar einfach, wie es auf einer langen Schlittenreise erforderlich ist. Wir führten mit uns einen Theodoliten, drei Aneroidbarometer, ein Siedebarometer für Höhenbestimmungen, ein Maximum- und ein Minimumthermometer, verschiedene Weingeist- und Quecksilberthermometer, einen Windmesser und ein Hygrometer. Dr. Wulff schließlich brachte alles Nötige zum Einlegen und Trocknen der Pflanzen mit.

Während der Vorbereitungen zu dieser Reise, deren Ernst

keiner von uns unterschätzte, arbeitete ich einen schriftlichen Vertrag aus, der am 14. Februar von allen Teilnehmern unterschrieben wurde. Nur der nachstehende Teil wird hier interessieren, der übrige Inhalt, der sich auf die Reisewege und Reiseanordnungen bezieht, war selbstverständlich.

„Obwohl ich voll überzeugt bin von der Schwierigkeit, eine Expedition vor ihrem Abmarsch in Abteilungen zu gliedern, habe ich es doch für notwendig erachtet, diese Gliederung vorzunehmen. Sie, meine Kameraden, erhalten dadurch einen festen Punkt, von dem Sie bei der Planung der verschiedenen Expeditionsarbeiten ausgehen können.

„Die Expedition besteht aus:

Dr. Thorild Wulff, Botaniker und Biologe,
Lauge Koch, Geologe und Kartograph,
Hendrik Olsen, einem früheren Teilnehmer an der Danmark-Expedition,
Ajako,
Nasaitsordluarsuk, genannt der Bootsmann,
Inukitsoq, genannt Harrigan,
und aus mir als Ethnograph und Leiter der Expedition.

„In einer früher vorgelegten Arbeitsübersicht sind alle bevorstehenden Aufgaben niedergelegt.

„Für alle Anordnungen für Reisen und Reisewege bin ich als Leiter ganz allein zuständig. Ich will Ihnen aber in der Tat in Ihrem besondern Tätigkeitsbereich alle jene Freiheiten zugestehen, die die Umstände erlauben, und Sie sollen, so oft Ihre Arbeit es verlangt, von der Jagd befreit sein.

„Von vornherein will ich mit Nachdruck darauf hinweisen, daß es während der Dauer der Expedition Unterschiede zwischen Ihnen und der Stellung der Eskimos nicht geben darf. Die Eskimos sind Mitglieder der Expedition, mit den gleichen Rechten und Pflichten wie die wissenschaftlichen Teilnehmer, und niemand außer dem Expeditionsleiter darf über sie verfügen."

Verschiedene große und reichausgestattete Expeditionen waren schon in den Gebieten, die wir aufsuchen wollen. Aber keiner von ihnen war es geglückt, eine gründliche Kenntnis des Landes heimzubringen, obwohl gerade dort der Schlüssel liegen müßte für

manche Probleme, die sich auf die Erforschung und Geschichte Grönlands beziehen.

Die Erklärung liegt darin: Die Entfernungen zwischen den einzelnen Arbeitsfeldern sind riesig; die Bodenbeschaffenheit ist schlecht, und in den Fjorden ist der Schnee bodenlos. Aus diesem Grund haben diejenigen Forscher, die mit einer sogenannten guten Ausrüstung für die Reise versehen waren, nicht vorwärtskommen können. Ihre schweren Gepäcklasten erlaubten ihnen keine freie Bewegung, und sie zogen es daher stets vor, den Reiseweg in einiger Entfernung vom Land auf dem eigentlichen Polareis fortzusetzen; denn dort war ein sicheres Vorwärtskommen möglich.

Mit andern Worten: Die reiche, gute Ausstattung, die sonst stets als ein entschiedener Vorteil angesehen werden mußte, ist hier eine Belastung, die es dem Forscher nicht erlaubt, so rasch vorwärtszukommen, als es die für die Reise günstige Jahreszeit verlangt.

Diejenigen, die es unternehmen, die Karte von Grönland zum Abschluß zu bringen, müssen daher mit der gewöhnlichen Praxis der Expeditionen vollständig brechen und müssen sich ganz auf die Jagd verlassen. Nur dadurch können die Schlitten leicht gemacht werden und können ihren Weg in die tiefen Fjorde hinein durch den Schnee erzwingen.

Für uns gab es darum keine Wahl. Die Aufgaben, die wir uns gestellt hatten, waren alle schwierig und bedeutend, und solange sie nicht erfüllt waren, konnte man die Erforschung Grönlands nicht als abgeschlossen ansehen.

Diese Arbeit lag auf dem Wege der internationalen Polarforschung, die bisher nur von den großen Nationen in die Hand genommen war. Es war uns darum zu tun, daß dänische Forscher sie abschlossen, da in den verflossenen 200 Jahren die Führung in der Erforschung unserer fernen Kolonie in der Hand von Dänen gelegen hatte.

Die Umrisse für unsere Arbeit waren von unsern Vorgängern gezogen, und wir wußten von vornherein, daß wir irgendwelche große geographische Überraschungen nicht zu erwarten hatten. Nur die Krumen von der Tafel der früheren reichen Expeditionen sollten wir sammeln. Unsere Rolle war darum in etwas der vergleichbar, die der kleine Polarfuchs spielt, der überall an den

Küsten der Arktis den Fußtapfen des mächtigen Eisbären folgt, in der Hoffnung, etwas Gutes möchte auch für ihn übrigbleiben.

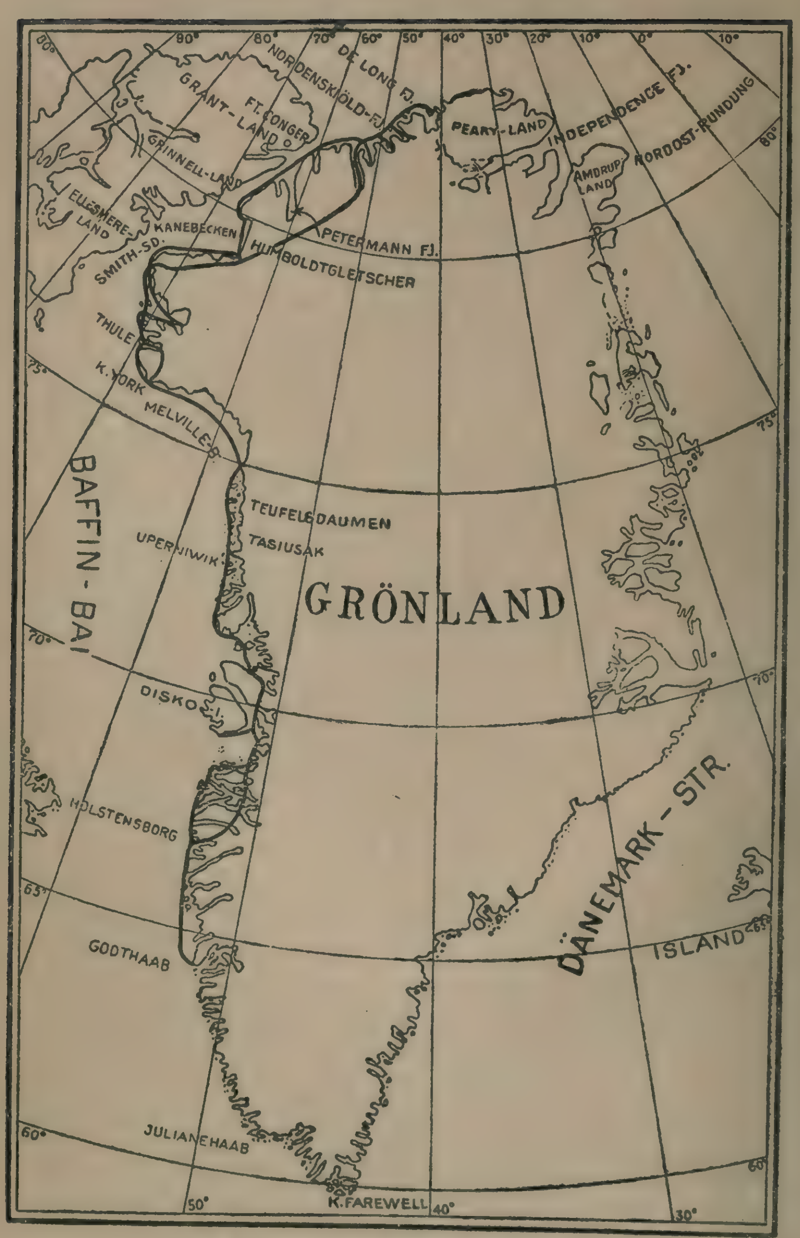
Und doch war unsere Aufgabe keineswegs undankbar, denn uns war es beschieden, die Steine zu heben, die andere hatten liegen lassen!

Die Strecke, die wir von unserm Stützpunkt in Thule bis zum Sherard-Osborne-Fjord zurückzulegen hatten, maß 1000 Kilometer. Unsere Vorgänger, deren Schiffe in der Lady-Franklin-Bai und bei Kap Sheridan überwinterten, hatten nur 300 Kilometer zu marschieren. Für die angegebene Entfernung hatten wir genügend Proviant mit, aber dann mußte die Jagd die Nahrung liefern.

Die Erfahrungen, die ich 1912 auf der ersten Thule-Expedition gewonnen hatte, gaben mir das Recht, einen solchen Plan als wohlbegründet anzusehen. Vor allem rechnete ich auf die Moschusochsenjagd, die man in den ausgedehnten Landstrecken erwarten durfte, die auf den amerikanischen Karten rund um die Fjorde und an ihrem Innenende erscheinen. Außerdem gab es auch Seehunde. Die Polareskimos, die auf den Expeditionen Pearys die Fjordmündungen überschritten hatten, berichteten mir, das Eis sei hier von solcher Beschaffenheit, daß man im Juni und Juli mit Sicherheit auf Seehunde rechnen dürfe; Atemlöcher seien nicht selten beobachtet worden. Diese Mitteilungen in Verbindung mit meinen eigenen Erfahrungen aus dem Independencefjord, wo wir in einer ähnlichen geographischen Lage viele Seehunde gefunden hatten, veranlaßten mich schließlich zu meinem Entschluß.

Die Gefahr, die man auf solchen Jagdexpeditionen läuft, stand mir klar vor Augen. Aber wenn man sich auf eine Reise begibt, beschäftigen sich die Gedanken niemals mit den möglichen Gefahren. Jeder Polarreisende kennt das Risiko, wenn er sein Heim verläßt, um den Fuß auf unbekannte Ufer zu setzen. So war es auch bei uns der Fall. Alle meine Kameraden begrüßten meine Pläne voll Begeisterung, und jeder von ihnen war einzig und allein erfüllt von dem einen Gedanken an den sicheren Erfolg.

Knud Rasmussen.



Der Schauplatz der II. Thule-Expedition.

Erstes Kapitel.

Leben und Geschichte der Polareskimos.

Die erste Entdeckung.

Am nördlichsten von allen Erdenbewohnern leben die Polareskimos, deren geniale und einfache Jagdmethoden ihr rauhes und kahles Land in eine von den Weltoasen verwandelt haben, wo wirklich glückliche Menschen hausen.

Der erste historische Bericht, den wir von ihrem Land haben, stammt aus dem Jahr 1616, als es von Baffin entdeckt wurde. Baffin sah jedoch dort keine Menschen, und erst im Jahr 1818 kam James Roß in Verbindung mit einem Eskimovolk, von dem man bisher nie etwas gehört hatte.

Noch jetzt lebt in dem Stamm eine dunkle Erinnerung an die Prophezeiung einer Frau namens Möwe, die vorausgesagt hatte, vom Meer her werde ein großes Boot mit hohen Masten erscheinen. Und ganz richtig, an einem Sommertag, als das Wintereis eben aufgebrochen war und das steile Kap York nur durch einen schmalen Eisstreifen vom Meer getrennt dalag, kam ein Schiff und legte an der Eiskante an. Es war ein Wunder von Scharfsinn, eine ganze Insel aus Holz, die sich mit Flügeln über das Meer hin bewegte und viele Häuser und Räume in der Tiefe hatte, die mit lärmenden Menschen erfüllt waren. Kleine Boote hingen an den Seiten, und als diese mit Männern besetzt ins Wasser gelassen wurden und das Schiff umgaben, sah es aus, als habe das Ungeheuer lebendige Junge geboren.

Dieser Besuch erweckte zunächst große Angst und Entsetzen, aber dann viel Freude. Man wollte nicht glauben, daß die weißen Männer richtige Menschen wären. Man nahm vielmehr an, es seien Geister der Luft, die zu den „Inuits“ herabgeschwebt waren. Das Schiff blieb nur kurze Zeit liegen, dann stach es wieder in

See; seine weißen Flügel glänzten in der Sonne, und bald war es wieder am Horizont verschwunden.

Roß' Erscheinen bei den freundlichen, unvorbereiteten Eskimos war wohlgeeignet, Aufsehen zu erregen, und ich will deshalb die obige phantasievolle Schilderung durch einen kurzen Bericht aus dem Reisebericht der Expedition ergänzen.

Es wird erzählt, man habe, während das Schiff an der Eiskante lag, plötzlich zum großen Erstaunen aller an Bord Befindlichen draußen auf dem Eis menschenähnliche Geschöpfe erblickt; sie waren in Tierfelle gekleidet, trugen langes schwarzes Haar und liefen unter merkwürdigen Bewegungen neben ihren Hundeschlitten her. Sie waren dem Schiff schon ganz nahegekommen, als plötzlich ein Manöver mit den großen weißen Segeln vorgenommen wurde; dies hatte zur Folge, daß sie augenblicklich kehrtmachten und, anscheinend von Schrecken gepackt, nach dem Lande flüchteten.

Nun vergingen ein paar Tage, in denen man vom Schiff aus alle erdenklichen Anstrengungen machte, um mit den Eskimos in Verbindung zu kommen; aber ohne Erfolg. In seiner Verzweiflung darüber ließ Roß schließlich auf einem Eisberg mitten zwischen Küste und Schiff eine hohe Stange mit einer Flagge errichten, auf die Sonne und Mond gemalt waren über einer Hand, die eine Heidepflanze hielt. An die Stange wurde außerdem ein Beutel mit Geschenken gehängt.

Leider fiel diese List nicht auf guten Boden. Waren die Eskimos vorher schon ängstlich gewesen, so gerieten sie nun ganz in Schrecken über diese geheimnisvolle Stange mit der flatternden Fahne, hinter der sie irgendeine gefährliche Kriegslist vermuteten. Neugierig umkreisten sie sie einige Zeit, aber als sie sich die merkwürdigen Zeichen und die freundlich vorgestreckte Hand genügend angesehen hatten, verschwanden sie wieder eiligst nach dem Land.

Da dieser Versuch mißglückt war, heißte man am großen Mast des Schiffes eine weiße Flagge, und gleichzeitig wurde der unter der Mannschaft befindliche Grönländer Sachäus mit einer kleinen weißen Flagge in der Hand aufs Eis hinausgeschickt. Die Eskimos schienen jedoch kein Verständnis für die freundlichen Absichten dieser Maßnahmen zu besitzen, und man würde möglicherweise noch andere schlaue Experimente gemacht haben, die sie nur

noch mehr verwirrt und erschreckt hätten, wenn sich nicht Sachäus als Herr der Lage gezeigt und Roß um die Erlaubnis gebeten hätte, allein und unbewaffnet zu seinen Stammesgenossen zu gehen. Auf diese Weise gelang es endlich, die Verbindung herzustellen.

Die große Begegnung zwischen den Polareskimos und dem Südgrönländer fand an einer großen Rinne im Eis statt, so daß zwischen beiden für alle Fälle ein natürliches Hindernis lag.

Nicht ohne Mühe konnte Sachäus ihnen klarmachen, daß es friedliche Leute seien, die zu ihnen kämen. Die Eskimos waren gerade dabei einzuwilligen, ihm an Bord zu folgen, da zeigte sich Roß in seinem Eifer, mit den merkwürdigen Menschen zusammenzutreffen, plötzlich in voller Offiziersgala auf dem Eise. Diese phantastische Erscheinung eines Menschen hätte die Eskimos beinahe wieder verscheucht. Aber da die Freundschaft mit Sachäus nun einmal eingeleitet war, und nachdem man den erstaunten Wilden erklärt hatte, die merkwürdige Tracht sei nur ein äußerliches Zeichen dafür, daß der große Mann der Herr über alle die weißen Männer sei, ließen sie sich beruhigen und kamen an Bord.

Es gereicht den Eskimos in hohem Grad zum Ruhm, daß sie sich trotz all des Unverständlichen, das sie sahen, doch an Bord und in die Kajüte des Chefs hineinlocken ließen, und daß sie auf die vielen Fragen, die an sie gerichtet wurden, kluge und würdige Antworten gaben, die Sachäus verdolmetschte. Man mag sich vorstellen, welchen Eindruck es auf sie gemacht haben muß, als man, vermutlich um sie zu amüsieren, ein grunzendes schottisches Schwein auf Deck losließ, auf diese Menschen, die nur gewöhnt waren, es mit wilden Tieren zu tun zu haben! Oder als man eine Taschenspielervorstellung vor ihnen veranstaltete und sie sich in einem Hohlspiegel betrachten ließ.

Roß faßt seine Eindrücke in den beachtenswerten Worten zusammen, daß sie alle mit Liebe voneinander und von ihrer Familie sprechen und daß sie im ganzen ein glückliches Leben zu führen scheinen, ohne Kenntnis von Krankheit und Krieg.

* * *

Schon als Kind hatte ich in Grönland von den Polareskimos viel gehört, aber meist waren es uralte Sagen von wilden Menschenfressern und gefährlichen Jägern, die hoch oben in der

Heimat des Nordwindes „ganz am Ende der Welt" wohnten, wo immer Nacht herrscht und wo kein Sommer das Eis des Meeres zum Schmelzen bringt.

„Diese Menschen muß ich kennenlernen", war mein Entschluß als zwölfjähriger Knabe, und dieser Entschluß, von dem ich mich auch später nicht losmachen konnte, hat dazu geführt, daß ich nach wiederholtem Aufenthalt unter ihnen, sozusagen als einer der ihren, als Freund und Jagdkamerad, in ihren Stamm aufgenommen worden bin.

Es gibt keinen Jäger unter ihnen, mit dem ich nicht zusammen gejagt hätte, und wohl kaum ein Kind, das ich nicht dem Namen nach kennte; denn der Stamm zählt kaum mehr als 250 Köpfe.

Eskimos als Nordpolfahrer.

Diese Menschen, die keine bleibende Stätte haben, sondern wie ihr Jagdwild auf Zügen und Wanderungen leben, sind die geborenen Polarfahrer. Von Kindheit an werden sie in einer unbarmherzigen Kälte abgehärtet, und das Beschaffen der Nahrung setzt sie fast täglich den gewaltigsten körperlichen Anstrengungen und plötzlichen Gefahren aus, die die Geistesgegenwart schärfen und die Todesverachtung zu einer Selbstverständlichkeit machen; dies alles bewirkt, daß sie als unübertreffliche Begleiter auf Polarreisen zu betrachten sind.

Diese Erfahrung machten Kane, Hayes, Hall, Nares, Peary, die Crockerland-Expedition und nicht zuletzt ich selbst, und bei all den Expeditionen der letzten 75 Jahre, die durch die oben genannten Namen gekennzeichnet sind und deren Ziel die Erforschung und die Aufnahme der nördlichsten Teile unserer Erde war, sind die Eskimos in verschiedener Weise beteiligt gewesen und haben ihren Einsatz gegeben, der nicht unterschätzt werden darf.

Im folgenden werde ich namentlich bei Peary verweilen, weil seine arktischen Reisen einen Abschnitt in der Geschichte der Polareskimos darstellen.

Es ist nicht wenig, was die Eskimos Peary schulden, aber auf der andern Seite würde ohne die Hilfe dieser Eskimos Pearys Name wahrscheinlich einen ganz andern Klang haben als heute. Denn sie haben ihn auf allen seinen Reisen begleitet, sie haben Haus, Land und Familie verlassen und ihre ganze Existenz für

die Verwirklichung der phantastischen Reisepläne eines fremden Mannes eingesetzt.

Dieser Einsatz des Lebens für die Lösung von Aufgaben, worin sie selbst oft nur ein Kennzeichen der vielen sonderbaren Ideen der weißen Männer sahen, zeigt zur Genüge, welchen Überfluß an Todesverachtung, welchen Überschuß an Mut die Eskimos besitzen, wenn sie erst einem Mann ihren Beistand zugesagt haben.

Das sind keine Leute, die den Kopf hängen lassen und davonlaufen, wenn sie Gefahren und der ewigen Hoffnungslosigkeit der Eispressungen begegnen.

Die Eskimos sind ein Wandervolk, das immer nach Veränderung und Überraschungen trachtet; sie sind ein Volk, das liebt herumzustreifen, neue Jagdgebiete, neue Möglichkeiten und „verborgene Dinge“ zu suchen.

Sie sind geboren mit der Neigung und dem Wissensdurst des Entdeckers und sie besitzen alle die Eigenschaften, deren der Forscher unter diesem Himmelsstrich bedarf.

Sobald eine Eskimofamilie neues Land in Besitz genommen hat, kennt sie in erstaunlich kurzer Zeit alles Land auf Meilen in der Runde, Wege, Richtwege, Ebenen, Berge, ja alle die verschiedenen Naturumstände, die ein Jäger kennen muß, um seine Beute zu suchen und zu finden. Sie studieren das Inlandeis und finden bequeme Aufstiege und Schlittenwege nach andern Küsten und andere Möglichkeiten, und das Meer umschließt für sie bald keine Geheimnisse mehr in all den Fragen, die die Wanderungen der Seetiere und deren Lieblingsaufenthalt betreffen.

Der Jäger liebt es überhaupt, vom Alten fortzukommen und in die volle aufregende Spannung zu geraten, die mit dem Jagen und Suchen unter fremden Verhältnissen verbunden ist. Er versteht diese Eigenschaften und Neigungen auch bei andern zu schätzen.

Ich vergesse niemals die freudige Überraschung, die es unter den Jägern des Stammes erregte, als ich im Frühjahr 1907 mit Osarqaq bei ihnen angefahren kam und erzählte, ich sei auf dem Wege nach Ellesmereland. Ich hätte noch nie einen Moschusochsen gesehen, und nun habe mich das Verlangen gepackt, Moschusochsenfleisch zu kosten. Ihrer Meinung nach muß nämlich hinter jeder Handlung eines Menschen ein vernünftiger Grund

stecken. — Oh, wie sie mich da verstanden! Sie wußten, daß es „zwei Sonnen“ her war, seit ich mein Land und meine Heimat verlassen hatte, und daß ich noch immer mit demselben Ziel vor Augen unterwegs war. Das flößte ihnen Achtung ein. Ich war froh und gerührt, als der alte Geisterbeschwörer Masaitsiaq mich willkommen hieß und seiner Freude Ausdruck gab, daß ich in meinem Land meine alten Jagdkameraden nicht vergessen habe. Dann erklärte er, daß alle jungen Jäger des Stammes wetteifern würden, mir das Land zu zeigen, das ich noch nicht kannte, und die Tiere, die ich noch nicht erlegt hätte. — Es geschah, wie er versprochen hatte. Zwei der besten Männer des Stammes erklärten sofort, sie würden mit mir gehen. Da gab es keine Bedenklichkeiten, und keine Vorbereitung war notwendig; ein Eskimo ist immer für eine weite Reise gerüstet. Schon am nächsten Morgen begannen wir die 2000 Kilometer lange Schlittenreise, jagten mehrere Monate lang zusammen und erlebten die merkwürdigsten Dinge. Wir reisten miteinander wie gute Kameraden. Von einer Bezahlung für die lange Zeit, die sie zusammen mit mir weit weg von ihren Familien verbrachten, war nicht die Rede. Nein, dies war ja nur ein Abschnitt in ihrem Leben, und um alles in der Welt wollten sie nicht meine bezahlten Diener sein.

So war es auch mit ihrer Teilnahme an Pearys Reisen, so lange sie sich in Gegenden bewegten, wo Land war. Interessant ist es deshalb zu sehen, welchen Standpunkt sie einnahmen, sobald die eigentlichen Nordpolreisen begannen. — Auf den ersten Expeditionen willigten sie nämlich mit Freuden ein, nach Norden zu ziehen, weil sie meinten, die Reise könnte den Erfolg haben, daß man neue Menschen, unbekannte Jagdfelder oder doch zum Aufenthalt geeignetes Land fände. Aber später, als man ihnen klarmachte, daß alle die lebensgefährlichen Anstrengungen nur einem geographischen Punkte galten, einem Ort weit draußen in dem öden Preßeis, wo es weder Menschen noch Wild noch Land gab, da erschienen ihnen die Strapazen unendlich zwecklos, und ihre Teilnahme bekam jetzt ganz neue Beweggründe. Zum Teil war es der Respekt vor Peary; man hat mir oft erzählt, daß er „seine Fragen stellte, mit einem so starken Willen, seinen Wunsch zu erreichen, daß es unmöglich war, nein zu sagen“; zum Teil war es natürlich auch der Wunsch, sich Büchsen, Holz und Messer als

Entgelt für die Teilnahme zu erwerben. Aber ihr persönliches Interesse für die Lösung der Aufgabe, ihr privater Ehrgeiz, vorwärtszukommen, war jetzt ganz ausgeschaltet. Zwanzig Jahre hindurch hatte Peary das Gebiet der Polareskimos als Basis seiner Expeditionen benutzt, und während dieses knappen Menschenalters haben diese Eskimos den Sprung von der Steinzeit zur Gegenwart mit ihrer technischen Kultur gemacht.

Als Peary zum erstenmal hier herauf kam, war der Stamm in der Hauptsache noch völlig unberührt. Gewehre kannte man fast gar nicht, die vornehmste Waffe zu Land war der Bogen, zur See die Harpune. Lange bevor Peary seine letzte Reise abschloß, hatten alle Fangleute die modernsten Hinterladerwaffen unserer Zeit. Die alten Messer, die aus Stücken Meteorstein bestanden, die mühsam in Renntierhaut oder Narwalzähne eingefaßt waren, waren durch den feinsten Stahl ersetzt, und ihre Schlitten, die früher aus Walfischknochen verfertigt waren, die man mit großer Kunstfertigkeit zu Kufen zusammengebunden hatte, bestanden jetzt aus feinstem Eschen- und Eichenholz.

Sicherlich gab es lange vor Pearys Ankunft einen lebhaften Tauschhandel mit den schottischen Walfängern, aber etwas wie eine Büchse war doch eine große Seltenheit. Der Handel mit den Walfängern scheint überhaupt mehr vom Zufall abhängig gewesen zu sein, und man muß daher zugestehen, daß Peary den Stamm auf seine jetzige Stufe im Gebiet des Erwerbslebens gehoben hat. Vor der Einführung der modernen Waffen war es selbstverständlich, daß die Polareskimos den Launen der verschiedenen Jahre im allerhöchsten Grade unterworfen waren. Ihre eigenen primitiven Waffen waren schöne, zweckmäßige Erfindungen, aber ihr Gebrauch war eine Kunst, und wenn Wetter- und Eisverhältnisse oder der Zug der Jagdtiere ungünstig ausfielen, so geschah es daher nicht selten, daß schlimme Winter kamen, in denen es schwer fiel, sich durchzuschlagen. Peary führte den Verstand des weißen Mannes in ihr Erwerbsleben ein, und damit geschah selbstverständlich ein ganz außergewöhnlicher Fortschritt in ihrem materiellen Dasein.

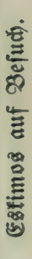
Aber die Eskimos vergaßen nicht, Peary zu vergelten, was sie glaubten, ihm schuldig zu sein. Auf seinen beiden letzten Reisen nach dem Nordpol folgten ihm nicht weniger als 70 bis 80

Eskimos, Männer, Frauen und Kinder, sowie mehrere hundert Hunde auf der „Roosevelt" nach der Nordspitze von Grantland; es waren die besten jungen Männer des Stammes. Kann man sich im Grunde vorstellen, daß ein Volk ein ernsteres und umfangreicheres Opfer für die wissenschaftliche Forschung bringt als hier, wo es ihr alle seine besten Kräfte zur Verfügung stellte?

Aber Peary besaß auch selbst Eigenschaften, die es ihm ermöglichten, ein solches Abkommen mit seinen Helfern zu treffen. Seine große persönliche Ausdauer, seine oft erprobte Furchtlosigkeit, seine Begabung, Jahr für Jahr solche Anordnungen zu treffen, daß ein guter Ausgang gesichert war, erregte die vorbehaltlose Bewunderung der Eskimos. Mit einem Mann wie Peary etwas zu wagen, erschien ihnen als Spaß, mit dem großen Peary mit seinem starken Willen, dem mächtigen Herrn mit dem unerschöpflichen Reichtum, mit Piulerssuaq, der beim Stamm sicher einst einen Sagenkreis um sich bilden wird.

Bei meinem Verkehr mit den Polareskimos habe ich oft Gelegenheit gehabt, sie von ihm erzählen zu hören, und immer sind sie bei ihren Berichten voll Anerkennung und Stolz, daß sie mit ihm gewesen sind, wenn man auch oft das Gefühl hat, daß der Respekt vor ihm größer war als die Liebe. Ich will hier einen kleinen Zug wiedergeben, den mir der junge Odaq erzählte, der an allen Nordpolreisen Pearys teilgenommen hatte.

Es war im Jahr 1906, dem Jahr, als Peary 87° 14′ erreichte und einen vorläufigen Rekord für den nördlichsten Punkt aufstellte. Sechs Eskimos begleiteten ihn; diese hatten ihm schon mehrere Tage zugesetzt, sie müßten jetzt umkehren, wenn sie nicht alle auf dem Rückweg verhungern wollten. Aber Peary blieb hartnäckig dabei, sie müßten noch einige Zeit aushalten. Sie hatten viel Mißgeschick gehabt. Offenes Wasser hatte sie aufgehalten, fürchterliche Schneestürme in beißender Kälte hatten alles Vorwärtskommen verboten; aber so oft das Wetter sich nur ein wenig besserte, war Peary, wie Odaq erzählte, sofort aus der Schneehütte herausgeeilt und hatte sich auf den Weg nach Norden gemacht, immer nach Norden durch das berüchtigte Preßeis sich durchschlagend, den Weg für die Schlitten und die erschöpften Hunde bahnend, die von den Eskimos getrieben nachkamen. Peary war ununterbrochen unterwegs, lang=



Eskimos auf Besuch.



Schlittenfähre bei Upernivik.

sam gegen den Sturm ankämpfend, während die Schlitten hinter ihm herkrochen. An einem Abend nach einem solchen Tage war es, als die Sehnsucht nach Land, nach Frau und Kindern und nach der köstlichen Jagdbeute weit unten im Süden die jungen Jäger so mächtig ergriff, daß sie in ihrer verzweifelten Fahrt nach Norden nur noch Tod und Untergang sahen. Sie hatten nicht viel davon gesprochen, aber Odaq meinte, sie hätten einander so seltsam angesehen, und es sei ihm aufgefallen, daß sie sich nicht recht getrauten, das Wort Land auszusprechen. Dann hatte er es nicht länger aushalten können, und er war in die Schneehütte gegangen, wo Peary lag und schlief, und hier hatte er gesagt:

„Ich komme, um mit dir wegen des Schicksals meiner Kameraden zu sprechen; denn jetzt bedeutet ein weiteres Vordringen Tod für uns alle zusammen, und ich weiß ja, daß du nicht umkehren willst. Schicke meine Kameraden zurück. Sie werden mit Hilfe des Kompasses schon Land finden können. Dann will ich mit dir zusammen weiterreisen, damit du nicht allein sterben sollst."

Odaq fuhr fort:

„Da blickte Peary mich so seltsam betrübt an, und es kam mir vor, als ob zum erstenmal, solange ich mit ihm gereist war, in seinen strengen Augen ein gütiger Ausdruck läge, und indem er mir auf die Schulter schlug zum Zeichen, daß er mich verstanden habe, erwiderte er: ‚Ich bin froh über deine Worte, Odaq, aber es ist nicht notwendig, morgen kehren wir um; denn sieh, Odaq, auch ich will jetzt noch nicht sterben, weil ich ein andermal das Ziel erreichen will, das ich jetzt aufgeben muß.'"

Diese kleine Episode scheint mir Peary ebenso zu charakterisieren wie den jungen Bärenjäger, der nicht davor zurückschreckte, sein Leben für die hohen Pläne seines Herrn zu opfern.

Übrigens hört man durchaus nicht nur ernste Dinge von ihnen, und nichts war unterhaltender für mich während der vielen Unwettertage im Sommer und Winter, als den Berichten der Eskimos von Not und Gefahr zu lauschen, die jetzt in der Erinnerung immer auf eitel Vergnügen hinausliefen.

„Ach ja, das war damals, als wir gezwungen waren, unsere Hunde weit vom Lande entfernt mitten auf dem Eis draußen roh zu essen, während unsere gewaltigen Fleischvorräte zu Hause an

unsern Wohnplätzen verfaulten.“ Derartige kleine Schlußbemerkungen schließen ihre ganze launige Selbstironie ein; denn für einen Eskimo wird es immer etwas ungeheuer Lächerliches sein, daß man sich vom Land weg ins kalte Preßeis des Polarmeeres hinauslocken läßt, nur um sich vorwärtszuschlagen, ständig den Tod in der gewaltigen, weißen, alles Lebens baren Wüste vor Augen.

Wie bezeichnend ist es für den Freiluftgeist des Eskimos, für seine Jägernatur und seinen unbeugsamen Ehrgeiz, daß ein Mann, der seine Leiden bei den Strapazen einer Reise als etwas Sensationelles auffaßte, sich unter seinen Landsleuten sofort lächerlich machen würde. Nein, hat man sich einmal in das Zufallsspiel einer Reise begeben, so hat man alles, was sich ereignet, als Mann zu nehmen, das will sagen, mit einem breiten Lächeln. Ich habe alte Eskimos von lebensgefährlichen Lagen erzählen hören, und die Zuhörer bogen sich vor Lachen.

Wir hochentwickelten Kulturmenschen stoßen hier bei den Naturvölkern, die wir sonst mit unserer ganzen gnädigen Überlegenheit beehren, auf eine rätselhafte, humorvolle Todesverachtung, in der die Begriffe Gefahr und Komik beinahe zusammenfallen. Man beachte zum Beispiel, wie ein paar Familien, die bei der vorletzten Expedition Pearys an den großen Seen bei Fort Conger zurückgeblieben waren, den langen Weg nach Hause bis zum Kap-York-Distrikt zurücklegten.

Mit Gespannen von zwei und drei Hunden, ohne Reiseproviant, brachten die Männer ihre Frauen und Kinder den fast 1000 Kilometer langen Weg südwärts erst über den Kennedykanal nach dem Land nördlich des Humboldtgletschers, und dann an Gletschern und Land entlang, immer wie Raubtiere um ihre Nahrung kämpfend. Ein paar Frauen hatten neugeborene Kinder im Rucksack, andere waren im vorgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft, wieder andere gebaren Kinder, während sie Schritt für Schritt auf dem gefährlichen, mühsamen Weg vorwärts wanderten, die Schlitten stoßend und ziehend, bis zu ihren Wohnplätzen. Und sie kamen an, völlig unberührt von dem Kampf ums Leben, übersprudelnd von guter Laune wie nie zuvor, strotzend von Gesundheit bis zum jüngsten Säugling.

Aber jeder, der die Karte ansieht, wird verstehen, welche

hervorragende Tat diese Familien vollbracht haben. Hier hat die Jägerschlauheit der Eskimorasse und ihre kräftige Konstitution einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert. Es ist dies ein Blatt in der Geschichte der Nordpolreisen, das auch der kennen sollte, der den Nordpol nur vom Hörensagen kennt.

Es war im Jahr 1907. Ich kam damals mit zwei Eskimos von Ellesmereland her, als wir in der Nähe von Kap Inglefield auf eine Schlittenspur stießen. Wir waren nicht einen Augenblick im Zweifel, daß sie von der Nachhut des großen Heeres Pearys stammen mußte, das im Angriff auf den Nordpol war. Ihr Schicksal war den ganzen Winter hindurch das Gesprächsthema ihrer Stammesgenossen gewesen. Wir hatten zwei Spuren vor uns; die eine rührte von einem Gespann von vier Hunden her, die andere von drei Hunden, und es war deutlich zu sehen, daß die Hunde ganz erschöpft waren, denn keiner von den Reisenden hatte auf dem Schlitten sitzen können. Wir stellten die Spuren von zwei Männern und zwei Frauen fest, und zwischen ihnen sahen wir winzig kleine Eindrücke von Kinderfüßen. Die Kinder konnten höchstens 5 oder 6 Jahre alt sein. Die Spuren kamen vom Humboldtgletscher herunter und wiesen nach Etah hinab.

„Sieh, die Kleinen haben den weiten, weiten Weg gehen müssen“, sagte einer der Eskimos, als er die kleinen Spuren sah.

„Unsere Frauen gebären starke Kinder!“ rief der andere, indem er im Lauf die Spuren untersuchte.

Wir beschlossen sogleich, umzuwenden und zum Wohnplatz bei Anoritoq zu fahren, da doch die Möglichkeit bestand, daß noch mehr unterwegs und in der Nähe wären. Man konnte nicht ahnen, was diese Menschen durchgemacht hatten und in welcher Verfassung sie waren. In größter Spannung erreichten wir unser Ziel. Nein, keine Menschenseele. Wir kehrten also wieder um und fuhren nach Etah, dort endlich trafen wir sie: zwei Familien, Odaq mit Frau, einem kleinen fünfjährigen Sohn und einem Säugling; Agpalinguaq mit Frau, einer kleinen Tochter und einem neugeborenen Kind.

Diese Polarfahrer sahen alle aus wie Leute, die von einer kleinen Vergnügungsreise kamen, wohlgenährt und strahlend vor Gesundheit. Die Frauen und die Kleinen kamen ganz sicher eben von einer Fußtour von etwa 1000 Kilometer, die Mütter

mit den kleinen Kindern auf dem Rücken, und alle waren sie über einen Monat eine Beute der Kälte und der fegenden Schneestürme draußen auf dem Eis gewesen. Und wenn es irgendwo stürmt in Grönland, dann ist es unterhalb des Humboldtgletschers; dort herrscht ein Wind, der beißen kann. Noch acht Familien waren unterwegs. Zwei Schlitten waren etwas zurückgeblieben, weil die Frauen, die mit waren, unterwegs Kinder bekommen hatten. Und dies alles erzählten sie ruhig und ohne alle Aufregung.

Nie habe ich mich als Polarfahrer so klein gefühlt wie gegenüber diesen Frauen, die mit Säuglingen an der Brust Reisen unternahmen, die manch einem weißen Mann das Leben gekostet hätten.

Der Kampf um die Nahrung.

Die rauhe Natur, die den Polareskimo in einen ruhelosen Kampf ums Dasein hineinzwingt, lehrt ihn rasch, das Leben von der praktischen Seite zu nehmen, mit anderen Worten: Zum Leben brauche ich vor allem Nahrung! Und da er so glücklich gestellt ist, daß seine Form des Nahrungserwerbs, die Jagd, zugleich seine größte Leidenschaft ist, so kann man mit Recht sagen, daß er ein glückliches Leben führt, zufrieden mit dem Los, das ihm das Schicksal gab. Er wird mit den Eigenschaften geboren, die für seinen Erwerb erforderlich sind, und die Fertigkeit im Gebrauch der Geräte, die ihn später zum Meister machen, erreicht er im Spiel, während er heranwächst. Kommt dann der Tag, da seine Kräfte sich mit denen der Erwachsenen messen können, dann nimmt er sich ein Weib und tritt damit in die Reihe der Jäger ein.

Der Schlitten und das Kajak sind nun die Hauptelemente, worauf sein ganzer Erwerb sich aufbaut. Aber während der Schlitten bei jeder Art Fang zehn Monate im Jahre benutzt wird, läßt das strenge Klima des Landes die Verwendung des Kajaks nur eine ganz kurze Zeit zu; denn der Sommer dauert nicht länger als von Ende Juli bis in die ersten Tage des September.

Als Kajakruderer kann sich der Polareskimo mit seinen südgrönländischen Stammesfreunden nicht messen. Sein Kajak ist groß

und plump und verträgt keinen Seegang, da seiner Ausrüstung der Ganz- und der Halbpelz fehlt, der zur Bedeckung des Mannlochs dient, es kann also nicht bei jedem Wetter ohne Gefahr zu sinken ausfahren.

Das Meer ist indessen in der Regel mit Eisschollen erfüllt, die den Wellengang dämpfen, und die Gelegenheit, in der Dünung zu rudern, ist nicht zu oft gegeben.

Die Hauptwaffe des Kajaks ist die Harpune mit Fangleine und Blase; was ihm an Seetüchtigkeit fehlt, wird durch die verblüffende Geschicklichkeit ersetzt, mit der es der Polareskimo versteht, seiner Beute auf den Leib zu rücken, so daß er sie ohne Wurfholz mit Leichtigkeit aus größter Nähe harpuniert.

Die Tiere, die vom Kajak aus gejagt werden, sind: Walrosse, Narwale, Weißwale, bärtige Seehunde und gewöhnliche Fjordseehunde.

Außer der Jagd auf Seetiere wird auch die Vogeljagd im großen Stil betrieben; denn die ganze Küste von Kap Melville bis nach Etah hinauf ist mit wenigen Unterbrechungen der Brutplatz für Millionen von Krabbentauchern, die in so großen Massen auftreten, daß sie mit Leichtigkeit aus Verstecken zwischen den Steinen mit Keschern gefangen werden können.

Der Krabbentaucher ist ein kleiner Alk ungefähr von der Größe eines Stars. Die Tiere halten sich in der Regel auf Bergen auf, die aufs Meer hinausgehen, und hier sammeln sie sich in ungeheueren schwimmenden Flotten, sich tummelnd und nach kleinen Krabben tauchend, die ihre Nahrung bilden. Ihre Brutplätze haben sie auf gleichmäßig ansteigenden Bergabhängen, wo sie alle Steinhaufen lebendig machen. Sie sitzen hier in dichten Schwärmen und bedecken das Gestein. Ihr singendes Zirpen und fröhliches Pfeifen sammelt sich zu einem einzigen, mächtigen Ton, der die ganze Landschaft zum Klingen bringt, und wenn diese Scharen einmal auffliegen, fegen sie über Land und Meer wie ein Unwetter.

Dieser kleine Vogel spielt eine große Rolle im Haushalt des Eskimos; denn jeder, der ein wenig Energie besitzt, kann sich einen Wintervorrat sammeln, der für die ganze Polarnacht ausreicht. Außerdem kann man aus den kleinen weichen Bälgen Unterkleider anfertigen, die, auf dem bloßen Körper getragen, weich und warm sind.

Außer den Krabbentaucherbergen gibt es drei große Alkenberge, zwei an der Parker-Snow-Bai und einen an der Saundersinsel. Große Mengen von Alken, Möwen, Lummen und Sturmvögeln schwärmen hier auf den Leisten in den steilen Abstürzen, und namentlich die fleischigen Alke werden hundertweise mit Netzen gefangen und für die dunkle Zeit aufbewahrt (1. Oktober bis 1. Februar).

Schließlich liefert der Eidervogel in einzelnen Distrikten einen willkommenen Beitrag zum Haushalt im Sommer und im Herbst.

Der große Reichtum an Krabbentauchern, von dem die Rede war, hat noch einen andern Nutzen. Diese Vögel locken viel Blaufüchse heran, die sich an den Brutplätzen ihre Nahrung suchen, nicht nur im Sommer, sondern zum großen Teil auch im Winter; denn der schlaue Fuchs denkt nicht allein an das Heute, sondern legt Depots für den Winter an, namentlich in der Legezeit und in der Zeit, in der die Jungen noch nicht flügge sind. Beim Besuch der Felsen sieht man nicht selten einen Fuchs vorsichtig mit Eiern im Maul daherkommen, und wenn man ihm folgt, entdeckt man recht bedeutende Lager, die er mit Moos und Torfstücken bedeckt.

Diese Füchse wurden früher in verschieden gebauten Fallen gefangen; jetzt fängt man sie in stählernen amerikanischen Fallen.

Nach dieser Übersicht über die Aussichten im Sommer will ich auch kurz über die Winterjagd berichten.

Schon Ende September überziehen sich Fjorde und Buchten mit Eis, und im Oktober beginnt die Jagd auf dem Eis. Liegt das Eis einige Zeit schneefrei, so wird auf dem Glatteis ein reicher Seehundfang betrieben. Der Jäger bindet ein Stück Bärenfell unter seine Füße und gleitet so ganz lautlos über das Eis, nur hier und da bleibt er stehen, um zu lauschen; denn er nähert sich den Seehunden ausschließlich mit Hilfe des Gehörs. Wenn die Seehunde heraufkommen, um Luft zu holen, pusten sie so laut durch das Luftloch im Eis, daß man es auf beträchtliche Entfernung hört. Der Jäger geht nun dem Laut nach, indem er sorgfältig darauf achtet, sich nur zu bewegen, solange der Seehund atmet. Sobald dieser innehält, bleibt der Jäger sofort stehen, da der Seehund ihn sonst hören würde. Der Seehund hält sich in der Regel lange an seinem Luftloch auf, um soviel Luft wie

möglich in seine Lungen aufzunehmen, ehe er wieder in die Tiefe taucht. Dadurch bekommt der Jäger während des Atemholens Zeit, dicht an das Luftloch heranzukommen. Der Seehund wird mit großem Geschick durch eine kleine Öffnung harpuniert, die nicht größer ist, als daß die Spitze der Harpune gerade durchgeht. Man begreift, daß der Jäger mit großer Sicherheit zielen muß. So scharf sind die Sinne des Eskimos, daß er selbst nachts in der Lage ist, seine Beute aufzuspüren und sie im Mondschein zu töten.

Diese Weise, Fjordseehunde und bärtige Seehunde zu fangen, liefert nur kurze Zeit einen reichen Ertrag, gilt aber für eine der unterhaltendsten Arten der Fängerei.

Bei Neueis werden an verschiedenen Stellen Walrosse gefangen. Es ist dabei gleichgültig, ob Schnee fällt oder nicht, da diese großen Tiere nicht so feine Sinne haben wie die Seehunde.

Im November ist das Eis zwischen der Saunders- und der Wolstenholme-Insel nicht dicker, als daß das Walroß es mit seinem Schädel durchstoßen kann, wenn es bei seiner Suche nach Muscheln heraufkommt, um Atem zu holen. Die Eskimos schleichen sich dann heran, während es Luft schöpft, und sobald es harpuniert ist, wird die Fangleine blitzschnell im Eis festgemacht. Jetzt ist das Walroß gefesselt und es muß, so oft es Luft schöpfen will, stets zum selben Luftloch zurückkehren; es wird dann mit Lanzen getötet.

Im Herbst sind die Walrosse fett und fleischig, und der Fang gibt daher eine Ausbeute, die wesentlich mehr Ertrag bringt als die kleinen Seehunde; das bedeutet etwas in einer Haushaltung, wo der Erwerb zum größten Teil des Winters so gut wie darniederliegt, und wo nicht bloß die Menschen satt werden sollen, sondern auch die Schlittenhunde, von denen ein einzelner Mann bis zu zwanzig Stück besitzt.

Die Jagd, die der Eskimo höher als alle anderen schätzt, bleibt die Bärenjagd. Ich richtete einmal folgende Frage an einen alten Mann:

„Sage mir mal, was hältst du für die größte Freude in deinem Leben?“ Er antwortete: „Eine frische Bärenspur zu kreuzen und allen andern Schlitten voraus zu sein.“

Kaum sind Sonne und Licht zurückgekehrt, so ziehen die Männer, die Fleisch genug haben, um ihre Frauen und Kinder allein zu lassen, oft für Monate auf die Bärenjagd aus, der Kälte und jeder Art von Wetter trotzend und mit Schneewehen als Lagerplätzen vorlieb nehmend. Die Südgrenze für diese Bärenjagden reicht bis Kap Holm hinab, während man im Norden häufig den Humboldtgletscher passiert. Schließlich gibt es auch viele, die über den Smithsund von Anoritoq zur Piminsel übersetzen und der Küste von Ellesmereland fast hinab bis zum Jonessund folgen. Hier kann man Greise sehen mit weißem Haar, Männer, die in ihrem Jägerleben alles erlebt haben, was die Natur ihnen bieten konnte, Jäger, die längst aufgehört haben, ihre Taten zu zählen, junge Männer und halberwachsene Knaben; alle sieht man vom Jagdfieber gepackt, sobald nur die Aussicht besteht, den weißen König der Polarwüste herauszufordern. Und für einen einzigen Zweikampf auf Harpunen werden alle die vielen erfolglosen und schweren Strapazen vergessen, die diesem großen Augenblick vorausgingen.

Ah, eine Bärenspur, weit vorn ein kleiner gelber Punkt in dem weißen Schnee, und dann gute Bärenhunde, die wie das Unwetter über das Eis hinsausen können, so daß man alle andern überholt, das ist einer der Höhepunkte des Lebens, von denen jeder junge Polareskimo träumt.

* * *

Von Mai bis Mitte Juli kommt die Zeit, in der die Seehunde aufs Eis kriechen, um sich in fauler Frühjahrsträgheit zu sonnen. Dann rückt ihnen der Eskimo auf den Leib und harpuniert sie, ehe sie sich so weit gefaßt haben, daß sie erwachen und durch ihre Luftlöcher unter das Eis gleiten. Sollte es aber trotzdem geschehen, daß der Schlaf zu leicht ist und das Tier erwacht, so versteht jeder Jäger die Kunst, Laute und Bewegungen des Seehundes so naturgetreu nachzuahmen, daß dieser glaubt, einen Kameraden vor sich zu haben, der in Wärme und Wohlbehagen daliegt und seinen Pelz im Schnee putzt. So täuschend fährt der Eskimo in seiner Annäherung fort, daß der aufgestörte Seehund sich rasch wieder niederlegt und sich dem Schlaf hingibt, aus dem er nie mehr erwachen soll.

Bei dieser Art des Fangs wurden früher ausschließlich Harpune und Fangleine verwendet; jetzt benutzt man dagegen die Flinte und das Schießsegel, das aus dem südlichen Grönland eingeführt ist. Dieses Schießsegel besteht aus einem Stück weißen Schirting, groß genug, um einen kriechenden Mann zu decken. Es wird auf dem kleinen Schlitten aufgespannt, den man auf dem Bauch liegend mit dem Gewehr vor sich herschiebt, bis man auf Schußweite an die Beute heran ist.

Die Utut-Jagd, wie die oben geschilderte Art Seehunde zu fangen heißt, liefert den Grundstock für die sehr wichtigen Wintervorräte, die eine sorgenfreie Dunkelzeit gewährleisten sollen.

Von dem Landwild hatte das Renntier vor der Zeit der Peary-Expeditionen große Bedeutung, nicht nur wegen des Fleisches, sondern auch der Felle wegen. Diese wurden nicht allein als Pelze, sondern auch als Decken für die Schlafbänke verwendet. Aber leider war das Jagdgebiet nur klein, und die Eskimos waren noch nicht lange im Besitz der amerikanischen Magazingewehre, als der ganze Bestand ausgerottet war. Jetzt ist es eine große Seltenheit, daß man ein Renntier zu sehen bekommt.

Hasen gibt es dagegen in verschiedenen Distrikten reichlich. Ihr Fleisch gilt als Delikatesse, und die Felle sind unentbehrlich zur Herstellung der Strümpfe. Man jagt sie mit gutem Erfolg sowohl mit der Büchse wie mit Schlingen.

Ein Landwild, das im eigenen Gebiet der Polareskimos nicht vorkommt, das aber trotzdem in den letzten Jahren angefangen hat, eine außerordentlich große Rolle zu spielen, ist der Moschusochse. Überall auf der Strecke vom Humboldtgletscher bis hinab zu den ganz schmalen Landstreifen in den Bergen bei Kap York findet man ihre Knochen. Aber kein jetzt lebender Eskimo kann Bescheid geben, wann die letzten Moschusochsen hier erlegt worden sind.

Solange es Renntiere genug gab, verachtete man die Häute der Moschusochsen als Schlaffelle, da man sie unpraktisch fand und sie wegen ihrer langen Haare schwer rein zu halten waren. Noch heute zieht man Bärenfelle vor, die immer als die feinsten, haltbarsten und zweckmäßigsten gelten. Aber leider ist nicht jeder ein großer Bärenjäger, und daher nimmt man jetzt auch mit dem Moschusochsen vorlieb.

Jedes Jahr im April und Mai zieht man daher auf große Moschusochsenjagden aus, am liebsten durch Ellesmereland bis nach Heibergland. Diese Jagden erstrecken sich oft über ein paar Monate. Man läßt sich an den Orten nieder, wo man die Tiere erlegt hat, um die Felle zu trocknen, und da man in jeder Jagdzeit mit etwa zwei Dutzend Jägern rechnen muß, wird man kaum in der Annahme fehlgehen, daß jedes Jahr etwa 300 Moschusochsen ihr Leben lassen müssen. Man mag beklagen, daß diesem eigenartigen Großwild die Ausrottung droht, da die Eskimos keine Selbstbeschränkung besitzen. Doch ist diese Zeit noch nicht nahe; denn einzelne Herden in diesen Gegenden zählen bis zu 200 Tieren, die einen großen Berg beleben können — ein imponierender Anblick, den keiner vergißt, der ihn erlebt hat.

Frauen und Kleider.

Der Polareskimo beginnt und endet sein Leben auf Reisen. Schon als Neugeborener begleitet er seine Mutter im Rucksack. Niemand nimmt Rücksicht darauf, was für eine Jahreszeit ist; oft muß das jammernde Kleine über wilde Gletscher, durch Dunkel und Kälte getragen werden, und meist endet die Tragreise in einer kalten, eben errichteten Schneehütte. Kein Wunder, daß Mann und Frau häufig von Gicht vor der Zeit gekrümmt sind und nicht mehr weiter können. Das sind die natürlichen Folgen all der Tage, die man in Schneewehen bei plötzlichen Schneestürmen verbringen mußte, oder Erinnerungen an die vielen Male, da man auf Renntierjagden oder Vogelfang vom Unwetter überrascht wurde und wochenlang seine Zuflucht in einer feuchten, kalten Felsenhöhle nehmen mußte.

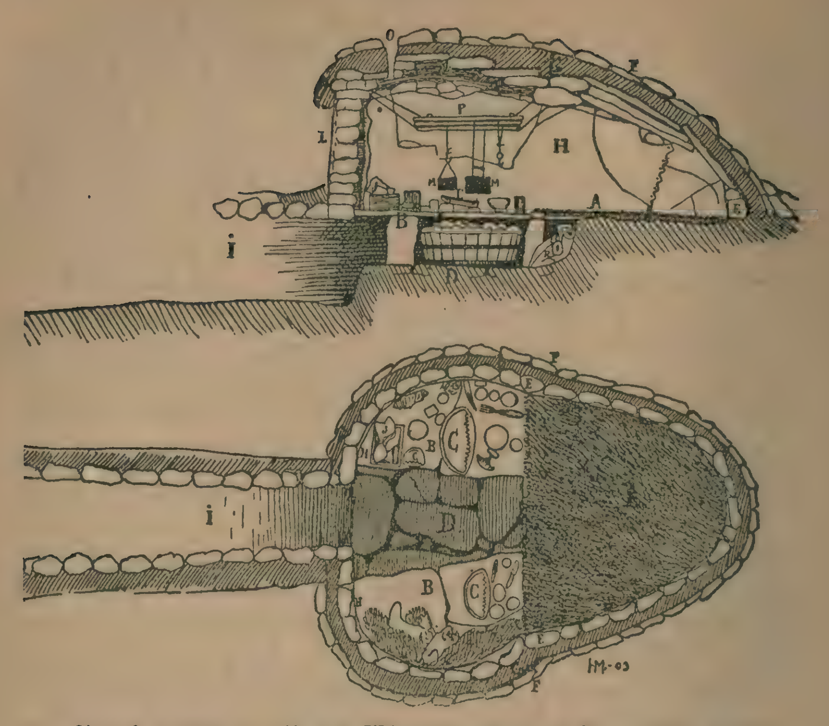
Bei einem solchen Hintergrund ist es verständlich, daß keine Menschen der Zweckmäßigkeit ihrer Kleidung eine solche Aufmerksamkeit geschenkt haben wie diese. Das Klima ihres Landes verlangt es, und es ist deshalb unumgängliche Hauptbedingung, daß derjenige, der hier der Jagd obliegen will, entsprechend gekleidet ist.

Die Aufgabe der Frau ist es, die Kleider des Mannes zu nähen und instand zu halten; sie ist nicht minder wichtig als die Beschaffung der täglichen Nahrung. Nicht umsonst sagt daher auch

der Polareskimo, daß ein Mann als Jäger das ist, was seine Frau aus ihm macht. Aber die Frau weiß auch, wie hoch ihr Einsatz vom Mann geschätzt wird, und kein Lob kann ihr mehr schmeicheln, als wenn man ihre Arbeit bewundert. Zum Glück liefern ihr auch die Tiere mit den wärmsten Pelzen der Welt die Stoffe für die Kleidung. Auf dem Körper wird zunächst ein leichtes, weiches Vogelbalghemd mit den Federn nach innen getragen, darüber im Frühjahr, Sommer und Herbst ein Seehundpelz mit den Haaren nach außen. Im Winter wird dieser sogenannte „Netseq“ mit einem Blaufuchspelz vertauscht, der ebenfalls mit den Haaren nach außen getragen wird; sicher die leichteste und dabei wärmste Kleidung, die es gibt. Als Beinkleider benutzen die Männer Bärenfelle, eine Art Kniehosen, die bis unterhalb des Knies reichen. Aus hübschen, weißen, vom Frost gebleichten Seehundfellen ohne Haare werden die Stiefel angefertigt, die mit Hasenfellen gefüttert sind. Auf langen Schlittenreisen benutzt man auch langhaarige Stiefel aus den Vordertatzen des Bären oder aus dem Fell von den Vorder- und Hinterbeinen des Renntieres. — Die Kleidung der Frau weicht nicht wesentlich von der des Mannes ab. Der Hauptunterschied besteht darin, daß die Beinkleider aus Fuchsfellen bestehen und kürzer als die des Mannes sind, so daß die Stiefel fast die Länge des Beines bekommen. Der Unterschied in den Pelzen ist nur durch kleine Abweichungen im Muster oder in der Art der Felle, die von verschiedener Farbe zusammengesetzt sind, angedeutet. Die Fuchspelze kommen selten ins Haus, sondern werden außer dem Hause in einer kleinen Steingrotte aufbewahrt. Die ziemlich zarten Felle werden auf diese Weise nicht den häufig wechselnden Temperaturveränderungen ausgesetzt, die sie bald zerstören würden. — Der Hausanzug in den sehr warmen Häusern und Zelten beschränkt sich auf Stiefel und Hosen; der Oberkörper ist nackt, ein Negligé, das nichts mit Koketterie zu tun hat, denn oben auf der Pritsche sind oft über 20 Grad Wärme, während am Boden eine Temperatur von null Grad oder einem Grad darunter herrscht.

Haus und Zelt.

Die Winterwohnungen bestehen aus kleinen Häusern mit einem Kuppeldach, die mit großer architektonischer Geschicklichkeit



Aufriß und Grundriß des Winterhauses eines Polareskimos.

A Schlafpritsche, B Pritschen für Fleisch, C Lampen, D Fußboden, E Innere Steinlage, F Äußere Steinlage, G Rasendecke, H Raum über den Pritschen, I Hausgang, J Kessel mit Fleisch, L Fensterscheibe aus Darmhaut, M Kochgeschirr, O Luftloch, P Platz zum Trocknen, R Raum unter den Pritschen.

aus großen, flachen Steinen so aufgebaut sind, daß die Steine sich selbst ohne Stützen tragen. Die Häuser sind in der Regel nur für eine Familie berechnet. Als Eingang dient ein sehr niedriger Gang; durch ihn kriecht man in den Wohnraum hinein, den man von unten her durch eine schmale Öffnung betritt. Trotz der primitiven Anlage und dem geringen Platz können diese Hütten, deren Wände mit hellen Seehundfellen bekleidet sind, doch außerordentlich behaglich wirken. Die Steinpritsche, die den größten Teil der Stube einnimmt, ist immer mit einer dicken Lage duftenden Heus bedeckt; darüber sind Bären- oder Renntierfelle ausgebreitet. Licht und Wärme spenden zwei bis drei Tranlampen aus Stein, die mit ihren langen Moosdochten eine Hitze entwickeln können, der das Adamskostüm entspricht, das im Hause üblich ist. Die Pritsche ist selten breiter, als daß vier Menschen nebeneinander darauf

sitzen oder liegen können, und die Decke ist so niedrig, daß man nur selten aufrecht zu stehen vermag. Dem Eingang gegenüber befindet sich ein Fenster aus zusammengenähten Darmhäuten. Mitten darin ist immer ein kleines rundes Guckloch. Oben an der Decke befindet sich ein anderes Loch, durch das die schlechte Luft abziehen kann; es wird die Nase des Hauses genannt.

Außer den festen Winterhäusern hat man auch das Schneehaus. Der Baustoff dazu sind große Schneeblöcke, die mit langen Messern aus festgepackten Schneewehen ausgeschnitten werden. Diese Schneehäuser sind mit großer Kunstfertigkeit gebaut; das Innere ist ganz wie bei den Steinhäusern mit Fellen an den Wänden und an der Decke eingerichtet. Kein Blockhaus in der Welt kann sich an Wärme mit einem dichten Schneehaus messen.

Der kurze Sommer ist die Zeit für das Freiluftleben im Zelt; auch hier trifft man die geräumige Steinpritsche, die mit allem Zubehör ein vortreffliches Lager für die Nacht gibt. Die Fellzelte bestehen aus zwei Lagen von Seehundfellen übereinander und halten daher bei jeder Art Wetter mit Leichtigkeit den Regen ab. Auch hier brennen die Tranlampen, die dem Zelt eine solche Temperatur verleihen, daß man darin wohnen bleibt, bis Ende September der Winter den Herbst ablöst.

Wohnplätze, die der Wind getauft hat.

Die festen Wohnplätze erstrecken sich von Kap Seddon in der Melvillebucht bis fast zum Humboldtgletscher. Da der Stamm so wenig Köpfe zählt, haben die Jäger guten Ellenbogenraum, und zu gleicher Zeit sind dem Wild ausgezeichnete Bedingungen für sein Gedeihen und seine Vermehrung geboten; denn diese kleine Handvoll Jäger ist über eine Strecke von 800 Kilometer verstreut.

Die Polareskimos selbst teilen ihre Wohnplätze nach dem Wind in folgende Bezirke ein:

Nigerdlit: die dem Südwestwind am nächsten wohnen.

Akunarmiut: die zwischen den Winden wohnen.

Orqordlit: die in Lee des Südwestwindes wohnen.

Avangnardlit: die dem Nordwind am nächsten wohnen.

Unter „Nigeq“ versteht man nicht nur den Südwestwind, sondern begreift darunter auch die milden Föhnwinde, die ganz

plötzlich vom Inlandeis herabkommen und mit einem Schlag mitten im kältesten Winter die Temperatur über Null bringen. Davon will ich ein Beispiel anführen.

Einst fuhren wir Ende Januar nach einer Reise über die Melvillebucht mit zwanzig Schlitten auf dem Weg nach Thule am Land südlich des Petowikgletschers entlang. Das Wetter war gut, und da infolgedessen die Tagereise sehr lang gewesen war, war ich ein wenig müde und legte mich auf den Schlitten, um einen kurzen Schlaf zu tun, während ein Junge, den ich mit hatte, die Hunde lenkte. Unmittelbar bevor ich die Augen schloß, hatte ich noch bemerkt, daß es oben in einigen Schluchten in der Nähe des Inlandeises zu stieben anfing. Aber da sich sonst keine Anzeichen von Unwetter am Himmel sehen ließen, achtete niemand von uns weiter darauf.

Ich hatte kaum fünf Minuten geschlafen, als ich auf die brutalste Weise geweckt wurde. Als ob eine mächtige Faust mich packte, so hob es mich vom Schlitten und warf mich aufs Eis. Ich bekam einen so heftigen Schlag auf den Rücken, daß ich nicht gleich imstande war aufzustehen. Als es mir schließlich glückte, auf die Knie zu kommen, sah ich, daß all die vielen Schlitten, die einen Augenblick vorher in einer langen Reihe gefahren waren, zu einem großen Haufen zusammengefegt waren, wie Hobelspäne bei einem Windstoß. So plötzlich und heftig hatte der Föhn seine ersten Windstöße als Vorläufer für den aufziehenden Sturm gesandt. Da es ganz unmöglich war aufrecht zu stehen, geschweige denn zu fahren, ließen wir uns mit Schlitten und Hunden ans Land blasen, bis wir bei einer Schlucht an einem breiten Eisfuß ein wenig Schutz vor dem Wind fanden, wo wir die Schlitten vertäuen und die Hunde anbinden konnten. Kaum war dies geschehen, als der Föhn auch schon von den Bergen und dem Inlandeis auf uns unter Sturmgebraus herabstürzte, das uns den Untergang der Welt befürchten ließ. Mit solcher Gewalt preßte der ungeheure Winddruck auf das dicke Wintereis, daß die Wellen augenblicklich durch den Gezeitengürtel emporschlugen. Nach einer halben Stunde sah man durch das Dunkel große, weiße, schäumende Risse im Eis, und ein paar Stunden nach dem Ausbruch war dort, wo wir eben mit den Schlitten gefahren waren, offenes Meer.

Man kann die Bedeutung verstehen, die der Wind für ein Jägervolk spielen muß, dessen Existenz vom Meere abhängt.

Der Südwestwind entscheidet über das Schicksal des Sommers; denn bläst er zu häufig, so füllt sich die Melvillebucht und die ganze Nordwestküste mit Packeis, was rauhes Wetter und schlechten Fang zur Folge hat. Nur im Herbst zeigt dieser Wind wohltätige Wirkungen; denn er läßt das Eis zeitig fest werden und führt auf seinen Eisschollen eine Menge Eisbären über die Baffinbucht nach dem Land.

Zu „Nigerdlit“ gehören alle Wohnplätze bei Kap York und südlich davon. Das hauptsächlichste Jagdtier an diesen Orten ist der Seehund. Aber das, was die Leute dorthin lockt, sind vor allem die vielen Bären in der Melvillebucht.

Der Kap-York-Distrikt hat keinen eigentlichen Sommer, und der Winterfang kann daher alle zwölf Monate des Jahres hindurch betrieben werden; nur muß man ab und zu einen Gletscher überschreiten. Das selten offene Wasser bietet eine schlechte Kajakjagd und keine Winterdepots. Ein Vorteil ist es daher, daß man den kleinen Krabbentaucher hat, der in Millionen auf allen Bergen ringsherum nistet. Als Wintervorrat werden diese Vögel in ganz eigentümlicher Weise konserviert. Im Mai und Juni werden sie mit Haut und Haar in große, frisch abgezogene Seehundfelle eingelegt, die so abgezogen sind, daß nur eine kleine Öffnung am Kopf und den Hinterfüßen bleibt, die leicht zuzuschnüren ist. Sobald ein solches Fell gefüllt ist, wird es sorgfältig mit Steinen bedeckt, so daß die Strahlen der Sonne es nicht erreichen können; dies würde das Fleisch bitter machen. Die Vögel gehen in leichte Fäulnis über, und gleichzeitig durchdringt der Speck des Felles das Fleisch. Dieses Gericht, das für eine außerordentliche Delikatesse gilt, wird allen Gästen im Lauf des Winters als das Beste angeboten, was man seinen Freunden vorsetzen kann.

Mag also hier ein gewisser Fleischmangel herrschen, so gibt es andere Dinge, die nach der Meinung des Südwestbewohners besser sind.

Hier gibt es große Mengen von Blaufüchsen, so daß die Leute, abgesehen davon, daß sie sich leicht Pelze im Überfluß verschaffen können, immer über viele „Verkaufsfüchse“ verfügen. Dann hat man hier die Bärenfelle, die nicht bloß warme

Hosen und herrliche Pritschenfelle, sondern auch bares Geld liefern. Ferner schwelgt man das ganze Jahr in spannenden Jagderlebnissen, und einen Mann von Kap York zu treffen, ist daher immer ein Erlebnis.

Alles dies gibt ihnen also einen gewissen Nimbus; aber die Leute von der Leeseite, die nicht geringer sein wollen, begnügen sich in der Regel damit, einzuräumen, daß die Kap-Yorker wohl die besten Kleider und die besten Pritschenfelle im ganzen Distrikt haben, „aber", so fügt man hinzu, „ihre Häuser sind kalt, weil sie nur Seehundspeck für ihre Lampen haben. Ihre Hunde sind mager und struppig im Pelz, weil sie nicht mit Walroß- und Narwalfleisch gefüttert werden, und schließlich lieben sie es trotz all ihrer Tüchtigkeit außerordentlich, zu unsern wohlgefüllten Fleischlagern heraufzukommen, um ihre Hunde zu füttern und sich in Mataq selbst richtig satt zu essen, wenn Schmalhans sich in der Dunkelheit meldet."

„Akunarmiut" umfaßt den Distrikt in der Gegend des jetzigen Thule. Der Haupterwerb ist hier die Walroßjagd, aber auch Seehunde und Narwale werden in großer Zahl erlegt. Von großer Wichtigkeit für den Erwerb ist es hier, daß das Eis zwischen der Saundersinsel und Dalrymple Rock am Schluß des Oktober und Anfang November fest wird und eine gleichmäßige, ebene Fläche bildet, denn dann halten sich die Walrosse lange bei den großen Atemlöchern auf, die sie mit ihrem Schädel brechen.

Diese Jagdsaison ist eine schöne und spannende Zeit — ein Wettlauf vom Morgen bis zum Abend. Da gilt es, als erster mit dem Schlitten draußen an den Fangplätzen zu sein. Daher kann man zeitig am Morgen oder richtiger in der Nacht einen Schlitten nach dem andern über das Eis hinfliegen sehen wie einen eiligen Vogel, der ins Dunkel hinausfliegt. Es ist nicht klug, in großer Gesellschaft zu jagen, denn das gibt kleine Beuteanteile. Darum verteilt man sich so weit wie möglich, und man kann in dem weißen Dunkel die Umrisse vieler pelzgekleideter Jäger sehen, die sich mit Harpune und Leine unter dem Arm über das Eis verteilen, um ihr Glück zu versuchen. Wenn dann ein Walroß harpuniert ist, so sieht man viele mit Bärenfellhosen bekleidete Gestalten herzueilen, um an der Freude über den Fang und an der Verteilung teilzunehmen. Ohne Schwierigkeit wird das schwere



Der Teufelsdaumen an der Küste südlich von Thule.



Das Expeditionsschiff „Danmark" im Hafen von Thule.

Tier vermittelst eines primitiven Flaschenzuges auf das Eis gezogen.

Leider schlägt diese Walroßjagd oft fehl, und man kann den Distrikt daher nicht zu den guten Ernährungsgebieten rechnen.

„Orqordlit", das Gebiet der Leeseitenbewohner, umfaßt den ganzen Distrikt um den großen Inglefieldgolf. Hier liegen eine Menge Wohnplätze. Die Jagdverhältnisse sind überall so glänzend, daß immer Fleisch im Überfluß zu haben ist.

In der Fjordmündung gibt es hier den ganzen Sommer hindurch, auf dem Neueis im Herbst und während der hellen Zeit im März, große Mengen von Walrossen. Wenn offenes, nach einem Sturm entstandenes Wasser zufriert, entwickelt sich hier eine Jagd, die der oben geschilderten entspricht.

Außer den Walrossen sind es große Schwärme von Narwalen und Weißwalen, die hier vorbeiziehen und vom Kajak aus gefangen werden. Diese großen fleischreichen Tiere verschaffen den Leebewohnern mächtige Wintervorräte. Der fette Speck des Narwals und des Weißwals liefert bekanntlich weit mehr Licht und Wärme als Seehund- und Walroßspeck. Diese Distrikte können sich mit Recht rühmen, daß sie die größten und wärmsten Häuser haben. Ihre Hundemeute ist außerordentlich groß, und die Hunde selbst sind fett und haben glänzende Pelze. Füchse sind dagegen in einzelnen Distrikten selten, und Krabbentaucher gibt es nur bei Kiatak, Igdluluarssuit und Neqe. Aber der Herbst ist hier weit trockener als weiter südlich, und man kann daher fast immer auf eine lange Periode der Glatteisjagd rechnen, die die Fleischdepots zum Überquellen bringt.

Das einzige, was wirklich mangelt, sind Bärenfelle, die mit Recht für unentbehrlich angesehen werden. Ohne warme Bärenfellhosen ist es nämlich unmöglich, im Winter lange Reisen zu unternehmen, und ohne Bärenjagden bekommt man keine ordentlichen Felle für die Pritschen. Von den Jägern der Windseite werden die Leebewohner mit einiger Bosheit als „Küchenjäger" bezeichnet, die trotz all ihres Fleischreichtums und ihrer fetten Hunde sich Bärenfelle von den „richtigen" Jägern einhandeln müssen.

„Avangnardlit", „die dem Nordwind am nächsten wohnen", schließt die Wohnplätze Etah und Anoritoq ein. — Etah hat

vortreffliche Bedingungen für die Walroßjagd und ist zugleich ein einziger singender Vogelberg, auf dem die Krabbentaucher hausen. Diese gibt es nicht bei Anoritoq; als Ersatz dafür erbeutet man hier außer Walrossen eine große Menge von Narwalen, die, wo sie erlegt werden, dem häuslichen Leben im Winter immer ein besonderes Gepräge geben. An beiden Plätzen ist die Bärenjagd ausgezeichnet, sowohl im Norden als im Westen, und die Lebensbedingungen stimmen fast in jeder Weise mit denen der Südwestbewohner überein. Wind haben sie auch im Überfluß, nicht nur Südwestwind, sondern auch Nord- und Nordostwind, der hier mit ungeheurer Gewalt auftreten kann. Im Gegensatz zum Südwestwind reinigt er die Küste vom Eis und er ist daher der Wind, den man sich besonders wünscht, wenn Schiffe zu erwarten sind.

Ein Wandervolk.

Der vorige Abschnitt handelte von den Wohnplätzen innerhalb des Distrikts. Aber man darf darum nicht glauben, daß die Polareskimos ein ansässiges Volk sind, denn es gibt wenig Menschen in der Welt, die in höherm Grad ein Wanderleben führen. Die Steinhäuser stehen nur an der Küste, errichtet von alten, längst vergessenen Geschlechtern. Da das Baumaterial Stein ist, kann der Zahn der Zeit ihnen nichts anhaben, und es bedarf daher nur einer kleinen jährlichen Ausbesserung, damit ein Fremder in ein solches Haus einziehen kann, nachdem es Frühling und Sommer hindurch gelüftet worden ist.

Kein Polareskimo bleibt länger als ein oder zwei Jahre an einer Stelle wohnen; dann erwacht seine Sehnsucht, in neue Verhältnisse zu kommen und in andern Jagdgebieten zu jagen. Jedes Frühjahr erweckt die Wanderlust, und zu der Zeit, in der die Natur selbst das Joch des Winters abschüttelt, erwacht in den Menschen die Lust, aufzubrechen und den Scharen der Zugvögel nachzuziehen, die verkünden, daß der Sommer im Lande ist.

Die Wanderungen sind in Wirklichkeit nichts anderes als ein Tausch der Häuser in großem Stil. Denn ebensowenig wie der Seehund im Meer oder das Renntier auf dem Land einen Besitzer hat, ebensowenig folgt irgendein Recht aus dem Umstand, daß man ein Haus bewohnt hat. Wenn Pualuna auszieht, um sich anderswohin zu begeben, so ist es nicht länger sein Haus, und

wenn Maja diesen Wohnplatz wählt, kann er ruhig hineinziehen.

All die Spannung, die sich fast jedes Frühjahr einstellt, wenn man einen Beschluß fassen soll, wo man nächsten Winter jagen will, und all die heitere Aufbruchsstimmung, die alle ergreift, geht wie ein befreiender Ruf zum Aufbruch durch das ganze Land, das viele Monate in Kälte und Dunkelheit gelegen hat.

In der Regel ziehen die, die auf der Südwestseite oder dem Nordwind am nächsten gelebt haben, nach den Plätzen der Leeseite, um ein paar Jahre im Überfluß zuzubringen und sich in Ruhe und Gemächlichkeit neue Hunde zu verschaffen. Dafür zieht dann mancher eingefleischte Leeseitenbewohner nach Norden oder Süden, um sich mit Pritschenfellen und glänzend weißen Bärenfellhosen zu versorgen. So leben diese Menschen ihr Leben auf der Grundlage einer genialen Erwerbskultur, deren sinnreiche Anpassung an das rauhe Land sie zu den sorgenfreiesten Menschen der Erde macht. Nirgends lebt man wie hier nach einem einfachen und praktischen Kommunismus, der allen das gleiche Recht und gleiche Chancen gibt. Selbst die Launen des Glücks hat man versucht auszuschalten, indem man alle große Jagdbeute in Teile zerlegt, die jedem zufallen, der an einem Jagdtag nicht das Glück gehabt hat, als erster einen Narwal zu harpunieren. Durch dieses Verteilungssystem erhält jeder Jäger Fleisch, wenn er sich nur in der Nähe des glücklichen Jägers aufhält. Dies scheint das Ergebnis menschlich gestimmter Erfahrungen zu sein, die man im Kampf ums Dasein in einer kargen Natur gemacht hat.

Und noch eins! Nicht alle sind von Natur gleich stark und geschickt, und es sind daher oft nur die Auserwählten, die imstande sind, die Gelegenheit wahrzunehmen und die erste Harpune auf ein unverletztes Walroß zu werfen. Zieht das Tier aber erst an der Fangleine die große Fangblase mit ihrem schweren Schlepper durchs Wasser, so kann selbst der weniger Geschickte mithelfen, das Tier totzuschlagen. Dadurch gewinnt er seinen rechtmäßigen und auch reichlichen Anteil an der Beute. Um seine Stellung als Erwerber in dieser Gemeinschaft zu behaupten, ist daher nur eines erforderlich, und das ist Fleiß. Den Faulen, der nicht mit Hand anlegen will, läßt man seine eigenen Wege gehen.

Kann man in einer Gemeinschaft dem Ideal näherkommen, daß die Faulheit die einzige Quelle der Armut ist?

So leben die Eskimos froh miteinander, behandeln ihre Frauen und Kinder gut und fühlen sich familienweise durch ein Band der Anhänglichkeit verknüpft, das sich oft in ergreifender Weise zeigt.

Primitive Lebensanschauungen.

Auch die kürzeste Skizze über die Polareskimos darf nicht schließen, ohne mit einigen Worten auf ihre eigentümlichen primitiven Lebensanschauungen hinzuweisen.

Die Polareskimos glauben an keinen Gott, den man anbetet, sondern ihren religiösen Vorstellungen liegen eine Reihe sagenhafter Erzählungen und traditioneller Gebräuche zugrunde, die man als Überlieferungen aus den allerältesten Zeiten betrachtet. Die Vorfahren haben darin ihren ganzen Reichtum an Lebenserfahrungen niedergelegt, damit die, die nach ihnen kommen, nicht dieselben Fehler begehen und denselben Irrtümern verfallen sollen wie sie selber.

Diese Erzählungen sind als die Saga des Inuitvolkes anzusehen, die von Geschlecht zu Geschlecht von den Ältesten an die Jüngsten des Stammes weitergegeben werden. Teils sind es einfache Schilderungen, teils Belehrungen für die, die sich den Forderungen der Tradition nicht unterordnen wollen; teils sind es auch Berichte von Helden, die sich in allen möglichen Gefahren bewährt haben als leuchtende Beispiele für kommende Geschlechter.

Osarqaq, ein kluger, intelligenter Mann, erklärte mir einmal seine eigene Auffassung in folgenden Worten:

„Unsere Erzählungen sind Erlebnisse von Menschen, und daher sind es nicht immer schöne Dinge, die man zu hören bekommt. Aber es geht nicht an, eine Erzählung auszuschmücken, damit sie für den Zuhörer angenehm ist, wenn sie gleichzeitig wahr sein soll. Die Zunge soll ein Echo dessen sein, was geschildert wird, und darf sich nicht nach Laune und Geschmack eines Menschen richten. — Dem Wort des Neugeborenen schenkt niemand Vertrauen, aber die Erfahrungen alter Geschlechter enthalten Wahrheit. Wenn wir unsere Sagen erzählen, so sprechen wir nicht aus uns selber, sondern die Weisheit der Väter spricht aus uns."

Als Beispiel für diese Sagen will ich hier die wiedergeben, die davon handelt, wie einst „vor langer, langer Zeit“ die Menschen entstanden. In ihrer barocken Kraft und tiefen Ursprünglichkeit ist sie ein gutes Beispiel für die Phantasie der Eskimos. Ich übersetze sie hier so genau wie möglich, nach einem Diktat der alten Eskimofrau Arnaruluk:

„Unsere Vorväter haben viel über die Entstehung der Menschen vor langer, langer Zeit gesprochen. Sie verstanden es nicht so wie du ihre Worte in Strichen aufzubewahren, sie konnten nur erzählen, die Menschen, die vor uns lebten. Sie erzählten von vielen Dingen, und darum wissen wir etwas von diesen Dingen, von denen wir immer wieder haben sprechen hören, seit wir klein waren.

„Alte Frauen pflegen ihre Worte nicht sorglos zu vergeuden, und wir glauben ihnen. Das Alter kennt keine Lüge.

„Damals, vor langer, langer Zeit, als die Erde entstehen sollte, stürzte sie oben vom Himmel herab, Erde, Berge und Steine; so entstand die Erde.

„Als die Erde da war, kamen die Menschen. Man erzählt, daß die Menschen auf der Erde entstanden. Kleine Kinder kamen aus der Erde heraus; sie kamen aus den Weidengebüschen hervor, bedeckt mit Weidenlaub. Und so lagen sie zwischen den Zwergbüschen mit geschlossenen Augen und strampelten. Sie konnten nicht einmal kriechen. Ihre Nahrung erhielten sie von der Erde.

„Dann erzählt man von einem Mann und einer Frau; die Frau näht Kinderkleider und wandert über die Erde hin. Da findet sie die kleinen Kinder, kleidet sie und bringt sie nach Hause. So entstanden viele Menschen.

„Als es nun viele geworden waren, wollten sie Hunde haben. Ein Mann geht mit einem Hundegeschirr in der Hand aus, stampft auf die Erde und ruft: ‚Hok! hok! hok!‘ Da sprangen die Hunde aus Hügeln und kleinen Hügelchen hervor. Sie schüttelten sich ordentlich, denn sie waren voller Sand. So bekamen die Menschen Hunde.

„Aber die Menschen vermehrten sich, und es wurden immer mehr und mehr. Damals, vor langer, langer Zeit, kannten sie den Tod noch nicht und wurden sehr alt. Zuletzt konnten sie nicht mehr gehen, wurden blind und mußten liegen.

„Sie kannten auch die Sonne nicht, sie lebten im Dunkeln. Niemals wurde es Tag. Nur in den Häusern drin hatten sie Licht. Sie brannten Wasser in den Lampen; damals konnte Wasser brennen.

„Und weil die Menschen nicht zu sterben wußten, wurden es gar zu viele, und die Erde wurde überfüllt. — Da kam eine mächtige Meeresflut; viele ertranken, und der Menschen wurden weniger. Spuren von dieser Meeresflut findet man auf hohen Berggipfeln, wo man oft Muscheln finden kann.

„Jetzt, als die Zahl der Menschen sich verringert hatte, begannen zwei alte Frauen miteinander zu reden:

„‚Laß uns ohne Tag sein, wenn wir nur ohne Tod sind‘, sagte die eine; sie hatte wohl Angst vor dem Tod.

„‚Nein‘, sagte die andere, ‚wir wollen Licht und Tod haben.‘ Als die alte Frau diese Worte aussprach, geschah es also.

„Das Licht kam, die Freude und der Tod.

„Weiter wird erzählt, als der erste Mensch starb, bedeckte man die Leiche mit Steinen, aber die Leiche kehrte zurück. Sie verstand es gewiß nicht, richtig zu sterben. Sie hob ihren Kopf von der Pritsche und wollte aufstehen. Aber eine alte Frau stieß sie zurück:

„‚Wir haben genug zu schleppen, unsere Schlitten sind klein.‘

„Sie waren nämlich im Begriff zur Jagd aufzubrechen, und so mußte der Tote in seine Steinkammer zurückkehren.

„Als die Menschen nun das Licht erhalten hatten, konnten sie Jagdausflüge unternehmen und brauchten nicht länger von der Erde zu essen. Und mit dem Tod kamen Sonne, Mond und Sterne. —

„Denn wenn die Menschen sterben, steigen sie zum Himmel auf und leuchten auf."

* *
*

Die Gebräuche, die vor der Zeit der Mission eine außerordentlich große Rolle spielten, lassen sich mit einer Sammlung ungeschriebener Gesetze vergleichen, die die Menschen belehren, was man unter gewissen besonderen Verhältnissen beobachten muß und wonach man sich richten kann. Diese Gebräuche beziehen sich wie bei allen Naturvölkern hauptsächlich auf Geburt und Tod.

All diese Lebensregeln, die uns bisweilen unpraktisch und kindlich erscheinen, werden mit großer Autorität von den Geisterbeschwörern gehandhabt. Diese entsprechen den Medizinmännern anderer Naturvölker und sind bestimmt, als Vermittler aufzutreten zwischen den Menschen und den Kräften, die ins Leben eingreifen. Sie können das durch ihre Vertrautheit und Bekanntschaft mit Dingen, die gewöhnlichen Menschen verborgen sind. Nicht jeder kann darum Geisterbeschwörer werden, denn nicht allen wollen die Geister dienen; es gehören ganz besondere Anlagen dazu und eine Art von Berufung, die fern von den Menschen in der großen Einsamkeit der Berge erfolgt. Die Natur denkt man sich erfüllt von unsichtbaren Wesen und übernatürlichen Kräften, den sogenannten Tornarssuit. Diese können die Geisterbeschwörer so weit unter ihren Willen beugen, daß sie sie als Hilfsgeister zu verwenden vermögen, die man unter Beobachtung geheimnisvoller Zeremonien meist bei gelöschten Lampen und unter seltsamen, ergreifenden Zaubergesängen anruft.

Diese Geisterbeschwörer waren keineswegs Betrüger und Schwindler, wie man so oft geneigt war anzunehmen, sondern als Kinder ihrer Zeit glaubten sie selbst fest an den Ernst ihrer Mission. Die Bedeutung der Geisterbeschwörer lag in dem Umstand, daß ihrer Religion die Verehrung einer Gottheit fehlte; darum kam der Schwache und Ängstliche und suchte Zuflucht bei dem, der die mystischen Kräfte der Natur zu beherrschen wußte, die leicht verletzt sind und die gefährlich sind in ihrem Zorn. Als Beispiel für die Gebräuche sei angeführt:

Die Menschen, die einen Toten begraben haben, müssen sich in ihrem Haus oder Zelt fünf Tage ruhig verhalten. In dieser Zeit dürfen sie sich ihre Nahrung nicht selber zubereiten oder das gekochte Fleisch zerteilen. Sie dürfen nachts die Kleider nicht ablegen oder ihre Pelzkappen niederschlagen. Wenn die fünf Tage um sind, müssen sie Hände und Körper sorgfältig waschen, um die Unreinheit loszuwerden, die sie sich durch Berührung des Toten zugezogen haben. — Die Eskimos selber geben folgende Begründung für die Beobachtung der Gebräuche:

Wir sind bange vor den unbekannten bösen Mächten, die den Menschen mit Krankheit und anderm Unglück heimsuchen. Die Menschen müssen Buße tun, weil die Säfte der Toten stark sind

und ihre Macht ohne Grenzen ist. Wenn wir nicht Rücksicht nehmen auf alles, worüber wir selbst nicht Herr sind, glauben wir, daß große Schneemassen auf uns herabstürzen und uns zermalmen würden, daß sich gewaltige Schneestürme erheben, die uns vernichten würden, daß wilde Stürme das Meer aufwühlen, wenn wir uns im Kajak weit draußen auf der See befinden. Man kann sich aber auch stärker im Leben machen, widerstandsfähiger gegen Gefahr und erfolgreicher in den Wechselfällen des Geschicks, wenn man Amulette und Zauberformeln anwendet.

Das Amulett ist ein Beschützer gegen Gefahr, das seinem Eigentümer gewisse Eigenschaften verleihen kann, ja unter bestimmten Umständen ihn sogar in das Tier, von dem das Amulett genommen ist, verwandeln kann. Ein Amulett von einem Bären, der nicht durch Menschenhand gefallen ist, verleiht Unverwundbarkeit, eins von einem Falken gibt Erfolg im Erlegen der Beute, der Rabe macht genügsam, der Fuchs schlau. Oft trägt man auch ein „Poroq" aus einem Stein einer Feuerstelle, weil dieser sich stärker als das Feuer erwiesen hat; oder man reibt den Speichel eines Alten um den Mund eines Kindes, oder man setzt ihm einige von dessen Läusen auf den Kopf, um damit die Lebenskraft des Alten auf den Jungen zu übertragen.

Die Zauberformeln sind „alte Worte, die aus den ältesten Zeiten stammen, als die Säfte der Menschen stark waren und die Zungen Macht hatten". Sie können auch aus scheinbar sinnlosen Worten bestehen, die alte Männer geträumt haben. Sie vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht, und der Träger betrachtet sie als ein unschätzbares Gut, das er nicht von sich geben darf, ehe er den Tod nahen fühlt. Sie sind meist unübersetzbar und können daher in diesem kurzen Überblick nicht wiedergegeben werden, da dieser nur das Allernotwendigste zum Verständnis dieser merkwürdigen Menschen geben soll, die uns in den folgenden Schilderungen so oft begegnen werden.

Von den religiösen Überlieferungen der Polareskimos mag ferner erwähnt werden, daß der Mensch eingeteilt wird in eine Seele, in einen Körper und in einen Namen.

Die Seele, die unsterblich ist, existiert außerhalb des Menschen und folgt ihm, wie uns der Schatten in Sonnenschein folgt. Sie ist ein Geist, der ganz wie ein Mensch aussieht; nach dem Tod des

Menschen fährt sie zum Himmel auf oder in das Meer hinab, wo sie sich zu den Seelen der Vorväter gesellt. An beiden Orten ist gut sein.

Der Leib ist die Wohnung der Seele; er ist vergänglich, insofern alles Unglück und alle Krankheit ihn trifft. Beim Tod bleibt all das Böse im Körper zurück, und man muß daher große Vorsicht in der Behandlung der Leichen beobachten.

Auch der Name ist eine Seele, mit der ein gewisser Vorrat von Lebenskraft und Geschicklichkeit verknüpft ist. Der Mensch, der nach einem Verstorbenen genannt wird, erbt die Eigenschaften des Betreffenden.

Ich begann diesen Abschnitt mit der Behauptung, daß der Polareskimo keine Gottverehrung kenne. Das tut er auch nicht in dem Sinn, wie wir es aus andern Religionen wissen. Er begnügt sich damit, sich vor dem großen Unbekannten zu beugen, und scheut sich nicht einzuräumen, daß er nichts weiß und daß sein Glaube möglicherweise falsch ist. Die Erkenntnis seiner Beschränkung und seine vollkommene Ehrlichkeit in diesem Punkt tritt hier ebenso unfehlbar zutage wie auf allen andern Gebieten. Aber wenn ihm auch die Gottverehrung durch seine einfache Religion versagt ist, die ihm von seinen Vätern überliefert wurde, so ist ihm das Gefühl der Andacht doch durchaus nicht fremd. Und indem ich dies niederschreibe, schweifen meine Gedanken zu den vielen Männern und Frauen in jener Gegend zurück, die ich an den Winterabenden ernst und schweigend zu den Gräbern ihrer Angehörigen habe wandern sehen. Hier können sie Stunde für Stunde sitzenbleiben in einer Andacht ohne Worte, die sicher kein geringerer Ausdruck für das Gefühl menschlicher Ohnmacht ist als bei den höheren Kulturvölkern Anrufung und Gebete.

Zweites Kapitel.

Von Thule zum Humboldtgletscher.

Die Überwinterung der Expedition.

Die Art, wie die Expedition den Winter verbrachte, ist rasch erzählt. — Die Ankunft der „Danmark" und die Überwinterung waren uns plötzlich über den Hals gekommen. An Stelle von fünf weißen Männern waren wir auf einmal 23, und viele Vorkehrungen waren aus diesem Anlaß zu treffen.

Es wurde sogleich bestimmt, daß Koch südwärts nach Tasiussaq reisen sollte, wo sich ihm in der dunkeln Zeit bessere Arbeitsbedingungen boten als hier. Wir machten uns daher Mitte Oktober auf den Weg über das Inlandeis nach der Melvillebucht, und Dr. Wulff erhielt seinen ersten Unterricht im Fahren mit Hunden, indem er mich nach Kap York begleitete; ich selber wollte mit Koch bis nach Upernivik gehen.

Auf dieser Reise, die in ihrer ersten Hälfte noch bei schwindendem Tageslicht ausgeführt wurde, hatten wir ausgezeichnete Gelegenheit, die im Frühjahr aufgenommene Karte zu ergänzen. Die Reise verlief nicht nur ergebnisreich, sondern auch angenehm. Wir hatten schönes Wetter mit erträglicher Kälte und richteten unsere Tagereisen nach dem Festwerden des Neueises ein. Oft stießen wir auf offenes Wasser, und während wir auf das Eis warteten, unternahmen wir in der Gegend des Inlandeises spannende Eisbärenjagden. Vier Bären mußten ihr Leben lassen und verschafften uns nicht nur vortrefflichen Reiseproviant, sondern auch Felle für die lange Reise im Winter.

Während der ganzen Zeit übte sich Dr. Wulff täglich im Fahren mit Hunden und schien sich rasch an die ihm völlig ungewohnte Lebensweise zu gewöhnen.

Anfang Januar fuhr ich zwei Mitglieder der Crockerland-Expedition, Mr. Eckblaw und Dr. Hunt, nach Upernivik, von wo sie ihre Reise nach Süden fortsetzen wollten. Diese Reisen boten uns ein vortreffliches Training. Während unserer vielen



Von Thule zum Humboldtgletscher.

Streifzüge hatten die fleißigen Frauen des Stammes warme Renntierpelze, Bärenfellhosen und mit Hasenfell gefütterte Seehundsfell-Kamiker genäht. Was die Kleidung anlangte, konnten wir ruhig einer Überwinterung entgegensehen, wenn sie nötig sein sollte.

Aufbruch von Thule.

Während alle Vorbereitungen zu einer weiten Reise ein großer Ernst beherrscht, liegt im Gegensatz dazu über der Abfahrt und dem Abschied von den Hausgenossen die lichteste Feststimmung; man geht seinem Schicksal und seinen Abenteuern immer mit erwartungsvoller Freude entgegen. So auch jetzt, als endlich alle Schlitten beladen und mit Hunden bespannt neben der alten „Danmark" bereitstanden. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß Mylius-Erichsens altes Schiff heute den Hintergrund unserer Abreise bildete.

6. April. Zur Feier des Tages waren wir zum Abschiedsfrühstück an Bord eingeladen, und die Eskimoteilnehmer der Expedition beteiligten sich mit ihren Frauen ebenfalls an dem Fest. Der Führer der „Danmark", Kapitän Hansen, hatte getan, was er vermochte, und unser Appetit machte den Herrlichkeiten des Schiffes keine Schande.

Aber die Unruhe saß uns in den Gliedern, und alle dachten wir nur daran fortzukommen; Wulff und Koch waren schon einen Tag vorher vorausgefahren. Für mich war es notwendig, nachdem alles in Ordnung war, die letzte Nacht allein zuzubringen, um noch einmal alle Listen und Aufzeichnungen der Dinge, die nicht vergessen werden durften, durchzugehen. Dazu gehört vollkommene Ruhe, denn es schwebt die Drohung über einem, daß ein einziges vergessenes kleines Ding nicht zu beschaffen ist, wenn man es Hunderte von Meilen vom Depot entfernt vermißt. Darum verbringen die meisten Expeditionsleiter vor der Abreise eine schlaflose Nacht. Um so stärker fühlt man zum Entgelt die Befreiung und den Tatendurst, wenn endlich alles in Ordnung und zur Abfahrt bereit ist.

Draußen auf dem Eis liegen die ungeduldigen Hunde und warten auf das Abfahrtssignal; heulend und kläffend zerren sie am Geschirr, und an jedem Schlitten muß ein Mann Wache halten, damit unsere Gespanne nicht dem Gang der Ereignisse vorgreifen und über das Eis vorwärtsstürmen, ehe die Kutscher zur Abfahrt bereit sind. Ach, diese übertriebene Lebensfreude wird leider bald von ihnen weichen, wenn sie nicht länger in der Nähe des Wohnplatzes sind, wo immer reichlich speckige Walroßhaut

für sie abfällt! Dieser lärmende Eifer, diese überströmende Energie wird rasch gedämpft werden, wenn jeder Tag nur viele Stunden einförmigen Mühens und abgemessene Rationen bietet. Aber heute kennt der wilde Jugendmut keine Grenzen. Er strömt über nach der Ruhe und dem Kraftfutter vieler Tage. Alles ist in Feststimmung!

Ein Prachtwetter herrscht. Die Sonne steht hoch über dem weißen Schnee. Die Eisberge des Fjords glitzern im Licht, und der Basalt der Randberge bei Kap Parry erglänzt in heiteren Farben.

Die Mannschaft des Schiffes geht voll Interesse herum und betrachtet mit Kennermiene die wohlverschnürten Schlitten. Dieser und jener geht zu den Hunden und streichelt sie. Das Aufbruchsgewimmel zwischen den vielen Schlitten und alle die geschäftigen Menschen wirken ähnlich wie das Durcheinander auf einem Marktplatz!

Endlich ist der Abschied zu Ende. Die Männer rufen ihren zurückbleibenden Frauen ein letztes Lebewohl zu, dann springt jeder auf seinen Schlitten, und im Galopp geht es über den Fjord hin, die ersten bescheidenen Kilometer auf das Ziel zu, das wir uns für das nächste halbe Jahr gesteckt haben. In einer Stunde ist die „Danmark“ außer Sicht, und der am Wohnplatz gelegene Berg Umanaq zeichnet sich als kleiner Kegel weit im Hintergrund vom Horizont ab. Die Hunde, die in ausgezeichneter Verfassung sind, strecken sich, als gälte es das Leben, und obgleich die Lasten schwer sind, geht es in sausender Fahrt vorwärts. Die Bahn auf dem Eis ist gut, und die blankgeschliffenen Eisenkufen der Schlitten singen über dem gefrorenen Schnee. Wir brachen gegen 4 Uhr nachmittags auf und schon um 2 Uhr morgens haben wir die ersten 15 Meilen bis Netsilivik zurückgelegt, wo wir unsere Kameraden treffen.

7. April. Netsilivik ist ein kleiner Wohnplatz von drei Häusern, und nur die Herzensgüte der Eskimos macht es möglich, daß wir alle ein Dach über den Kopf bekommen. Wir sind 15 Mann in jedem Haus, und in den ersten Stunden ist alles in größter Verwirrung. Die Hunde werden auf dem Eis festgebunden; ein Zelt wird aufgeschlagen, und eine wohlverdiente Tasse Kaffee auf dem Primuskocher gekocht. Unterdessen erhalten die Hunde ihr Futter aus den überfüllten Fleischdepots des Wohnplatzes.

Ein Blick durch die Ausgucköffnung des kleinen Darmhautfensters des Hauses zeigt, daß unsere Kameraden mit allen ihren Begleitern noch im süßesten Schlaf liegen. Es ist drückend heiß in den überfüllten Steinhäusern, und ich beschließe daher, in Iterfiluks Haus, das eine Viertelstunde entfernt liegt, einen kleinen Morgenbesuch abzustatten. Iterfiluk ist eine redselige Witwe von 50 Jahren und eine gute Freundin von mir. Im Laufe des Winters ist sie oft in Thule gewesen, um Stiefel für die Mitglieder der Expedition zu nähen, und sie empfängt mich daher jetzt mit lautem Willkommensruf, als ich durch den Hausgang hineinkrieche und erst entdeckt werde, als ich auf ihrem fettigen Steinfußboden erscheine. Auch ihr Haus ist mit Reisenden angefüllt, und während ihre Gäste schlafen, sitzt sie selber splitternackt bei ihrer Lampe wie eine der klugen Jungfrauen, die darüber wachen, daß das kostbare Licht in der Nacht nicht ausgeht. Denn hier oben gilt es für eine Schande, wenn die Gäste des Hauses bei erloschenen Lampen und in Kälte erwachen. Auch ich muß nach der Sitte des Landes meine Kleidung abwerfen und presse mich zwischen Iterfiluk und eine von ihren Freundinnen, die dicke Kiajuk, die dasselbe paradiesische Kostüm wie die Wirtin trägt. Lange saß ich da und schwatzte mit ihnen, bis die Müdigkeit und die Atmosphäre in der Hütte mir die Kräfte raubten, so daß auch ich, vom Schlaf übermannt, zu den übrigen Gästen hinsank.

Indessen durften wir nur wenige Stunden schlafen. Wir mußten weiter, denn wenn man für viele Hunde Futter braucht, gehört es zum guten Ton, daß man rasch durch die Wohnplätze fährt. Schon am Mittag desselben Tages machten wir uns daher auf die Fahrt nach dem Wohnplatz Ulugssat auf der Northumberlandinsel.

Jeder Wohnplatz hier oben besteht in der Regel aus drei bis fünf kleinen Steinhäusern. Wenn man daher gelegentlich an einen Platz mit zehn bis zwölf Häusern kommt, so wirken diese auf uns wie eine Hauptstadt auf einen Landbewohner. Man erwirbt hier wohl eine besondere Fähigkeit, sich auf das Gewohnte einzustellen, und die Tatsache, daß wir zu dieser ungewöhnlich großen Stadt kamen, überwältigte uns daher völlig. An den Fassaden der Häuser sah man überall Fleischstapel, die aus Schneeblöcken gebaut und mit köstlichem frischen Walroßfleisch beladen waren, das rot gegen den weißen Schnee leuchtete.

Auf dem Eisfuß lagen alle Hunde des Platzes in einer Reihe, ein Gespann neben dem andern; bei unserer Ankunft stießen sie ein wildes Geheul aus. Nach alter geheiligter Tradition, die den Besuchsschlitten höfliche Zurückhaltung auferlegt, machten wir alle auf dem Meereis halt, etwas vom Eisfuß entfernt. Bei den Häusern auf dem Land oben standen alle Eskimos und blickten schweigend, aber voll Interesse auf uns herab. So vergingen lange Minuten; erst dann machten beide Parteien in Übereinstimmung mit den Sitten des Landes ihrer Freude Luft.

In Ulugssat war leicht Quartier zu erhalten, und die Hauswirte wetteiferten, uns einzuladen. Aber bevor wir hineingingen, um für unsere eigene Bequemlichkeit zu sorgen, wurden all die Gespanne, die mit auf die Reise sollten, sorgfältig aus den Fleischdepots der reichen Wirte gefüttert; dies war im Grunde eine große Verschwendung, da die Hunde sonst nur jeden zweiten Tag Futter erhalten; aber wenn man vor einer Expedition steht, erlaubt man sich solche Ausschreitungen.

Die Häuser in Ulugssat hatten alle möglichen Ausmaße. Da war der Palast des großen Tornge, dessen Inneres in zwei Seitenpritschen mit Platz für mindestens 20 Schlafende geteilt war; es war ein gemütlicher Raum, im Innern ganz mit Holz ausgekleidet und von drei strahlenden Tranlampen festlich erleuchtet. Leckeres Fleisch und glänzende Narwalshaut waren einladend auf dazu eingerichteten Plattformen von flachen Steinen neben den Lampen hingelegt. Dies war das Haus des großen Jägers. Daneben befand sich die Höhle der alten Simigaq, deren Hausgang so schmal war, daß es mir trotz aller erdenklichen Versuche nicht glückte, mich hindurchzupressen, um ihr einen Besuch abzustatten.

Simigaq, „die Vollgepfropfte“, ist die älteste Frau des Stammes und gibt sich noch für den Hausgebrauch damit ab, Hilfsgeister herbeizurufen, wenn das Schicksal ihr oder dem Wohnplatz ungünstig gesinnt ist. Im übrigen ist sie ein lebendiges Buch für alle, die gern alten Sagen und Märchen lauschen. Und Simigaq ziert sich niemals.

Beim Ankauf des Fleisches.

In Ulugssat verging der Nachmittag mit dem Einkauf von reinem Fleisch für Menschen und Hunde. Es wurde ein sehr

arbeitsreicher Tag, da wir selber überall dabei sein mußten. Es handelte sich namentlich darum, die besten Fleischstücke zu bekommen und am liebsten Stücke, an denen die Haut bereits vom Fleisch abgezogen ist.

Dann mußten eine Menge Kamiker und Fausthandschuhe, die im Laufe des Winters den Frauen des Platzes in Auftrag gegeben waren und die jetzt abgeliefert werden sollten, untersucht und bezahlt werden. Zwischen all diesen unaufschiebbaren Geschäften fanden die unvermeidlichen Fleischfestmähler aus Anlaß unserer Abreise statt. Wie wohlgemeint sie auch waren, so waren sie doch an diesem Tag etwas anstrengend: vierzehnmal Walroßfleisch an einem Tag ist eine Leistung, die geschafft sein will. Wohl half es etwas, daß das Fleisch auf verschiedene Weise serviert wurde, einmal frisch und gekocht, anderes frisch gefangen und gefroren, wieder anderes in Fäulnis und gefroren. Das letztere klingt übel, aber schmeckt vortrefflich. Dieses der Gastfreundschaft gebrachte Opfer machte uns alle so eßmüde, daß wir nicht ohne Sehnsucht der Nachtruhe entgegensahen.

In Ilanguaqs, „des kleinen Gefährten", Haus wurde unter großer Beteiligung zur Trommel gesungen. Ich versuchte, dort einen Besuch zu machen, mußte mich aber rasch wieder zurückziehen, weil die Wärme so erstickend war, daß man bald ganz in Schweiß gebadet war. Aber nichtsdestoweniger wurde mir am nächsten Morgen erzählt, die Sänger hätten die ganze Nacht durch ausgehalten. Hier waren auch viele Schlitten zur Stelle, auf denen die Bevölkerung der umliegenden Wohnplätze herbeigeströmt war, um mir Fleisch zu bringen und uns zu begleiten. Voll Begeisterung improvisiert man bei einer solchen Gelegenheit Sängerfeste, auf denen jeder Sänger ausschließlich selbstkomponierte Weisen zur Trommelbegleitung singt.

Spät am Abend, lange nachdem meine Hausgenossen zur Ruhe gegangen waren, hörte ich knirschende Schritte auf dem gefrorenen Schnee draußen. Bald darauf ging die Tür auf, und nachdem sie sich sorgfältig davon überzeugt hatte, daß alle andern schliefen, trat die alte Simigaq ein und setzte sich neben mein Kopfkissen. Es sei ihre Absicht, sagte sie, mir den Schlaf leichter zu machen. Sie wollte mir mit kleinen Zauberformeln und Sagenerzählungen den Weg ins Land der Träume bahnen. Aber



Station Thule in der Nordsternbai.



Zur See im Kajak.

zunächst wollte sie mir den guten Rat einer alten Frau mit auf die Reise geben; denn sie glaubte, daß die Jahre den Alten gewisse Kräfte verleihen, die sie auf die Jüngeren übertragen könnten, und sie stünde noch in meiner Schuld von unserer letzten Begegnung her. Ich hatte sie einmal in mein Haus von einem Vogelberg gerettet, auf dem ein wenig galanter Schwiegersohn sie einstweilen ausgesetzt hatte. Jetzt wollte sie vor meiner Abreise Vergeltung üben. — Sollte es wahr sein, daß das Alter den Worten alter Menschen Kräfte verleiht, die auf die jungen übertragen werden können, so mußte die alte Simigaq eine Kraftquelle von Rang sein. Sie war nicht nur die älteste Frau des Stammes, rotäugig, zahnlos, kahl, bucklig, von Gicht gekrümmt, beinahe blind, also im Besitz all der Spuren, die ein langes und hartes Leben hinterlassen konnte, obendrein war sie so häßlich und so dürr, daß es von ihr hieß, sie könnte nicht versinken, selbst wenn man sie ins Meer würfe. Und doch lebten in ihrem Bewußtsein noch frisch und klar die Erinnerungen an die Zeit, da sie jung war und ihre Kräfte sich auf ganz andere Gebiete erstreckten.

Sie hatte, wie sie selbst erzählte, eine ungewöhnlich helle Haut gehabt und langes helles Haar, das wie ein Wasserfall um ihren nackten Körper stand. Dabei war sie groß und üppig, und zu all diesen Vorzügen kam ein sorgloses und heiteres Temperament. Die Männer stritten sich um sie, und all diese Werbungen hatten zu verschiedenen Ehen geführt. Schließlich war sie bei einem Mann gelandet, der den Namen „die kleine Gurgel" führte. Mit ihm war sie mehrere Jahre lang verheiratet gewesen; aber das war zu der Zeit, als die weißen Männer noch unregelmäßig „das Land der Menschen" besuchten und Flinten und andere Hilfsmittel für die Jagd unbekannt waren. Der Gebrauch des Kajak war in Vergessenheit geraten, und man pflegte daher im Sommer, wenn das Meer eisfrei war, bei den Vogelbergen zu lagern. Im Winter hungerte man in der Regel tüchtig; denn es gehören viele Krabbentaucher dazu, um einen Vorrat zu sammeln, der über die Polarnacht reicht.

Einst, als die Jagd fehlgeschlagen war und alle hungern mußten, war ihr Mann plötzlich aus ihrer Steinhütte verschwunden, wo es ihm nicht länger gefiel; merkwürdig genug, war mit ihm ihr ganzer Zuwachs an jungen Hunden verschwunden. Dieser

Umstand hatte den Argwohn Simigaqs erregt. Sie lief in die Berge und spürte den Mann auf; sie fand ihn, wie er sich an den jungen Hunden gütlich tat, die er auf einem flachen Stein gebraten hatte.

Diese Handlung, die weniger darum Ärgernis erregte, weil die jungen Hunde getötet waren, die sie auf ihrer nächsten Frühjahrsreise hätten ziehen sollen, sondern hauptsächlich, weil der Mann sie heimtückisch allein verzehrt hatte, ohne seine hübsche Frau zu der Festmahlzeit einzuladen, war die Veranlassung zur Scheidung. Dann war die „Vollgestopfte" wieder eine Zeitlang von Hand zu Hand gegangen, bis sie sich mit Kajoq, genannt der „Gelbe", verheiratete, mit dem sie in Glück und Herrlichkeit bis zu seinem Tode gelebt hatte.

Jetzt saß also diese verwitterte und in guten und bösen Tagen gestählte Frau neben meinem Kopfkissen und wollte mich teilnehmen lassen an den Erfahrungen, die ein langes Leben ihr gegeben hatten.

Auf einer langen Reise tue es not, sich mit den Geistern, die in Bergen und Abgründen herrschen, gut zu stellen; aber auch die Einsamkeit habe ihre Kräfte, vor denen sich Menschen in acht nehmen müßten, daher käme sie jetzt die letzte Nacht mit ein paar Zauberliedern zu mir.

„Sieh," sagte sie, „diese Zauberlieder sind so arm und unbedeutend, eine Sammlung kurzer, sinnloser Worte. Aber was tut das? Wir Menschen verstehen doch nur so wenig von dem Großen, dem man begegnet, wenn man in die Gegenden hinauskommt, wo man allein ist mit der schweigenden Welt."

So lautete ihre Erklärung und Entschuldigung. Während sie ergriffen wie eine heidnische Priesterin ihre Lieder mit ihrem zahnlosen Mund summte, lag ich in meinen Felldecken neben ihr und lauschte. Hier ist das Lebenslied für den, der zu leben wünscht:

Der Tag erhebt sich
aus seinem Schlaf.
Der Tag erwacht
mit dem Morgengrau.
Auch du erheb dich,
auch du erwache
mit dem kommenden Tag!

Sie murmelte die Worte flüsternd und wie entrückt in ihrer Ekstase, bis sie sich in mein Bewußtsein eingeprägt hatten.

Nun folgte der Gesang, der von Männern gesungen wird, die schwer und langsam fahrend in Lebensgefahr geraten.

Vorwärts, vorwärts!
Schlitten, Kufen, Reisewerkzeug!
Deine dicken Wangen mußt du schmieren,
Daß sie leichter laufen können.

Wenn die Jagdtiere sich unsichtbar machen und man hungern muß, singt man:

Hei — aus der Tiefe
Seetiere fing ich,
Hei — Hei
Walrosse tötete ich
Aus der Tiefe,
Hei — Hei
Narwale harpunierte ich,
Schwarzseitige Seehunde jagte ich,
Aus der Tiefe — — —

So erzielt man einen guten Fang.

Und so sagte sie Formeln her, durch die der Nebel sich lichten ließ, Bärengesänge, die Bären herbeilocken, Trinkgesänge, die dem Durstigen Wasser verschaffen, und Gesänge, die bei der Bergbesteigung gesungen werden — alle nützlich für den, der nach unbekannten Ländern reist.

Der Berggesang war das letzte, was ich hörte, dann überwältigte mich die monotone Stimme, und als ich nach ein paar Stunden Schlafs die Augen aufschlug, war die alte Simigaq längst zurück in ihre bescheidene Höhle geschlichen. Ich sprang von der Pritsche herab und blickte durch das Guckloch, um nach dem Wetter zu sehen. Es ist taghell, selbst jetzt mitten in der Nacht, der Himmel ist klar ohne eine einzige Wolke und wölbt sich wie eine blaue Kuppel über das Land und das weiße Eis. Eine schwache Röte meldet, daß es nicht weit bis Sonnenaufgang ist, aber noch ist es zu zeitig zum Aufbruch.

8. April. Am nächsten Tag fuhr ich mit Ajako im strahlenden Sonnenschein weiter nach dem Wohnplatz Igdluluarssuit, während die andern alle direkt nach Neqe fuhren. Wir brauchten noch ein paar Hilfsschlitten und mehr Fleisch, und bei Igdluluarssuit

wohnte Sipsu, ein ausgezeichneter Jäger und erfahrener Schlittenreisender, den ich sehr gern für den letzten Begleitschlitten mit mir bis Fort Conger haben wollte.

9. April. Am folgenden Tag sammelten sich die Begleitschlitten mit allem Fleisch, was herbeigeschafft war, bei Neqe; das aufgestapelte Fleisch bildete einen stattlichen Haufen. Zu seinem Transport standen uns 27 Schlitten und 354 Hunde zur Verfügung. Um zu begreifen, warum wir wegen unserer sechs Schlitten einen solchen Troß in Bewegung setzten, muß man folgendes wissen:

Wie oben erwähnt, war unsere ganze Ausrüstung nach Eskimoart eingerichtet; so war es auch mit dem Proviant der Fall. Walroßfleisch ist ein vortreffliches Hundefutter, aber es hat den großen Nachteil, daß es 65—70 Hundertteile Wasser enthält. Dies macht es sehr schwer für den Transport. Während man von Pemmikan ein Pfund für Hund und Tag rechnet, muß man Walroßfleisch oder -haut etwa drei Pfund für den Tag oder fünf bis sechs Pfund jeden zweiten Tag rechnen, und außer unsern eigenen Hunden mußten ja auch die Gespanne der Begleitschlitten gefüttert werden.

Unser Vorgehen war so geplant, daß uns im ganzen 15 Schlitten bis zum Humboldtgletscher, 13 bis zum Kap Constitution und 8 bis Thank God Harbour folgen sollten, und erst hier sollten die Lasten unter Einrechnung des Arbeitsaufenthalts unterwegs so verringert sein, daß die sechs für die weite Reise bestimmten Schlitten den Rest übernehmen könnten.

Das Fleisch, das im voraus bestellt war, lag auf dem Eisfuß für uns bereit; ich hatte es nur zu bezahlen und dann die Lasten zu verteilen. Die Bezahlung, die man begehrte, bestand in der Regel in Pulver, Blei und Zündhütchen. Diese Seite der Sache ließ sich leicht und rasch ordnen, man kommt leicht mit den Eskimos überein, wenn es sich um Proviant für große Expeditionen auf unbestimmte Zeit handelt. Einem solchen Unternehmen gehört ihre Sympathie. Schwieriger ist es, das Fleisch auf die 27 Schlitten zu verteilen; denn hierbei hat man nicht nur auf die Stärke der Gespanne, sondern auch auf die Beschaffenheit der Schlitten Rücksicht zu nehmen.

Sobald alles geordnet war, brach der bunte Schlittenzug auf.

Die eifrigen Hunde sprengten unter Peitschenknall über das Eis und waren bald hinter dem nächsten Vorsprung verschwunden. Unser Weg ging die ersten Meilen über das Meereis etwa bis Kap Alexander, wo selbst im strengsten Winter das Wasser beständig offen ist. Dieses Wasser mußten wir durch einen Umweg über das Inlandeis umgehen.

Der Aufbruch fand um 4 Uhr statt, und abends gegen 7 Uhr erreichten wir die Stelle des Gletschers, wo der Aufstieg beginnen sollte. Hier machten wir alle halt, um uns die übliche Tasse Kaffee zu kochen, womit man sich hier erfrischt. Der Übergang pflegt selten mehr als ein paar Stunden zu dauern, ist aber ungewöhnlich schwierig. Erst schleppt man sich schweißtriefend die steile Böschung hinauf, dann gerät man in 300 Meter Höhe in den Wirbel eines beißenden Nordwindes, der bei klarem Wetter immer auf der Höhe von Kap Alexander wütet. Das Schneegestöber ist hier dicht wie englischer Nebel, verdammt kalt und oft so heftig, daß es, wenn man von Süden kommt, fast unmöglich ist, mit den Hunden gegen den Wind zu fahren. Kein Wunder daher, daß es Sitte ist, sich vorher mit einer Tasse guten starken Kaffees zu stärken.

Es war schwierig, die schweren Schlitten auf den Gletscher hinaufzubringen, der immer hart und glatt geweht ist. Aber da viele hilfreiche Hände zugriffen, verlief der Übergang ziemlich glatt. Die Stürme und das Schneegestöber nahmen wir mit gutem Humor hin, in dem Bewußtsein, daß wir das ruhige Wetter, das den Reisenden immer auf dem Meereis erwartet, doppelt genießen würden.

Als Gäste bei der amerikanischen Expedition.

10. April. Um 4 Uhr morgens kamen wir mit unserm ganzen Gefolge in Etah an, wo wir gerade gegenüber dem Hauptquartier der Crockerland-Expedition unser Lager auf dem Eis aufschlugen.

Trotz der zeitigen Ankunft wurden wir von Kapitän Comer, der ein Frühaufsteher ist, herzlich empfangen. Er bat uns sogleich ins Haus einzutreten, wo Mr. McMillan uns zum Frühstück einlud, eine Einladung, der wir aber erst ein paar Stunden später folgen konnten, nachdem das umfangreiche Lager aufgeschlagen war.

Drei Tage waren wir die Gäste unserer amerikanischen Kollegen und genossen in dieser Zeit viel Freundlichkeit. Ursprünglich sollte sich unser Aufenthalt nur auf einen Tag erstrecken, aber Sturm und Unwetter zwangen uns, den Besuch zu verlängern.

Mr. McMillan war während unseres Aufenthalts so liebenswürdig, uns etwas Pemmikan und Keks zu überlassen, was eine ausgezeichnete Ergänzung unserer eigenen Vorräte bildete.

Hayes' Expedition 1860—1861.

Der Wohnplatz Etah liegt an der Mündung des kleinen Foulkefjords und ist im Laufe der Zeit Zeuge der Ankunft und Abreise vieler Expeditionen gewesen. Nicht weit südlich von hier überwinterte Hayes bei Port Foulke 1860—1861, und die Schiffbrüchigen der „Polaris" errichteten ihr zeitweiliges Winterhaus eine Meile nördlich von hier hinter der Littletoninsel.

Auch Peary hat ein paarmal den Winter hier verbracht, und endlich ist es jetzt das fünfte Jahr, daß die Crockerland-Expedition hier unter dem Befehl von McMillan liegt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich der Expedition von Hayes ein paar Worte widmen, während von der Polaris-Expedition später die Rede sein wird.

Dr. Hayes, der als Arzt an der Expedition von Kane teilgenommen hatte, hatte eine Reise nach Grinnell-Land unternommen, die in Verbindung mit den übrigen Ergebnissen dieser Expedition in ihm den Glauben befestigt hatte, es müsse sich in der Nähe des Nordpols ein offenes Polarmeer finden. Seine eigene Expedition, deren Aufgabe es war, die Entdeckungen auf der Westseite des Smithsundes und des Kennedykanals weiter zu verfolgen, führte nicht zu den gewünschten Resultaten und interessiert uns in diesem Zusammenhang nicht, da sie unsere Route nicht berührt. Interessant und erwähnenswert ist nur die Art, wie er von den Eskimos spricht, denen alle, die in diesen Breitengraden gereist sind, so unendlich viel verdanken. Man mag Pearys Reisebeschreibungen aufschlagen, wo man will, überall wird man sehen, wie der große Polarfahrer sich immer in Bewunderung vor diesem Volk beugt, das zu verstehen sein Landsmann Hayes zu klein war.

Gleich zu Anfang macht sich Hayes die Worte eines seiner Matrosen zu eigen: es handle sich um Wesen, die nur wenig über den Hunden, die ihre Schlitten ziehen, stehen; dann fährt er fort:



Eine von Hayes' phantastischen Bärenjagden.

„Die Eskimos sind in Wahrheit eine höchst merkwürdige Menschenart, und sie sind ein noch interessanteres Studienobjekt als meine Hunde, obgleich sie nicht so nützlich sind wie diese; den Hund kann man doch wenigstens mit festem Willen und einer langen Peitsche regieren, während das Menschentier sich durch kein Mittel leiten läßt. Man könnte sie mit Recht in allem und jedem



Hayes fährt quer durch Eisberge.

ein negatives Volk nennen, ausgenommen in ihrer Unzuverlässigkeit, diese ist absolut positiv."

Es ist nicht nötig mehr anzuführen, und es liegt keine Veranlassung vor, diesem Ausspruch anders zu begegnen als durch die Wiedergabe von ein paar Abbildungen aus Hayes' Buch, die von einer geradezu phantastischen Unzuverlässigkeit sind.

Übrigens ist Hayes nicht der einzige, der Superlative gebraucht; die Erinnerungen an ihn, die noch heute bei dem Stamm lebendig sind, geben ihm darin nichts nach.



Hayes auf Walroßjagd.

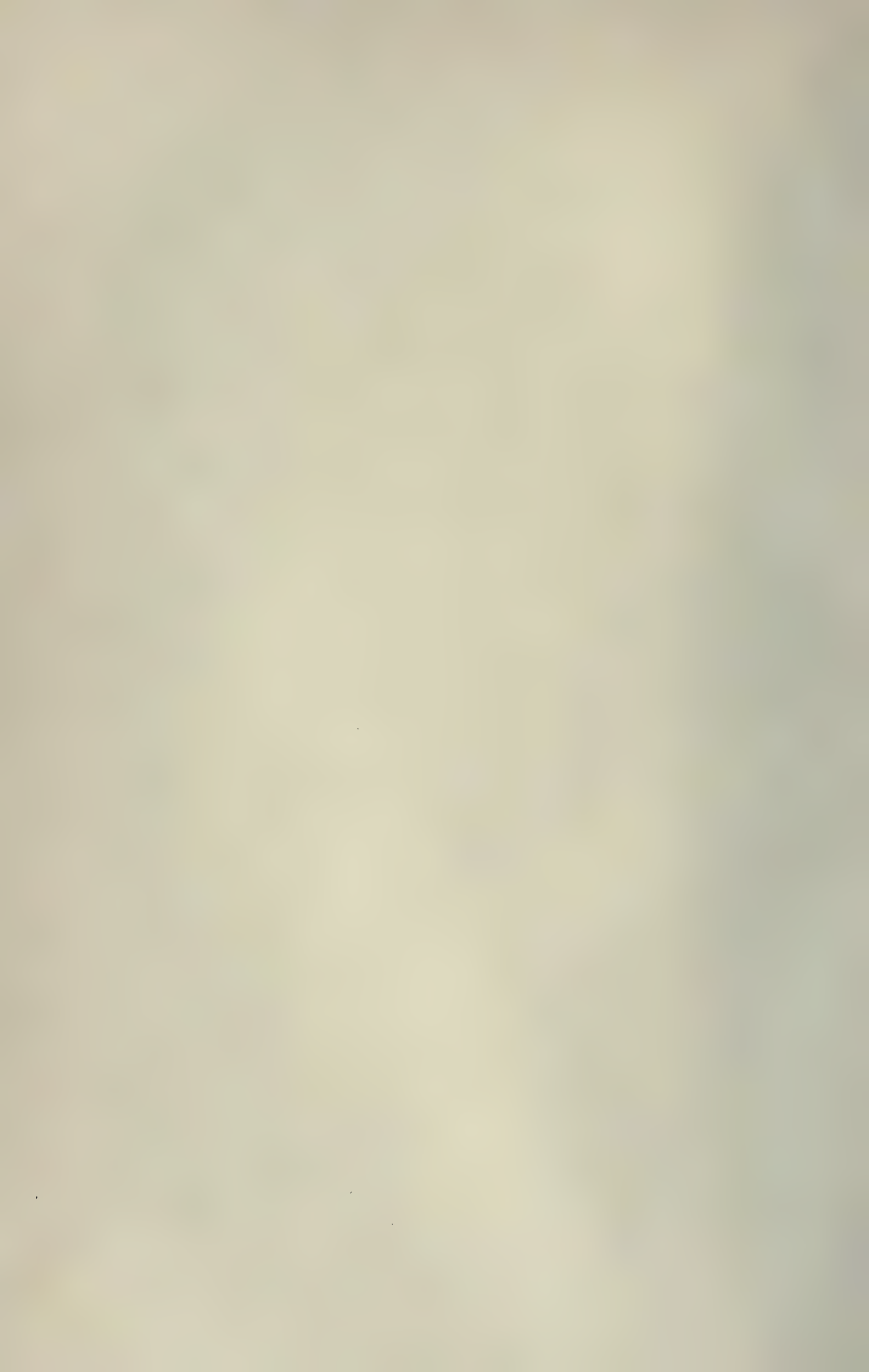
Hayes gilt für den größten Dieb, der jemals ihr Land besucht hat, und wenn er bei diesen Diebstählen mit heiler Haut davonkam, so lag es nur an dem Umstand, daß die Macht auf seiner Seite war.

Es herrschte während seiner Überwinterung ein sehr großer Mangel an Hunden, da der Bestand durch eine Hundekrankheit beinahe ausgestorben war. Nichtsdestoweniger „kaufte" Hayes den Eskimos ungefähr alle Hunde ab, die zum Schiff kamen, und seine Bezahlung war so willkürlich, daß die Eskimos es mit Recht für Gewalt ansahen, da die Dinge, die sie für ihre unentbehrlichen Zugtiere erhielten, unbedeutende Kleinigkeiten waren, nach deren Besitz sie nie den geringsten Wunsch geäußert hatten.



Harald Moltke.

Schneehüttenlager am Eisberg.



Trotz alledem spielt sich Hayes beständig als der große Wohltäter des Stammes auf.

Die Episode, die am klarsten in der Erinnerung lebt und am meisten besprochen wird, ist ein Geniestreich, den Hayes auf der Kane-Expedition ausführte. Nach einer mißglückten Bootsfahrt hatte Hayes mit einigen Begleitern sein Quartier im Boothsund aufgeschlagen, wo sie in ihrer Hilflosigkeit fortwährend Besuche von Eskimos empfingen, die sie mit Fleisch versorgten. Da ihre eigene Kleidung abgenutzt war und sie sich außerstande sahen, sich etwas Neues zu verschaffen, heckten sie folgenden Plan aus: Dr. Hayes sollte den Gästen eine starke Dosis Opium geben, und während diese nichtsahnend ihren Rausch ausschliefen, wollten sie ihnen die Kleider ausziehen, ihre eigenen Fetzen daneben legen, und dann, in die Fellanzüge der Eskimos gekleidet, deren Hunde stehlen und nach Norden zu ihrem Schiff flüchten. Der Plan gelang, und der Bericht der Eskimos wird Wort für Wort in Kanes Werk von Dr. Hayes selbst sogar mit einer gewissen Schadenfreude bestätigt.

Eine weitere Charakteristik des Mannes, der ein Volk, von dessen Hilfe er zweimal abhängig war, als Menschentiere bezeichnete, dürfte überflüssig sein.

* * *

11.—12. April. Die Tage in Etah verkürzten wir uns mit allerhand Zeitvertreib. Teils vertieften wir uns in die sehr reichhaltige Bibliothek der Crockerland-Expedition, teils machten wir Besuche bei den Eskimofamilien des Platzes, die alle gute Bekannte von uns waren, und jeder Abend endete unweigerlich mit einem Ball, der bis zu den Morgenstunden dauerte. Die Amerikaner besaßen ein prachtvolles Grammophon, an dem wir die ganze Zeit über viel Freude hatten. Es hatte ein ausgesuchtes und sehr reichhaltiges Repertoire, für jeden Geschmack etwas, so daß wir bald Gesänge von Opern der ganzen Welt, gesungen von Caruso, Alma Gluck, Adelina Patti und andern genossen, bald uns musikalischen Ausschweifungen hingaben, indem wir durch Tangos und One Steps Abwechslung in das Programm brachten.

Die Leute in der Heimat, denen die wirkliche Musik zugänglich ist, entweder von ihnen selbst oder von Künstlern ausgeführt, rümpfen gern die Nase über unsere Freude am Grammophon, die

in der Regel als Mangel an musikalischem Geschmack gilt. Ich betrachte mich nicht als unmusikalischer als die meisten Leute und doch gestehe ich, daß auch ich zu denen gehöre, die das Grammophon hochschätzen. Überall, wo ich es angetroffen habe, entweder im Winterlager unter den Eskimos oder bei dänischen Familien in unsern grönländischen Kolonien, hat es uns immer einen ganz eigenartigen wehmütigen Gruß gebracht von all dem, was wir hier oben entbehren müssen, und ich habe manch einen Menschen getroffen, den man sonst nicht der Sentimentalität beschuldigen konnte, der aber mit Gewalt die Bewegung unterdrückte, die die Musik des Grammophons hervorrief.

* * *

Die drei unfreiwilligen Ruhetage rissen ein tüchtiges Loch in unsern Fleischvorrat. Aber eines Tages, als ich überlegte, was wir uns weiter erlauben könnten, wenn das Unwetter anhielte, tauchte ein Mann namens Majaq auf, der alle Besorgnis aus meinem Gemüt verscheuchte. Er hatte Frühjahr und Herbst bei Renslaer Harbour verbracht und erzählte, daß er dort noch beträchtliche Fleischdepots besitze, die er der Expedition zur Verfügung stelle, wenn wir ihm nur Munition dafür gäben; darauf gingen wir selbstverständlich mit Freuden ein.

Endlich, am 13. April nachmittags, ist das Wetter so, daß von Aufbruch die Rede sein kann. Zwar weht noch ein ganz gewaltiger Sturm, aber da Wind hier in Etah unter allen Umständen zum guten Wetter gehört, machen wir uns fertig und fahren gegen den Wind an. Gegen Morgen erreichen wir Anoritoq und lagern uns für die Nacht.

Eisbär, der Sohn der Witwe.

Durch eine Laune des Schicksals hat Anoritoq einen Namen erhalten, der „die Windumsauste" bedeutet. Dabei ist dieser kleine Wohnplatz, der als Winterquartier für die fingierte Nordpolexpedition des Dr. Cook eine Weltberühmtheit erlangt hat, die einzige Stelle in der Umgebung von Etah, wo immer absolute Windstille herrscht.

Anoritoqs Name stammt aus einer alten Sage von einer gewissen Anoritoq, die einen Bären aufzog. Eine Eskimofrau, Arnajaq, erzählt die Geschichte wie folgt:

Es war einmal ein Mann namens Angutdligamaq, der niemals selbst auf die Jagd zog. Er begnügte sich damit, ab und zu aufs Eis hinaus zu gehen, und traf er hier einen Mann, der einen Seehund hinter sich herschleppte, so erschlug er ihn und nahm den Seehund als seine eigene Beute mit nach Hause, und davon lebte er. Seine Landsleute wagten nicht, sich gegen ihn aufzulehnen, weil er sehr stark war, und so kam es, daß er viele Jahre ungestraft von Raub und Mord lebte. Aber eines Tages fand man, daß es doch zu weit ging, und man einigte sich, eine List gegen ihn anzuwenden.

„Höre, Angutdligamaq," sagte man, „du weißt nicht, welchen Spaß es macht, gemeinsam mit andern auf die Jagd zu gehen; du solltest es nur einmal versuchen, so würdest du sicher jeden Tag mitkommen wollen."

Als Angutdligamaq das hörte, zog er am nächsten Tag mit allen Jägern des Lagers aus. Aber da er des Lebens außerhalb des Hauses ganz ungewohnt war, stellte er sich sehr ungeschickt an, und seine Kameraden mußten ihm bei allem, was er tat, helfen. Abends sollte er sich in einer Schneehütte schlafen legen, aber auch da wußte er nicht, wie er sich anstellen sollte.

„Wie legt man sich in einer Schneehütte zur Ruhe?"

„Man schläft am besten, wenn man das eine Bein aus der Hose herauszieht", antworteten die andern.

Das tat er und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Aber sobald seine Kameraden sahen, daß sein Hinterteil entblößt war, sprangen sie herzu und jagten einen Wurfspieß hinein, und Angutdligamaq, der brüllend vor Schmerz in die Höhe sprang, jagte die Spitze nur tiefer hinein und starb. Darauf gingen seine Kameraden nach Hause.

„Was ist aus Angutdligamaq geworden?", fragte seine Mutter, die den Namen Anoritoq, „die Windumsauste", hatte.

„Wir haben ihn erschlagen", antworteten die andern.

„Wenn ihr eine trächtige Bärin fangt, so gebt mir die Frucht, damit sie mein Kind werde", bat die Frau.

Und eines Tages, als die Jäger eine trächtige Bärin gefangen hatten, brachten sie die Frucht nach Hause zu der Frau. Sie zog das Junge mit Tran aus ihrer Lampe auf, und es wurde bald so groß, daß es Seehunde für sie fangen konnte. Den Bären nannte man nach der Mutter Anoritoqs Sohn.

Im Winter, als die große Dunkelheit kam, konnte der Bär nichts mehr sehen und keine Seehunde fangen, und so machte er sich daran, die Fleischdepots der Menschen zu bestehlen.

„Du sollst nicht stehlen", sagte die Pflegemutter bekümmert. „Deine Vettern werden dich stellen, und die Menschen werden dich töten."

Mit den Vettern des Bären waren die Hunde gemeint.

„Oh, ich flüchte vor dem Wind," sagte der Bär, „dann können die Hunde mich nicht wittern."

Aber eines schönen Tages nahm es doch ein schlimmes Ende. Die Hunde stellten ihn, und die Menschen töteten ihn.

Viele Tage wachte die Frau in ängstlicher Erwartung; denn obgleich niemand ihr etwas erzählte, fürchtete sie, daß dieses Tier, das sie liebgewonnen hatte, getötet worden sei.

Eines Tages, als sie ihn wie gewöhnlich ermahnt hatte, nicht zu stehlen, hatte sie ihm die eine Seite mit Ruß von ihrer Lampe geschwärzt.

„Nun kann ich doch jederzeit Gewißheit erhalten, wenn er getötet werden sollte", hatte sie gesagt.

Sie bat nun ihre Gefährten, sie möchten ausfahren und an andern Orten nachfragen, ob ein Bär mit einer rußgeschwärzten Seite getötet worden sei. Es dauerte auch nicht lange, so kamen die Schlitten zurück und erzählten ihr, ein solches Tier sei bei einem der Nachbarplätze erlegt worden.

Groß war die Trauer der Frau, als sie erfuhr, daß ihr Pflegesohn tot sei. Weinend verließ sie ihr Haus, setzte sich auf eine Landspitze in der Nähe des Wohnplatzes, und indem sie ihre Blicke über das endlose Eis schweifen ließ, das bis jetzt das Jagdfeld des Bären gewesen war, sang sie:

Vergebens späht die Wartende,
vergebens weint die Trauernde.
Hart ist des Weibes Los,
das Tränen vergießt ohne Trost,
schwer ist das Los der Frau,
die den einzigen Sohn überlebt.
Bär! Bär! Kommst du niemals zurück?
Bär! Bär!

Tage und Nächte vergingen, ohne daß die Frau Nahrung zu sich nehmen mochte. Schluchzend sang sie ihr Lied, bis die Tränen auf ihren Wangen erstarrten und ihr Körper zu Stein wurde.

Man sieht noch leibhaftig ihre Gestalt auf der Landspitze beim Wohnplatz. Ihr Mund ist mit einer Schicht von erstarrtem Speck bedeckt; denn es heißt, daß es eine glückliche Bärenjagd gibt, wenn man vor dem Aufbruch die Bärenmutter mit Speck füttert. In stillen Winternächten, wenn die Nordlichter ihr geisterhaftes Spiel am Himmel treiben, sieht man alte Jäger unter einem Vorwand in die Berge gehen, und am nächsten Tag zeigen frische Spuren im Schnee, daß die Bärenmutter Besuch gehabt hat; ihr Gesicht glänzt von Speck.

Das erste Polareis.

Gegen Morgen, als wir eben erwacht waren und den Primuskocher angezündet hatten, wurden wir von Hundegebell und fremden Stimmen draußen überrascht. Es waren zwei junge Leute, die von einer glücklichen Moschusochsenjagd in Ellesmereland zurückkamen, wo sie zusammen 40 Tiere erlegt hatten. Sie versorgten uns reichlich mit frischem Fleisch und Talg. Dann zog jeder nach seiner Richtung weiter.

Von Anoritoq nach Renslaer Harbour hatten wir eine schwere und anstrengende Tagereise. Die Strecke von Kap Inglefield bis Kap Ingersoll legten wir durch stark aufgepreßtes Eis zurück. Zu dieser Zeit des Herbstes, wenn das ganze Kanebecken aus großen treibenden Schollen besteht, kann die Strömung sehr hart gegen das Land gerichtet sein, und während neues Eis entsteht, wird gleichzeitig eine Menge Eis dort, wo die treibenden Schollen zusammenfrieren, emporgepreßt. Diese Preßeisrücken können oft so hoch sein, daß man sich nur mit Äxten den Weg bahnen kann. Die schwerbelasteten Schlitten müssen langsam und vorsichtig geleitet werden, damit sie nicht plötzlich durch einen Fall aus mehreren Metern Höhe zersplittert werden. Oft bleiben sie in verzweifelten Stellungen hängen, so daß ein paar Männer zugreifen müssen, um sie wieder loszubekommen. Das ist eine heiße und beschwerliche Arbeit, die indessen zu so vielen komischen Situationen führt, daß die Beschwerden immer mit größtem Humor ertragen werden.

Ungefähr bei Kap Ingersoll gelangten wir auf einen Eisfuß, der sich in etwa 60 Meter Breite vor uns wie eine schöne, leicht fahrbare Landstraße ausdehnte. Über uns hatten wir die hohen roten Sandsteinfelsen mit dem gleichmäßig abfallenden schneebedeckten Schutt am Fuß und den steilen Abstürzen oben am Gipfel. Die Strahlen der Abendsonne wurden vom Schnee und den rotgefärbten Felsen zurückgeworfen; diese schöne Landschaft vor Augen, fuhren wir in raschem Trab bis zum Wohnplatz bei Rensslaer Harbour, der bei den Eskimos Aunartoq heißt.

Das Innere dieser Bucht macht einen außerordentlich freundlichen Eindruck. Das Land besteht hier aus schönen abgerundeten Höhen aus hellem Granit, auf denen überall, wo der Schnee weggeweht ist, Moos und Gras hervorgucken. An der Küste stehen die eleganten, hochragenden Sandsteinfelsen auf beiden Seiten wie ein majestätisches Tor zu der kleinen Bucht, in der die Eskimos eine Wohnstätte gefunden haben. Der rötliche Ton, der namentlich bei Sonnenuntergang über den Küstenfelsen ruht, bildet einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem grauweißen Gneis im Innern der geschützten Bucht, von der aus sich ein ebenes, gleichförmiges Hochplateau wie eine große Ebene bis zum Inlandeis hinauf erstreckt.

Majaqs Fleischgruben.

Wir waren alle sehr neugierig, wie Majaq sein Versprechen einlösen würde. Er hatte von Fleischmassen gesprochen, aber die Begriffe der Eskimos von Massen sind oft recht unterschiedlich. Sobald wir das Lager aufgeschlagen und die Hunde festgebunden hatten, gingen wir mit Majaq nach dem kleinen Vorgebirge, wo er sein Lager hatte. Mit berechtigtem Stolz wies er über die Ebene hin und sagte: „All das Fleisch, das hier liegt, gehört jetzt dir! Mögen deine Hunde stark werden von meinem Fang!“

Ich sah sogleich, daß der Mann keineswegs übertrieben hatte, ja, daß es uns sogar schwer fallen würde, alles das zu brauchen, was er uns angeboten hatte. Hier gab es wirklich Seehundfleisch in großen Mengen. Während die Zelte der Expedition errichtet und Schneehütten gebaut wurden, machten wir uns daran, die großen Steine von den Fleischgruben zu wälzen, um zu den Seehunden zu gelangen. Wir bekamen 35 große fette Seehunde und vier köstliche bärtige Seehunde.

Es war ein so großer Zuschuß zu dem Fleisch, das wir bereits hatten, daß wir beschlossen, einen Ruhetag zu machen, nur um die Hunde mit so viel Fleisch vollzustopfen, als sie nur bewältigen konnten. Im übrigen benutzten wir den freien Tag, den der Über-



Fleischkönig Majaq. Harald Moltke.

fluß uns geschenkt hatte, dazu, um die historische Stelle, zu der uns Majaqs Fleischgruben geführt hatten, näher zu studieren.

Majaq ist einer der besten Jäger des Stammes und verläßt nur ungern die Gegend um Kap York herum, wo die Bärenjagden in der Melvillebucht ihre Anziehungskraft ausüben. Aber voriges Jahr hatte er mit seiner Frau und seinem halberwachsenen

Sohn ausgemacht, daß sie wieder einmal ihre Kleider richtig auslüften wollten. Sie hatten so lange bei Kap York gewohnt, daß sie anfingen, vom Festliegen zu riechen. So hatten sie sich zu diesem großen Umzug entschlossen.

„Der Eidervogel."

Anoritoq war damals 50 Jahre lang nicht bewohnt gewesen. Der letzte Mann, der sich hier niedergelassen hatte, hieß „der Eidervogel". Er wohnte ursprünglich weiter südlich, dort wo es viele Menschen gab und wo man nicht an Öde und Sehnsucht nach Menschen zwischen den Wohnstätten litt. Aber ein Jäger des Ortes hatte versucht, ihm seine Frau, die sehr schön war, zu rauben, und da die Frau keinen genügenden Respekt vor den Rechten des Eidervogels zu haben schien, hatte dieser sich schließlich entschlossen, weiter nach Norden zu ziehen. Aber auf ihrem Weg durch die Wohnplätze traf sie Krankheit, und die Jagd schlug fehl. Dies geschah in Zeiten, wo das böse Geschick plötzlich und unerbittlich über den Menschen herfallen konnte. Damals hatte man die Sitte, den, der nicht mitfolgen konnte, in zufällig menschenleeren Häusern, an denen man vorbeikam, zurückzulassen. Gewöhnlich waren das die Kinder. Fenster und Türen wurden mit großen Steinen bedeckt, die die Ermatteten nicht lüften konnten, und so ließ man sie lebendig begraben zurück. Dies tat man nicht aus Bosheit, sondern es war eine geheiligte Tradition unter dem umherstreifenden Jägervolk. Weinend und laute Wehrufe ausstoßend, suchte man sich so rasch wie möglich von den zum Tode Verurteilten zu entfernen, die in kurzer Zeit verhungerten und erfroren. — Auf diese Weise ließ der Eidervogel eins seiner Kinder nach dem andern zurück. Nur ein Kind, ihr Lieblingskind, hüllten sie in Felle ein und nahmen es auf dem Schlitten mit. Aber als sie unterwegs infolge von Krankheit, Hunger und Erschöpfung fast den Verstand verloren, forderte der Eidervogel schließlich seine Frau auf, das Kind vom Schlitten herabzuwerfen, damit es einen raschen und schnellen Tod in der Kälte erlitte. Und das tat sie auch.

Zu spät bereuten sie am nächsten Tag ihre Herzlosigkeit, und aus Gram über ihre eigene Unmenschlichkeit setzten sie die Reise immer weiter nach Norden fort bis nach Anoritoq, wo sie viele



Polareskimos in Fuchspelzkleidern.



Eskimomutter.

Leute trafen, die in Wohlstand lebten. Aber die Trauer bedrückte ihr Gemüt, so daß sie das Zusammensein mit andern Menschen nicht ertragen konnten, und sie begaben sich noch weiter nach Norden, bis sie sich endlich bei Aunartoq niederließen. Hier lebten sie allein ohne Gefährten viele Jahre, ohne jemals Besuchsreisen zu andern Menschen zu unternehmen. Die wenigen, die bei ihnen einkehrten, erzählten immer von ihrer großen Gastfreiheit, aber niemals öffneten sie den Mund zu einem überflüssigen Wort, niemals sah man ein Lächeln auf ihren Lippen. Einst, als man sie zu besuchen kam, fand man beide tot. Es war Fleisch genug in ihren Fleischgruben, und daraus ging hervor, daß sie freiwillig verhungert waren, um ihren Kindern, die sie selbst getötet hatten, in den Tod zu folgen.

Seit der Zeit des „Eidervogels" haben keine Menschen mehr bei Renslaer Harbour gewohnt; die Stätte hat einen schlechten Ruf. Erst jetzt, im Jahre 1916, war Majaq dort hingezogen; aber obgleich die Beute des Frühjahrs und Sommers so überreich war, daß alle seine Fleischgruben mit Seehunden gefüllt waren, zog er doch im selben Herbst, ohne zu überwintern, aus Sehnsucht nach Gesellschaft nach Etah zurück. Majaq zog es vor, sich fern von seinen Fleischdepots kümmerlich durch die dunkle Zeit durchzuschlagen, und seine Landsleute sagten daher von ihm, er sei verrückt. Aber die Einsamkeit hatte so schwer auf dem Orte gelastet, wo die Gebeine des „Eidervogels" liegen, daß er vorzog, in Armut unter Menschen zu leben.

Der Wohnplatz „Frühlingsanfang".

Der Wohnplatz Aunartoq, der Ort, wo der Frühling zeitig beginnt, hatte nur drei Häuser, die alle sehr alt waren. Auf dem Platz, wo die Häuser gestanden hatten, fand ich ein Stück von einem Schlitten, der scheinbar aus Walfischknochen angefertigt war. Auch ein Walfischkopf war in die Mauer eingebaut. Es war seltsam zu sehen, daß selbst hier weit im Norden an Stellen, wo das Eis selten ganz weggeht, der Wal ebenso wie an den übrigen Orten im Smithsund eine hervorragende Rolle gespielt hat. Außer den hier genannten Funden gab es Knochen vom Walroß, Bären, Moschusochsen und ferner einen Überfluß von abgenagten

Seehundsknochen. Viele Fleischgruben von der gewöhnlichen Form und Größe waren rings um die Häuser angelegt.

Ich war etwas erstaunt, keine Renntierknochen zu finden. Dieses friedliche Landstück zwischen dem Meer und dem Inlandeis hat jedenfalls früher die Lebensbedingungen für eine Menge Renntiere geboten. Natürlich kann die Erklärung dafür sein, daß der Ort nicht in einer Zeit bewohnt war, in der das Renntier von den Polareskimos gejagt wurde. So merkwürdig es klingt, das Renntier galt bei dem jetzigen Stamm für ein unreines Tier, das man nicht essen dürfe. Erst nach 1864, als eine Einwanderung aus der Baffinbucht viele neue Sitten einführte, lernte man das Renntier als Jagdtier betrachten, und es ist seitdem mit solcher Gründlichkeit gejagt worden, daß es fast ausgerottet ist. — Die Jagdverhältnisse bei Renslaer Harbour sind kurz gesagt folgende:

Jedes Frühjahr werden eine Menge Seehunde und bärtige Seehunde mit der Utut-Methode auf dem Eis erbeutet. Die Utut-Jagd dauert hier tatsächlich den ganzen Sommer, da das Eis in der Regel in den Buchten liegenbleibt. Erst gegen Mitte August wird das Schmelzwasser auf dem Eis so tief, daß der Fang unmöglich wird. In den letzten Jahren ist das Eis längs des Landes nicht aufgebrochen, nur rings um die Vorgebirge haben sich breite Rinnen gebildet. Gelegentlich kommen auch Walrosse in diese Rinnen hinein. Weiter im Land drinnen gibt es viele Hasen, hier und da auch Renntiere. —

* * *

Sobald unsere Arbeit bei den Fleischgruben fertig war und die Seehunde für unsere Reise in passende Stücke zerlegt waren, feierten wir nachmittags ein Fest. Wir mußten unserer Freude über den Überfluß, in den wir durch Majaqs Fleischvorräte gelangt waren, Ausdruck geben.

Die Festlichkeiten wurden mit einer Filmaufnahme eingeleitet, die unter allen Mitspielern großes Glück machte. Sie geschah bei Majaqs Hütte, und auch eine Anzahl unserer besten und größten Hunde durfte daran teilnehmen. Die Handlung des Stückes war so einfach wie möglich. Sie stellte nur die Ankunft vieler Besucher bei Majaq dar, der seine Gäste mit Lächeln und einladenden Bewegungen zu den Fleischhaufen führte, die wir eben

aus seinen Depots zusammengetragen hatten. Dann wurde eine glänzende Festmahlzeit eingenommen.

Die Aufführungen amüsierten die Eskimos wohl, erschienen ihnen aber zugleich als etwas Seltsames und Merkwürdiges, und die Auftretenden schienen den Worten Ajakos, der von seinem Besuch in Dänemark im Jahr 1914 her die Sache kannte, daß die Bilder einmal lebendig werden würden, nicht viel Glauben zu schenken. Man beachtete seine Erklärungen nicht besonders und ging leicht darüber hinweg, da man Ajako nicht des leichtsinnigen Umgangs mit der Wahrheit beschuldigen wollte.

Wulff, der die Kamera handhabte, tat dies in einer Weise, daß die Stimmung noch weiter durch allerhand Zurufe erhöht wurde, mit denen er die Auftretenden fortwährend stimulierte; leider müssen noch anderthalb Jahre vergehen, ehe die Resultate ans Tageslicht kommen.

Nach diesem Gastmahl im Bild kam eine richtige Mahlzeit vom verfaulten Fleisch des bärtigen Seehundes. Der bärtige Seehund wird gewöhnlich in einzelne Beuteanteile zerlegt; besonders eifrig trachtet man nach den Hauptpartien, aus denen die unentbehrlichen Lederriemen angefertigt werden. Aber Majaq hatte hier eine so glänzende Jagd gehabt und bereits solche Mengen von Riemen ausgeschnitten, daß die letzten bärtigen Seehunde, die er gefangen hatte, samt der Haut und dem Speck zerteilt worden waren. Dies bewirkt, daß die großen Speckstücke, die man zeitig im Frühjahr in Steinhütten vergräbt, die ein gutes Stück in die kalte Erde hinabreichen, nur einen ganz leichten Hauch von Fäulnis bekommen. Kein Sonnenstrahl darf zu dem Fleisch hinabdringen, das, wenn die spärliche Wärme des Sommers vergangen ist, etwa das Aussehen von halbgetrocknetem geräuchertem Fleisch annimmt und ganz vortrefflich schmeckt. Da man sehr selten das Fleisch des bärtigen Seehundes in dieser Art serviert bekommt, war der Appetit glänzend. Auch unsere Hunde erhielten ihren Anteil, und obgleich sie 185 an der Zahl waren, bekamen sie doch so viel, wie man in sie hineinstopfen konnte, ohne Gefahr zu laufen, daß ihre inneren Organe platzten. Nach dem Fleisch wurde Kaffee aufgetragen, und darauf eine kleine Unterweisung im Schneeschuhlaufen erteilt, die durch die vielen Lachsalven, die sie auslöste, die Verdauung nach der gewaltigen

5*

Mahlzeit aufs beste förderte. Nur wenige von den Eskimos waren nämlich geübt, auf Schneeschuhen die Hügel hinabzufahren, und da die Fahrt meistens in Purzelbäumen endete, so war für gute Gymnastik des Zwerchfells gesorgt.

Es war ein unvergeßlicher Abend. Bald soll die Mitternachtsonne erscheinen, aber noch sinkt die Sonne für einige Minuten unter den Horizont, und das bewirkt dann diese wunderbare Beleuchtung, die Abendröte über den Sandsteinfelsen und über dem weißen Schnee. Diese Stimmungen verschwinden, sobald das einförmigere Licht der Mitternachtsonne Tag und Nacht scheint. Die Landschaft ist wundervoll, nicht nur weil die Küste mit dem breiten Eisfuß und den schönen Randbergen an und für sich anziehend ist, sondern auch, weil das ganze Kanebecken mit der wechselnden Fläche des Packeises eine wilde und großartige Aussicht nach Norden gewährt. Jeden Abend beim letzten fliehenden Sonnenlicht sieht man die Berge auf Grinnell-Land wie brennende phantastische Schlösser am westlichen Horizont.

Kanes Expedition 1853—1856.

Ein eigenartiges lächelndes Behagen liegt über dieser kleinen Bucht, in der die Brigg „Advance" überwinterte.

Das Gelände, das in grasreichen Ebenen sich bis zum Inlandeis erstreckt, die moosbewachsenen Gneishügel, auf denen in dem kurzen Sommer ein Reichtum an Leben und Blumen hervorsprießt; die Seehunde, die Möwen, die Eidervögel, die Hasen und die wilden Renntiere, die in den Schluchten weiden, aus denen frische Gebirgsflüsse das Land bewässern, alles dies gibt nicht nur den Eindruck von Leben und festlicher Schönheit, sondern läßt auch so viel Gutes im Kampf um die Nahrung erwarten, daß man unwillkürlich die Gegend und die Landschaft liebgewinnt. Dies war jedenfalls unser Eindruck.

Auf Kanes Expedition wirkte das alles dagegen wie die wildeste Öde am Ende der Welt. Auf die Jagdtiere, die ihnen Nahrung und Gesundheit hätten geben können, konnten sie nicht rechnen, da ihnen die Fangmethoden unbekannt waren, und sie sahen daher die Landschaft und ihr eigenes Schicksal aus der Stimmung heraus an, die der salzige Proviant und der Skorbut schufen.

Kanes Hauptquartier hier in Renslaer Harbour ist für uns nur ein ganz vorläufiger Aufenthalt auf dem Wege nach den Küsten, nach denen wir streben. Und doch gibt es trotz aller Unterschiede zwischen diesen ersten Pionieren und uns gewisse Berührungspunkte.

Der amerikanische Arzt Dr. Elisha Kent Kane leitete eine der letzten großen Expeditionen, die auszogen, um nach Sir John Franklin zu suchen. Er war in Wirklichkeit einer der ersten, der mit den alten unpraktischen Prinzipien der Schiffsexpeditionen brach und in vielen Richtungen Pläne und Reisemethoden anwendete, die später mit großem Erfolg von andern geübt wurden. Bisher hatten alle arktischen Expeditionen ausschließlich praktische Aufgaben gehabt, insofern als das Ziel aller Untersuchungen die Entdeckung einer Durchfahrt vom Atlantischen zum Stillen Ozean war, eines Seeweges, der eine Umwälzung in den Handelswegen zur Folge haben sollte. Bekanntlich zeigte es sich ziemlich rasch, daß eine solche Durchfahrt wohl vorhanden war, aber niemals praktische Bedeutung gewinnen konnte, wegen der gewaltigen Eishindernisse, die zu überwinden waren.

Aber die Lust zu Entdeckungen in dem arktischen Märchenland kühlte sich nicht ab, obwohl sich herausstellte, daß man sich keine Hoffnung auf nutzbringende Resultate machen könne. Als die praktischen Ziele versagten, traten die rein wissenschaftlichen Aufgaben in den Vordergrund, und Dr. Kane war einer der ersten, der unter der neuen Fahne auszog. Allerdings nahm man den verschwundenen Franklin in das Programm auf und reiste unter den Auspizien der Geographischen Gesellschaft von New York und des Smithsonian-Instituts von Washington. Aber schon die Art, wie Kane seinen Plan entwarf, zeigte, daß er selber keine Hoffnungen hegte, Spuren der vor sieben Jahren verschwundenen Expedition zu finden.

Der Weg, den Kane wählte, zeigt denn auch zur Genüge, daß es vor allen Dingen neue Entdeckungen sind, die ihn lockten. Er wollte der „Terra firma“ oder mit andern Worten der grönländischen Küste nach Norden folgen. Er glaubte an die Theorien vom offenen Polarmeer, das eventuell Schiffe ohne Eishindernisse über den Nordpol führen könne; er setzte voraus, daß Grönland sich sehr weit nach Norden erstreckt, und nahm sehr richtig an, daß dessen Nordspitze das Land sein muß, das dem Nordpol am

nächsten liegt. Die Küstenreise sollte ferner die Expedition instand setzen, sich selbst durch Jagd zu ernähren, und endlich hoffte man auf ein Zusammenarbeiten mit den Eskimos. Sobald man, sei es mit dem Schiff oder mit Booten, ins offene Polarmeer vorgedrungen war, wollte man in westlicher Richtung Streifzüge nach der Franklin-Expedition unternehmen.

Wie man sieht, umfaßte dieser Plan in erster Linie die Untersuchung und kartographische Aufnahme bisher unbekannter Küstenstrecken. Dazu kam, daß Kane der allererste war, der Reisen auf die Jagd und auf ein Zusammenarbeiten mit der Bevölkerung des Landes gründete.

Nach einer abenteuerlichen, wechselvollen Seefahrt erreichte Kane im Herbst 1853 Renslaer Harbour auf etwa 78° 30′ nördlicher Breite. Dies war der nördlichste Punkt, auf dem jemals eine Überwinterung stattgefunden hatte, und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, der Expedition selber zu imponieren. Aber die Polarnacht wirkte entmutigend und hinderte an Ausflügen, bis man später von den Eingeborenen des Landes lernte, daß man auch das Mondlicht mit Erfolg zu kleinen Reisen benutzen kann.

Leider war die Expedition sehr unzweckmäßig verproviantiert. Die Hauptnahrung scheint aus Salzfleisch bestanden zu haben, und dies hatte zur Folge, daß fast alle an Skorbut erkrankten.

Tatsächlich hatte der Zufall sie in ein ausgezeichnetes Jagdgebiet geführt. Aber der Mann, den die Expedition als Jäger aus Südgrönland mitgebracht hatte, mußte sich erst mit den Verhältnissen vertraut machen. Es war dies der junge Hans Hendrik, der später durch seine Teilnahme an mehreren andern Polarexpeditionen ein berühmter, unentbehrlicher Jäger und Hundeführer wurde. Außer Hans begleitete die Expedition auch ein dänischer Handwerker, Carl Petersen, der in Nordgrönland geboren und mit der Winterjagd vertraut war und gute Vorbedingungen dafür besaß, ein nützliches Mitglied zu werden. Aber man ließ die Jagdaussichten dieser fremden Gegend ganz unbenutzt, bis man plötzlich und unerwartet an einem Wintertag im April den Besuch von einer Schar Eskimos erhielt. Kane gibt eine unterhaltende, naive Beschreibung dieser ersten Begegnung, die die Einleitung zu entscheidenden Reformen in der Reisetechnik der Expedition bildete. Ein Mann der Besatzung der „Advance“ war

gerade gestorben, und man saß früh am Morgen da und wachte bei dem toten Kameraden, als die Deckwache in die Kajüte gestürzt kam und rief, es seien Leute da, die vom Land her anriefen.

Kanes erste Begegnung mit den Eskimos.

Kane erzählt in seinem Werk:

Ich ging hinauf, begleitet von allen, die noch imstande waren, das Fallreep hinaufzuklettern. Da sahen wir auf allen Seiten unserer felsigen Bucht ringsumher auf der Schneeküste wilde,



Seltsame Wesen tauchen aus dem Dunkel auf.

seltsame, aber augenscheinlich menschliche Wesen aus dem Dunkel der Klippen auftauchen. Als wir uns auf Deck versammelten, stiegen sie auf die vorspringenden Eisblöcke am Land, einzeln und in die Augen fallend, wie die Opernstatisten in einem Halbkreis aufgestellt. Sie schrien und riefen, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken oder vielleicht nur, um ihrem Erstaunen Luft zu machen. Aber ich konnte aus ihrem Geschrei nichts anderes heraushören als „Hoah ha ha!“ und „Ka kaah!“, immer von neuem wiederholt.

Es war hell genug, daß ich sehen konnte, daß sie keine Waffen schwangen, sondern nur heftig mit Kopf und Armen gestikulierten.

Bei näherem Zusehen zeigte sich, daß sie weder an Zahl noch an Größe so furchteinflößend waren, wie einigen von uns anfänglich scheinen wollte. Kurz und gut, ich war überzeugt, die eingeborene Bevölkerung vor mir zu haben, und so rief ich Petersen aus seiner Koje als Dolmetscher zu mir und ging unbewaffnet und mit der offenen Hand winkend auf eine hohe Gestalt zu, die sich bemerklich machte und eine größere Schar um sich versammelt zu haben schien, als die andern. Der Mann verstand augenscheinlich die Bewegung, denn er faßte plötzlich Mut, sprang auf das Eis hinab und ging mir entgegen.

Er war fast einen Kopf größer als ich selber, außerordentlich kräftig und wohlgebaut, von schwärzlicher Hautfarbe und durchdringenden schwarzen Augen. Er trug eine Jacke mit Kapuze aus weißen und blauen Fuchsfellen, die mit einer gewissen Phantasie zusammengesetzt waren, und Stiefelbeinkleider aus weißem Bärenfell, die am Fuß mit den Krallen des Tieres abschlossen.

Ich kam bald zu einem Verständnis mit diesem kecken Diplomaten. Wir hatten kaum unsere Unterhaltung begonnen, als seine Landsleute sich um uns scharten, wahrscheinlich auf ein Zeichen von ihm. Aber es war nicht schwierig, ihnen verständlich zu machen, daß sie bleiben sollten, wo sie wären, während Metek mit mir an Bord ging. Dadurch hatte ich den Vorteil, mit einer wichtigen Geisel zu verhandeln.

Obgleich es das erstemal war, daß Metek einen weißen Mann gesehen hatte, ging er ohne Furcht mit mir; seine Landsleute blieben auf dem Eis zurück. Hickey bot ihnen an, was wir für unsere größten Delikatessen ansahen, Scheiben von gutem Weißbrot, Schweinefleisch, sowie große Stücke weißen Zucker; aber sie weigerten sich es anzurühren. Sie hegten offenbar keine Furcht vor offener Gewalt von unserer Seite. Ich entdeckte später, daß mehrere von ihnen ganz allein den Kampf mit einem Bären oder Walroß aufnehmen konnten und daß sie uns für eine blasse, kränkliche Gesellschaft hielten.

Zufrieden mit der Unterredung in der Kajüte, gab ich Bescheid, dem Rest den Zutritt zu erlauben, und obgleich sie nicht wissen konnten, wie es ihrem Anführer ergangen war, nahm ein halbes Dutzend die Einladung mit lärmender Bereitwilligkeit an. In der Zwischenzeit hatten andere, wie um uns Gesellschaft zu

leisten, solange der Besuch dauerte, etwa 56 schöne Hunde und die dazugehörigen Schlitten vom Landeis geholt und sie in 200 Fuß Entfernung von der Brigg angebracht, indem sie ihre Spieße fest in das Eis rammten und die Hunde mit Seehundriemen daran festbanden. Die Tiere verstanden dieses Manöver sehr gut und legten sich sogleich nieder. Die Schlitten waren aus kleinen Stücken poröser Knochen angefertigt und in bewunderns-werter Weise mit Lederriemen zusammengebunden; die Kufen, die wie polierter Stahl blinkten, bestanden aus blank geputztem Elfenbein von den Stoßzähnen des Walrosses.

Die einzige Waffe, die sie trugen, waren Messer, die in den Stiefeln steckten. Dagegen waren ihre Spieße, die auf den Schlitten festgebunden waren, recht schreckeneinflößende Waffen. Der Schaft bestand aus einem Horn des Narwals oder auch aus den Schenkelknochen eines Bären, je zwei und zwei zusammengebunden. Sie hatten kein Holz. Ein einziger verrosteter Faßreifen von einer angetriebenen Tonne hatte wohl den ganzen Stamm mit Messern versorgt. Aber die scharf geschliffenen Spitzen an ihren Spießen waren unverkennbar aus Stahl und mit nicht geringer Geschicklichkeit an dem zugespitzten Knochenschaft festgemacht. Ich erfuhr später, daß sie das Metall durch Handel mit den südlicheren Stämmen erwarben.

Als sie erst die Erlaubnis erhalten hatten, an Bord zu kommen, waren sie sehr wild und schwierig im Zaum zu halten. Sie sprachen immer zu dreien oder vieren auf einmal, zueinander oder zu mir, lachten herzlich über unsere Unwissenheit, weil wir sie nicht verstanden, und sprachen dann weiter wie vorher. Sie waren unablässig in Bewegung, gingen überall hin, versuchten Türen zu öffnen, zwängten sich durch dunkle Gänge zwischen Fässern und Kisten hindurch und wieder ans Tageslicht, voll Eifer, alles, was sie sahen, zu befühlen und zu erproben, und baten um alles, was sie in die Hand bekamen, oder versuchten, es zu stehlen. Es war um so schwieriger, sie in Schach zu halten, weil ich in ihnen nicht den Glauben erwecken wollte, als ob wir die geringste Furcht vor ihnen hätten. Es gab Zeichen für unsern kampfunfähigen Zustand, die ihnen verborgen bleiben mußten. Namentlich war es notwendig, sie von der Hütte an Deck fernzuhalten, wo der tote Körper des armen Baker lag, und da es

fruchtlos war, mit ihnen zu verhandeln und sie zu überzeugen, so mußten wir zuletzt, um sie zur Ordnung zu rufen, unsere Zuflucht zu einem „höflichen Gebrauch der Fäuste“ nehmen, den, wie ich glaube, die Gesetze aller Länder dulden.

Unsere ganze Stärke wurde gemustert und in Bereitschaft gehalten; aber obgleich eine gewisse Unhöflichkeit in dem Drängen und Puffen lag, womit die Schiffspolizei sich durchsetzte, ging das Ganze doch in aller Gutmütigkeit vor sich, und unsere Gäste fuhren fort, ein und aus und um das Schiff herumzulaufen, brachten Proviant und fütterten ihre Hunde auf dem Eis; das dauerte die ganze Zeit bis in den Nachmittag hinein, dabei errafften sie, was sie konnten. Dann warfen sie sich wie müde Kinder hin, um zu schlafen. Ich gab Befehl, daß der Laderaum für sie hergerichtet würde, und Morton breitete ein großes Büffelfell in der Nähe des Kohlenfeuers im Schiffsküchenofen aus.

Am Morgen drängten sie wegzukommen; aber ich hatte Befehl gegeben, sie zurückzuhalten, um noch ein Abschiedsgespräch mit ihnen zu halten. Dies führte zu einer Übereinkunft, kurz gefaßt in den Ausdrücken, damit sie leicht zu merken sei, und vorteilhaft für beide Teile, damit sie von beiden gehalten würde. Ich versuchte ihnen begreiflich zu machen, welch ein mächtiger Geist sie bei sich aufgenommen habe, und wie wohlgesinnt er sich ihnen zeigen würde, solange sie seinen Befehlen gehorchten, und als vorläufiges Zeichen meiner Gunst kaufte ich von ihnen alles Walroßfleisch, was sie entbehren konnten, und vier von ihren Hunden und bereicherte sie zum Entgelt dafür mit Nadeln und Perlen und einem Schatz von alten Faßdauben.

In ihrer überwältigenden Dankbarkeit versprachen sie dafür feierlich, daß sie in einigen Tagen mit mehr Fleisch zurückkommen würden und daß ich ihre Hunde und Schlitten auf meinen Ausflügen nach Norden benutzen dürfte. Darauf gab ich ihnen die Erlaubnis zu gehen. In weniger als zwei Minuten hatten sie ihre Hunde vorgespannt, knallten mit ihren anderthalb Meter langen Peitschen aus Seehundsriemen und verschwanden über das Eis in südwestlicher Richtung mit einer Schnelligkeit von sieben Seemeilen in der Stunde.

* *
*

Es muß wahrhaftig auf die vom Skorbut geschwächten Männer ganz eigentümlich gewirkt haben, den wilden Kindern dieses Landes gegenüberzustehen, die von Gesundheit strotzten und ohne jede Schwierigkeit ihre Nahrung und Kleidung aus der Wüste zu beziehen schienen, über der soeben die Polarnacht gebrütet hatte; dieser selben Wüste, die so niederschlagend auf die zivilisierten Bleichgesichter wirkte und sie so hilflos machte gegenüber dieser rauhen Natur, die sie nicht kannten. Ganz richtig sah Kane sofort, daß hier etwas für die Expedition zu lernen war. Mit Hilfe seines südgrönländischen Dolmetschers versuchte er sogleich, ein formelles Übereinkommen zu schließen. Es wirkt paradox, daß er gleich in einigen von ihnen Diplomaten zu sehen glaubt, die er durch Verträge binden will, ganz wie bei zwei Nationen im Bereich der Zivilisation. Sicher sind die Eskimos ihrerseits ebenso verwundert gewesen über die seltsamen Einfälle der Expedition, wie die Amerikaner erstaunt waren über die Bewohner des äußersten Nordens.

Kane hatte an ihren Werkzeugen, Schlitten und andern Geräten rasch gesehen, was diesen Menschen fehlte, und er sah bald ein, daß er, wenn er mit ihnen tauschen und ihnen das geben könnte, was sie brauchten, wahrscheinlich darauf rechnen durfte, sie als Begleiter und Führer für die Reisen zu gewinnen, die er noch vorhatte.

Leider scheint rasch der Hochmut und Argwohn des zivilisierten Menschen erwacht zu sein, und zum großen Erstaunen der Eskimos wurde an Bord sogleich eine Ordnungspolizei organisiert, die sie aus den Räumen hinauswarf, in denen man sie nicht haben wollte. Es muß höchst eigentümlich auf die freundlichen Gäste gewirkt haben, die ja nur mit der ganzen Gier ihres Wesens nach neuen Entdeckungen dieses merkwürdige Fahrzeug, auf das sie gekommen waren, untersuchen wollten. Und daß man ihnen, als sie genug von der Gastfreundschaft unter Polizeiaufsicht hatten und sich zu entfernen wünschten, plötzlich die Abreise verbot und sie zwang, an Bord des Schiffes zu bleiben, bis die diplomatischen Verhandlungen abgeschlossen waren, hat sie sicher mit steigender Verwunderung erfüllt.

Als Beweis seiner besonderen Gunst kaufte Kanes alles, was sie an Walroßfleisch hatten, und dazu noch vier Hunde; dafür

erhielten sie ein paar Nadeln und Perlen und alte Faßdauben. Komisch wirkt es daher, wenn man die Tradition unter den Eskimos damit vergleicht. Sie berichten, daß die ersten Besucher auf der „Advance“ dem Herrn des Schiffes einige ihrer Hunde und all ihr Walroßfleisch schenkten, wodurch sie gezwungen waren, ihre erste Frühjahrsjagd auf Bären aufzugeben. Nach der Auffassung der Eskimos waren sie es also, die als Wohltäter auftraten, und nicht Kane.

Die Eskimos wurden ja vortrefflich ohne Hilfe fertig, während die weißen Männer sich in ein Land verirrt hatten, wo sie jetzt an Bord ihrer eingefrorenen und unbrauchbaren Schiffe krank lagen und mit dem Tode kämpften. Zum Glück für die Amerikaner bildete diese Begegnung die Einleitung zu einem sehr lebhaften Verkehr, bei dem die Eskimos zu jeder Zeit für frisches Fleisch sorgten; dadurch wurde die Expedition von einer starken Dezimierung durch den Skorbut gerettet. Schließlich traten die Eskimos als Führer und Lenker von Hundeschlitten auf, führten die weißen Männer in dem Distrikt herum, den sie in- und auswendig kannten, machten sie mit den Eigentümlichkeiten der Jagd und ihren Methoden vertraut und gaben ihnen solche Auskünfte über die Eisverhältnisse auch weiter im Süden, daß Kane im Frühjahr 1855, als das Schiff noch immer vom Eis eingeschlossen war, sich entschloß, in offenen Booten südlich nach Upernivik zu ziehen.

Wenig angebracht scheint daher die Kleinlichkeit, die die Expedition den Eskimos gegenüber bewies. Es waren ja doch nur Kleinigkeiten, die verschwanden, wenn man auch zugeben muß, daß diese Polareskimos, die nicht gewohnt waren, in Verbindung mit „hohen Geistern“ zu kommen, gelegentlich lange Finger machten. Die Expedition respektierte dafür auch nicht die Fleischdepots der Eskimos. Doch waren dies ja alles nur Bagatellen, die kaum ein so massives Vorgehen rechtfertigten, wie Kane es einschlug. Er war kleinlich genug, an Bord ein Gefängnis für seine Retter einzurichten, und selbst, wenn er sie nie körperlich abstrafen ließ, sperrte er sie doch in die dafür eingerichteten Zellen ein. Überhaupt hatte er die seltsame Idee gefaßt, es sei praktisch, den Eskimos den Glauben beizubringen, er, der Herr des großen Schiffes, sei kein Mensch, sondern ein großer Geist. Er glaubte, damit die „Wilden“

am leichtesten in Schach halten zu können. Dies war ein vollkommenes Mißverständnis. Die Eskimos haben im Gegenteil gedacht, daß man sich gegen eine Macht, die nicht kleinlich sein konnte, bedeutend mehr herausnehmen dürfe als einem ganz gewöhnlichen Menschen gegenüber. Da konnte man sich wohl erlauben, diese oder jene Kleinigkeit mitzunehmen, die für den großen Geist kaum eine Rolle spielen konnte. So hatte das Verhältnis sich entwickelt, bis Kane so ausgesprochen menschliche Züge offenbarte, daß man es später für zweckdienlich hielt, das Eigentumsrecht in höherem Grade zu achten. Folgendes kleines Zitat ist ein sprechendes Beispiel für Kanes merkwürdige Auffassung:

„Man muß wohl auf diese Eskimos aufpassen, sie gleichzeitig aber mit Freundlichkeit behandeln, wenn auch mit strenger Handhabung unseres Polizeireglements und mit einiger Vorsicht hinsichtlich der Unverfrorenheit, mit der sie an Bord kommen. Keine Abstrafung ist erlaubt, weder ihrer selbst noch in ihrer Gegenwart, und die Schußwaffe darf nur Verwendung finden, wenn es gilt, einen ernsten Angriff abzuschlagen. Ich habe indessen Befehl gegeben, daß, falls diese Eventualität eintritt, überhaupt nicht gefeuert werden darf. Der Respekt vor der Flinte beruht bei dem Wilden auf seiner Vorstellung von ihrer Unfehlbarkeit; man kann Blutvergießen vermeiden, indem man einen Hund tötet oder auch nur verwundet; aber auf keinen Fall darf man seine Kugeln vergeuden, das ist weder politisch noch human."

Das Folgende ist eine Probe aus dem Kontrakt des Schiffes mit den Eingeborenen. Wie man sieht, hatten nur die Eskimos Verpflichtungen:

„Wir versprechen, nicht zu stehlen. Wir versprechen, euch frisches Fleisch zu bringen. Wir versprechen, euch unsere Hunde zu verkaufen oder zu leihen. Wir versprechen, daß wir euch auf euren Reisen begleiten, so oft ihr es wollt, und euch Orte zu zeigen, wo Wild zu finden ist."

An anderer Stelle gesteht Dr. Kane, daß sie für die Jagd wirklich unschätzbaren Rat von den Eskimos empfangen haben. Ihre Hunde galten zeitweise als gemeinsamer Besitz, und oft kamen die Eskimos von selbst und brachten Fleisch für die hungrigen Hundegespanne der Expedition, wenn die Jagd ungünstig ausgefallen war. Kane fährt fort:

„Auch uns selbst gaben sie Fleisch in den kritischen Perioden. Aber wir waren auch imstande, viel für sie zu tun, und sie lernten schließlich uns ausschließlich als Wohltäter zu betrachten.“

Es ist unleugbar, daß Kane in seiner selbstsichern Überschätzung der Eigenschaften des weißen Mannes die Rollen einigermaßen vertauscht. Unter allen Umständen kann ich feststellen, daß noch in unsern Tagen die Tradition von Dr. Kanes Überwinterung bei den Eskimos besteht, die berichtet, daß die weißen Männer die Sitten der Inuits sehr schlecht verstanden und daher oft Veranlassung zu Irrtümern gaben, die das Zusammenleben mit ihnen erschwerten. Sie konnten in ihrem Zorn unberechenbar sein, und es fiel ihnen offenbar schwer zu begreifen, daß die Eskimos auch Menschen waren wie sie selbst.

Der wertvollste Beistand, den die Eskimos der Expedition leisteten, war sicher der Transport der Schiffsboote und des Reiseproviantes bis zum offenen Wasser in der Umgebung von Etah, als Kane sich im Frühjahre 1855 entschloß, nach Süden zu ziehen.

* *
*

Wenn man berücksichtigt, daß zu jenen Zeiten jede Erfahrung in der Überwinterung in so nördlichen Gegenden vollkommen fehlte, muß man in vielen Punkten die Arbeit der Expedition anerkennen. Die Strecke von Etah bis nach Washingtonland wurde kartographisch aufgenommen; der Humboldtgletscher wurde, wenn auch sehr unvollständig, untersucht, und man sammelte gute und zuverlässige Nachrichten über das Tierleben und die Jagd in diesen Gegenden.

Die längste Schlittenreise wurde von Morton und Hans bis nach Kap Constitution unternommen, jedoch ohne eine zuverlässige wissenschaftliche Kontrolle. Die Resultate dieser Reise trugen noch weiter dazu bei, das Mißverständnis von einem offenen Polarmeer aufrechtzuerhalten. Kane selbst gehörte zu den Vorkämpfern dieser Theorie, und er schreibt darüber in seinem Buch:

„Ein offenes Meer nahe dem Pol oder sogar ein offenes Polarbecken ist lange Zeit eine aktuelle Theorie gewesen. Schon seit der Zeit von Barents abenteuerlichen Reisen 1595 hat man

offenes Meer östlich von den nördlichsten Vorgebirgen von Nowaja Semlja gesehen. Die holländischen Walfänger bei Spitzbergen unternahmen ihre abenteuerlichen Kreuzfahrten durch Eis in Gebiete von offenem Wasser hinein, das seine Lage und Ausdehnung mit den Jahreszeiten und den herrschenden Winden wechselt; eine so hoch angesehene Autorität wie Dr. Scoresby kam sogar mit Andeutungen, daß die Bewegungen des Eises in der Umgebung des Nordpols vermutlich offenes Wasser in der Nähe des Poles selbst andeuten müssen. Baron Wrangel sah, geradeso wie er sich gedacht hatte, 40 Meilen von der Küste des arktischen Asien entfernt, einen gewaltigen Ozean ohne Grenzen. Endlich hat auch Kapitän Parry jüngst proklamiert, daß sich offenes Wasser im Wellingtonsund finde; und mein Vorgänger, Kapitän Inglefield, meldete, daß er das offene Polarbecken vom Mast seines kleinen Schiffes aus gesehen habe, nur 15 Meilen von dem Eis entfernt, das unser Vordringen im Frühjahr darauf hinderte."

Kane meinte, alle diese mehr oder minder illusorischen Entdeckungen seien durch Mortons Reise bestätigt worden. Dieser wurde nämlich in seinem Vordringen nach Norden durch den Kennedykanal von offenem Wasser aufgehalten, das sich von Kap Jackson nach Norden über den 80. Breitengrad hinaus erstreckte. Von einer Höhe von einigen hundert Fuß hatte er hier im Norden offenes Wasser gesehen, so weit das Auge reichte, während der feste Eisrand im Süden bei dem 80. Breitengrad ungefähr quer über das Kanebecken verlief. Morton und Hans hatten das Gefühl, daß sie, je weiter sie nach Norden reisten, beständig einem milderen Klima entgegenrückten. Der Schnee schmolz auf den Klippen, Scharen von Seevögeln kreisten über dem offenen Wasser, Pflanzen, die jetzt noch infolge der Jahreszeit in ihrem Wachstum beschränkt waren, schienen Miene zu machen, sich zu entfalten, und das Wasser hatte eine höhere Temperatur als weiter südlich. Alle diese Entdeckungen deuteten darauf hin, daß näher am Pol ein milderes Klima herrschen müsse.

Diese Beobachtungen wurden am 25. Juni, also bei vorgerückter Jahreszeit, gemacht und waren auch insoweit richtig, als man sehr gut von einem offenen Polarmeer sprechen kann, das nach Norden bis zum Ende des Robesonkanals reicht. Verschiedene

Schiffe sind im Laufe der Zeit durch dieses offene Meer gedrungen, so die „Polaris“, die „Discovery“, die „Alert“ und Pearys „Roosevelt“ sogar zu wiederholten Malen. Aber diese Theorien haben den Haken, daß das „offene“ Meer aus dicht zusammengepacktem Treibeis von mächtigem Kaliber besteht, sobald man in das wirkliche Polarmeer hinauskommt. Von dorther geht durch die obenerwähnten Kanäle durch das Kanebecken zum Smithsund und zur Baffinbai hinab eine heftige Strömung, die ihre größte Kraft gerade in der Umgebung von Kap Constitution hat, wo die schmaleren Kanäle sich in das breite Kanebecken entleeren. Daher wird das Wintereis in diesen Gegenden sehr rasch entfernt, und infolgedessen entsteht hier zeitig im Sommer offenes Wasser. Dieses rein örtliche Meer war die Ursache, daß die Theorien von einem offenen Nordpolarmeer sich noch viele Jahre nach Kanes Expedition am Leben erhielten.

Wenn auch ein grundlegendes Mißverständnis in dieser Entdeckung Kanes lag, hat sie doch Bedeutung durch die verschiedenen Expeditionen, die später von England und von Amerika ausgesandt wurden, um die hocharktischen Rätsel näher zu erforschen — Expeditionen, die in hohem Grad dazu beitrugen, die Kenntnis der nördlichsten Gegenden unserer Erde zu vertiefen.

Der Fjord des großen Blutbades.

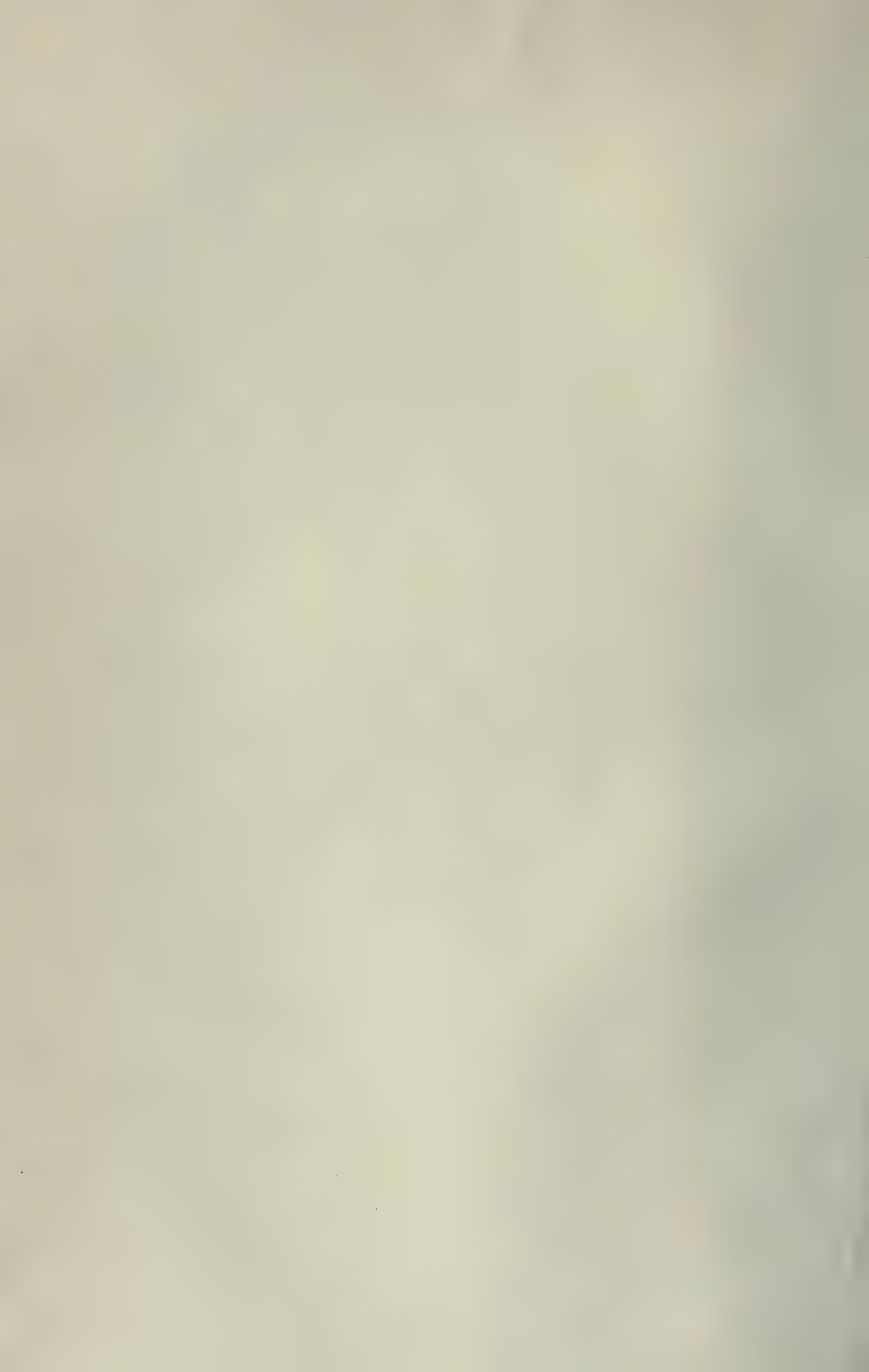
Am 16. April wurde die Reise nach Norden auf dem breiten, leicht zu befahrenden Eisfuß fortgesetzt, der ein rasches Vorwärtskommen gestattete.

Ein Eisfuß bildet sich nur in Gegenden, in denen die Gezeiten in genügendem Maße herrschen. Wenn das Meer zur Ebbezeit fällt, ist schon Ende September die Kälte so stark, daß die Küste bis zur Hochwassergrenze hinauf von einer Eisrinde überzogen wird, mit einer dünnen Eisschicht für jede Ebbezeit. Im Laufe des Oktober und November hat der Eisfuß seine volle Dicke erreicht; er bildet dann einen längs der Küste verlaufenden Gürtel, ein Eisband, das allen Verzweigungen der Küste folgt. Der Eisfuß ist oben eben und zeigt den höchsten Wasserstand im Verlauf des Jahres an. Nach dem Meereis zu fällt er in einer steilen Wand ab.



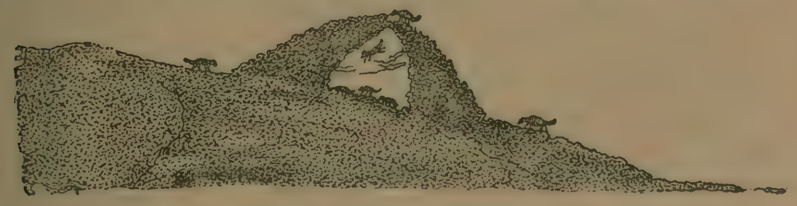
Achton Friis.

Küstenberge des Inglefieldlandes.



Wo die Küste aus steilen Felsen besteht, ist der Eisfuß ganz schmal, weil er an solchen Stellen an den Felswänden hängt und nicht von unten gestützt wird. Wo die Küste dagegen flach ist, stützt er sich auf den Meeresgrund und kann sehr breit werden. Nirgends hat er eine solche Breite wie hier an den Küsten des Kanebeckens, wo er 60—100 Meter mißt.

Es war ein Fest für uns alle, in vollem Galopp auf dieser gesegneten Landstraße dahinzufahren. Wir folgten dem Fuß der schönen Sandsteinfelsen, die mit ihren warmen roten Farben unsern Weg flankierten und in ihren frischen Farbentönen wie rote Wangen vom weißen Schnee abstachen. Meerwärts hatten wir die emporgepreßten Eisschollen des Kanebeckens, tiefen Schnee und schlechte Schlittenbahn. Während wir oben daran vorbeifuhren, durch die Gezeitenchaussee aller Schwierigkeiten enthoben,



Durchschnitt durch eine Fuchsturmfalle.
Nach der Zeichnung eines Eskimos.

knallten wir übermütig mit der Peitsche, froh, daß all dies Teufelszeug dort unten unserm Vorwärtskommen kein Bein stellen konnte. Vor uns tauchte bereits Washingtonland auf. Alles war Aprilsonne und gute Laune.

Bei Kap Taney kamen wir an vier großen Turm- und sechs gewöhnlichen Fuchsfallen vorbei. Die erstgenannten sind hier oben weit verbreitet, im übrigen Westgrönland dagegen unbekannt. Eine Turmfalle ist etwa 170 Zentimeter hoch in Form einer Steinpyramide gebaut. Sie heißt bei den Polareskimos „Uvdlisat", das bedeutet, eine Falle, die man mehrere Tage ohne Aufsicht stehen lassen kann. Die Füchse werden darin folgendermaßen gefangen.

Man legt faulendes Seehundfleisch auf den Boden der Steinpyramide, die hoch und so gebaut ist, daß sie unten geräumig und oben sehr eng ist. Die Öffnung wird mit Weidenzweigen bedeckt, die mit Blut eingeschmiert sind, um nicht das Mißtrauen des

Fuchses zu erregen. Wenn ein Fuchs in die Falle hinabspringt, kann er nicht wieder heraufkommen, und so können sich oft im Laufe einiger Tage mehrere Füchse in der Falle fangen. —

Bei der Marshallbai teilten wir uns in zwei Abteilungen. Elf Schlitten fuhren mit Dr. Wulff am weitesten draußen über den Eingang der Bucht, wo die Bahn am besten war, während Koch und ich mit zwei andern Schlitten ins Innere der Bucht



Unser Führer Tornge. Harald Moltke.

hineinfuhren, um nach Eskimoruinen zu suchen. Als Führer hatten wir den großen Tornge mit uns, der im Jahre 1915 selbst hier gewohnt hatte. Es war das Verlangen nach Renntierjagd, das ihn in diese nördliche Gegend gelockt hatte. Die Renntierjagd ist nächst der Jagd auf Bären das Spannendste, was ein Eskimo kennt. Es gilt wohl für vornehmer, einen Bären zu erlegen, aber sonst ist die Renntierjagd die eleganteste, mit der sich keine vergleichen kann. Die wilden Renntiere sind sehr scheu. Es ist sehr schwierig, sich ihnen auf Schußweite zu nähern, und es ist

dazu nicht nur Gewandtheit und List, sondern auch eine unglaubliche Ausdauer erforderlich. Als Jagdtier geben sie nicht nur zartes und wohlschmeckendes Fleisch mit köstlichem Talg, sondern auch die Felle sind sehr gesucht.

* *
*

Der Ort, wo Tornge überwintert hatte, wird von den Eskimos „Inugarfigssuaq" oder der „Fjord des großen Blutbades" genannt. Wie an alle andern Orte, wo menschliches Treiben seine Spuren hinterlassen hat, so knüpft sich auch an diese Gegend eine Sage. Tornge erzählte:

Zu den Zeiten, in denen es viel Menschen gab und alle Länder bewohnt waren, waren auch hier im Innern von Qagaitsut in der Nähe der Advancebai nicht weit von dem großen Gletscher viele Häuser.

Hier geschah es einmal, daß zwei Knaben miteinander rauften; die Großväter standen dabei und sahen zu. Plötzlich ergriff der eine von den Alten Partei und begann den einen der Knaben durchzuprügeln. Der andere Großvater war so aufgebracht darüber, daß sein Enkel Prügel bekam, daß er hinging und den Enkel des ersteren totschlug. Aber nun schlug der erste Großvater den Enkel des zweiten tot, und der Mord an den beiden Knaben war die Veranlassung, daß alle Bewohner des Platzes Partei ergriffen, und das erste, was sie taten, war, daß sie die beiden Großväter totschlugen. Dieser Anfang machte die Leute wild und wurde die Ursache zu einer sinnlosen Schlächterei. Ein Wahnsinn, den niemand erklären konnte, hatte die Wohngenossenschaft ergriffen, und sie reisten alle miteinander nach Süden, plündernd und mordend, so daß all die kleinen Buchten, die die Schlitten passieren mußten, voll von ermordeten Menschen lagen. All die Toten lagen da und zeichneten sich schwarz gegen das weiße Eis ab, ganz wie Seehunde, die sich an einem Frühlingstag sonnen. Wie lange man einander totschlug, weiß niemand, aber auf einmal entdeckte man, daß man so weit in die Raserei gekommen war, daß man sich ohne jede Ursache gegenseitig nach dem Leben trachtete, und so hielt man inne, zerknirscht über das Unrecht, das man begangen hatte. Die Flucht nach Süden wurde jedoch fortgesetzt,

bis man Länder erreichte, wo die Sonne wärmer und die Winternacht nicht so lang war. —

Der größte der Fjorde, wo die meisten Menschen lagen, erhielt später den Namen „Fjord des großen Blutbades".

Eine einfache und naive Eskimogeschichte über die Entstehung des Krieges — naiv, aber doch ewig wahr, wo Menschen einander totschlagen.

Diese alte Sage erzählte Tornge uns als Einleitung zu der Geschichte seiner Überwinterung. Er war unterrichtet über alles, was den Wohnplatz und seine Jagdverhältnisse betraf, und mit großer Anschaulichkeit entrollte er uns ein Bild des Lebens, das er geführt, so daß alle seine großen und kleinen Freuden uns lebendig vor Augen standen.

Das Wintereis bleibt in der Regel bis zum Herbst unbeweglich liegen. Ende August oder Anfang September — so spät, daß sich schon wieder dünnes Eis bildet — schmelzen die Flüsse runde Becken an ihrer Mündung, und eine Rinne, die sich schon im Sommer vor Kap Russell bildet, erweitert sich und wird breit. Das ist hier das ganze offene Meer.

Weiter im Land drin gibt es viele Hasen und Renntiere. Tornge hatte mit seinen drei Wohngefährten im Laufe des Herbstes nicht weniger als 100 Stück erlegt. Sie waren weit ins Land hinaufgezogen, bis zu einigen großen Seen, die nahe dem Inlandeis gelegen waren, und da hatten sie in kleinen Steinhütten die Monate August und September verbracht. Diese Steinhütten sind primitive Häuser, deren Mauer aus Stein besteht, während das Dach durch ein Zelt gebildet wird. Frauen und Kinder schließen sich diesen Jagden an und bleiben bei den Steingrotten, während die Männer jagen.

Der Aufenthalt in der Umgebung der Marshallbai bot die schönsten Jagderinnerungen, die Tornge in seinem Leben gehabt hatte. Nur eine Unbequemlichkeit hatte die Überwinterung, daß man sich schwer genügend Hundefutter verschaffen konnte, da Seehundfleisch keine ausreichende Ernährung darstellt. Man vermißte Narwale und Walrosse, das ist derbere Kost.

An Vogelwild gab es viel Eidervögel und Möwen an allen Öffnungen des Meeres, an den Landseen Eisenten und Lummen.

Bei einer Renntierjagd fand man Lachs oben auf dem Gipfel

von Kap Russell in etwa 300 Meter Höhe. Der See war nicht besonders groß, und doch fing man eine Menge Lachse; einige von ihnen waren fast so groß wie ein Arm.

An dem Wohnplatz zählte ich im ganzen 18 alte Häuserruinen und viele Zeltringe und Fleischgruben. Tornges Haus war auch so eine alte Hausruine, die ausgebessert worden war. In der Mauer fanden sich eine Menge Walknochen, in den Küchenabfällen Reste von Walrossen, bärtigen Seehunden, gemeinen Seehunden, Moschusochsen, Renntieren, Füchsen und Hasen. Ferner hatte man Angelhaken aus Renntiergeweih gefunden.

Tornges Haus war groß und schön gebaut. Es war von dem Typus, den man „Samisulik" nennt, mit einem großen Hauptraum und einem kleineren Nebenraum, beide mit Pritschen. In dem kleineren Nebenraum hatten sein Schwiegersohn und seine Tochter gewohnt. Ein Stück oberhalb fand sich eine ungewöhnlich große Ruine, deren innere Seite einen Umkreis von gut 30 Meter hatte. Dies deutet darauf hin, daß die Jagdverhältnisse auch in früherer Zeit ideal gewesen sind. Der Vorsprung, auf dem die Häuser lagen, war voll Gneis, der von vielen üppigen Rasenflächen durchzogen war. Der Platz machte einen freundlichen, anheimelnden Eindruck. Wasser gab es genug, sowohl in Bächen wie in Seen.

Drei Kilometer vom Festland entfernt liegt ein kahler, ziemlich zugänglicher Gneisholm von etwa 200 Meter Breite und 500 Meter Länge. Auf dem kleinen Holm fanden wir nicht weniger als zehn Häuser. Diese merkwürdige Wahl des Wohnplatzes ist wahrscheinlich auf den leichteren Zugang zum offenen Wasser bei Kap Russell und Kap Taney zurückzuführen; möglicherweise ist auch das Eis vor der Insel besser für die Utut-Jagd geeignet.

Den Holm nannten wir Avortungiaqinsel, nach Tornges Tochter, die als erste die Ruinen entdeckt hatte.

Auf einem andern kleinen Holm, eine Strecke weiter nach dem Land zu, fanden sich ebenfalls Plätze, wo Häuser gestanden haben. Man kann die Zahl der Häuserruinen, die aus einer früheren Eskimoansiedlung stammen, allein hier in dieser verhältnismäßig kleinen Bucht auf etwa 60 veranschlagen. Außer an den hier erwähnten Wohnplätzen finden sich alte Siedlungen auch bei Kap Russell, Kap Wood, in der Dallasbai und im Innern der

Advancebai. Auf die Strecke Anoritoq—Kap Agassiz kommen also mindestens 100 Häuser, eine überraschende Zahl. Sicher ist es eine gute Eisjagd im Frühjahr und Herbst und eine für diese Gegenden ungewöhnlich gute Landjagd gewesen, die so viele Menschen verlockt hatte, sich hier niederzulassen. Das Land in der Nähe der Küste wirkt ja auch in dieser Wüste wie eine richtige Oase, und man muß schon weit südlichere Gegenden aufsuchen, um ein so breites Umland zu finden.

Mit Ausnahme der Häuser auf dem Gneisvorsprung bei Tornges Wohnstätte, wo das Material für den Hausbau günstig ist, waren alle übrigen Häuserruinen an dieser Küste bemerkenswert durch ihre Kleinheit. Die bei Kap Wood bestanden aus acht Häusern in einer Reihe, die auf Schutt gebaut waren. Der Wall, der den Umkreis des Hauses gebildet hatte, war deutlich zu erkennen; er war aus größeren und kleineren Steinen zusammengesetzt. Alles deutete darauf hin, daß man Mühe gehabt hat, Material zu beschaffen. Reste von Torfwällen fanden sich überhaupt nicht, auch keine Spur von Vegetation. Das Land war absolut unfruchtbar, und in der ganzen Umgebung war kein Torf zu finden. Der Platz machte den Eindruck, als sei es eine „Versuchsstation" gewesen. Die Jagdverhältnisse sind ausgezeichnet gewesen. An einem großen Stein bei den Häusern sah man noch den Ruß vom Herdfeuer. Überall, wo es sich tun ließ, wurden die Ruinen gemessen, aber von einer eigentlichen Ausgrabung konnte natürlich keine Rede sein, da wir Anfang April bei 30° Kälte vorbeikamen, wo alles von tiefem Schnee bedeckt war.

Am 18. April erreichten wir die Dallasbai, von wo aus wir ungefähr bei Kap Kent in die Peabodybai hinausfuhren, um nach Washingtonland überzusetzen.

Die erste Tagereise ergab eine Entfernung von 56 Kilometer, obgleich wir die ersten 20 Kilometer uns durch tiefen Schnee durcharbeiten mußten. An einigen Stellen fuhren wir auch über schwierige Schollen von altem Eis, das ganz den Charakter des Randeises auf dem Inlandeis hatte. Diese Schollen, die viele Sommer den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, haben eine rauhe Oberfläche mit tiefen Löchern und wirken wie ein aufgewühltes Meer, auf dem die schweren Schlitten wie Schiffe in hohem Seegang auf- und niederschaukeln.

Ungefähr in der Mitte der Bucht bauten wir am 19. April ein Schneehüttenlager. Wir hatten hier zum erstenmal eine vortreffliche Aussicht über den Humboldtgletscher, Grönlands größten Gletscher, der von Dr. Kane so sehr gerühmt wurde. Unsere Erwartungen waren infolge seiner malerischen Schilderung aufs höchste gespannt, und da diese wirklich ein Bild geben von einer Phantasie, die von dem großen Unbekannten überwältigt wird, will ich Kane, der als erster weißer Mann diese Gegenden erblickte, das Wort geben:

„Ich will nicht versuchen, die Wirklichkeit durch blühende Beschreibungen zu verbessern; vom Niagara und vom Meer entwerfen die Menschen immer nur phantasievolle Schilderungen. Meine Aufzeichnungen sprechen ungekünstelt von der langen ewigstrahlenden Berglinie und der blendenden Eisfläche. Die Eisklippe stieg wie eine massive Glaswand 300 Fuß hoch über die Meeresfläche empor und verlor sich nach unten in einer unbekannten, unergründlichen Tiefe, und ihre gewölbte Oberfläche, 60 Meilen lang von Kap Agassiz bis Kap Forbes, verlor sich in einem unbekannten Raum, nicht mehr als eine eintägige Eisenbahnreise vom Pol entfernt. Das Innere, mit dem sie in Verbindung stand und von dem sie ausging, war ein unbekanntes ‚mer de glace', ein Eismeer, soweit man sehen konnte, von unbegrenzten Dimensionen.

„Ich hatte im stillen erwartet, auf einen solchen Riesengletscher zu stoßen, wenn ich jemals das Glück haben würde, Grönlands Nordküste zu erreichen; aber jetzt, als er vor mir lag, konnte ich es kaum fassen. Hier war eine plastische, bewegliche, halbfeste Masse, die alles Leben vernichtete, Klippen und Inseln verschlang und sich in unwiderstehlichem Fortschreiten den Weg hinab zu dem zugefrorenen Meer bahnte."

* * *

Die Wirklichkeit war eine große Enttäuschung. Gewiß hatte der Gletscher eine mächtige Ausdehnung, denn er ist etwa 100 Kilometer breit. Aber für den, der gewohnt ist, unter den abenteuerlichen Gletschern der Melvillebucht zu reisen, die, wenn sie nur einmal niesen, schimmernde Berge von Eis ins Meer hinausschleudern, war der Humboldtgletscher nur ein gutmütiger Zufluß zu

einem halbtoten, kaum produzierenden Eisstrom. Der Gletscherrand, der so gut wie ohne Spalten allmählich wie eine Landstraße nach der Peabodybai abfiel, hatte an den meisten Stellen eine Höhe, die 50 Meter nicht überstieg. An manchen Stellen lief er eben ins Wasser aus, so daß man ihn mit Leichtigkeit von einem Boot aus hätte besteigen können. Eine Untersuchung ergab auch, daß das Wasser in einem großen Teil des Kanebeckens sehr seicht ist, und daß die kleinen Eisberge, die eigentlich nur den Charakter von Sikussaqstücken haben, auf Grund standen. Eine Messung ihrer Höhe ergab sogar, daß die Peabodybai 56 Kilometer seewärts nicht tiefer war als 40 Meter.

Die Advancebai besteht aus einer Reihe niedriger Holme, und in die Küstenstrecke von Kap Agassiz an sind viele kleine seichte Buchten eingeschnitten, so daß hier eine verhältnismäßig geringe Hebung im Kanebecken große Landstrecken freilegen würde. Die Natur des Humboldtgletschers versteht man erst richtig, wenn man ihn als eine Fortsetzung des ruhigen, spaltenfreien Inlandeises betrachtet, das sich nach Inglefieldland herabsenkt. Es ist daher nicht richtig, den Humboldtgletscher als einen Gletscher zu charakterisieren, er stellt vielmehr nur einen ebenen Eisrand dar, bis zu dem das Meer hinaufreicht.

Wenn der Gletscher indessen so einen gewaltigen Eindruck auf Kane und seine Leute gemacht hat, so war dies sicher eine Folge seiner Ausdehnung. Es ist auch zuzugeben, daß er, als Eisstrom betrachtet, in seiner gleichmäßigen ruhigen Mächtigkeit imposant wirkt, selbst wenn sein freundlicher runder Rücken ganz anders aussieht, als man es von dem größten Gletscher Grönlands erwarten sollte.

Drittes Kapitel.

Vom Washingtonland nach Hall-Land.

Eskimo-Bärenjäger haben mir oft erzählt, sie seien auf der andern Seite „des großen Gletschers“ in ein Land gekommen, ganz unähnlich den ihnen bekannten Gegenden. An vielen Stellen seien die Klippen grauweiß, an andern seien sie am Fuß schwarz wie Kohle, und nur an wenigen Stellen sehe man Pflanzen und Gewächse im Innern der unfruchtbaren Täler.

Hasen kämen hier und da von den Hochflächen der Gebirge herabgesprungen, und gelegentlich geschehe es, daß die Hunde plötzlich Großwild wittern, wie man meinte, Moschusochsen; aber trotz vieler Streifzüge ins Innere habe man nie welche gefunden. Was uns indessen am meisten interessierte, war die Angabe der Bärenjäger, daß sich an vielen Stellen an den großen Vorgebirgen starke Strömungen fänden, wo sich das Eis schon früh im Jahr öffne. Hier sollten sich viele bärtige Seehunde befinden, die eine für uns willkommene Proviantvermehrung bedeuten würden.

Nicht ohne Spannung näherten wir uns diesem Land, das bei den Eskimos den Namen „Akia“, d. h. „das Land auf der andern Seite des Gletschers“ trägt, während die Amerikaner es Washingtonland getauft haben.

20. April. Die Bahn über die ganze Peabodybai war gut gewesen, und wir konnten daher, nachdem wir 66 Kilometer zurückgelegt hatten, unser Lager an einem Eisberg vor den Klippen der Caßbai am Abend des 20. April bei Schneewetter und beginnendem Sturm aufschlagen. Am nächsten Morgen erwachten wir bei demselben Wetter, aber da wir alle ungeduldig danach verlangen, weiter nach Norden zu kommen, haben wir keine Zeit, auf das Wetter Rücksicht zu nehmen. Lauge Koch geht bei Kap Clay ans Land, ich selbst fahre auf dem Eisfuß rings um die

Caßbai herum, um zu sehen, ob ich dort drinnen Winterhäuser finde, als eine Fortsetzung der Häuser, die wir in überraschend großer Zahl bei unserer Fahrt am Inglefieldland entlang angetroffen hatten. Das Resultat war negativ. Wir mußten uns damit begnügen, eine Anzahl Fleischgruben von der gewöhnlichen Eskimoart festzustellen; auch ein vereinzelter Zeltring wurde gefunden, aber er war viereckig und mußte daher von Mortons und Hans Hendriks Reise stammen.

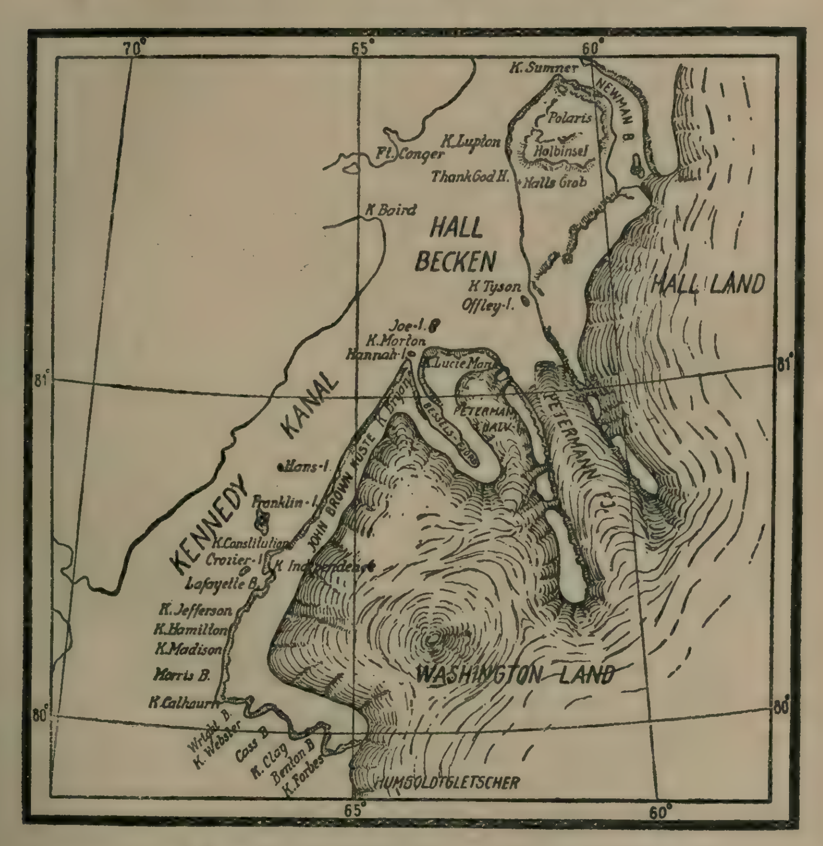
Spät abends kamen wir mit sturmgepeitschten Gesichtern und steifen Gliedern zum Zeltlager zurück und entdeckten bald, daß etwas Erfreuliches geschehen sein mußte. Das Lager war in einem einzigen großen Aufruhr. Die Eskimos liefen uns unter lautem Rufen entgegen, sprangen zwischendurch in die Höhe und schlugen sich auf die Schenkel, was immer ein Zeichen für ein erfreuliches Ereignis ist. Sobald wir in Rufweite waren, erfuhren wir denn auch, daß Koch und Inukitsoq vor Kap Clay einen Bären geschossen und daß der „Stern" und Majaq nicht weit vom Zeltlager zwei andere Bären erlegt hatten. Diese Neuigkeiten bedeuteten frisches wohlschmeckendes Fleisch in den Töpfen für viele Tage, und eine Diätveränderung von Walroß- zu Bärenfleisch ist immer wohltuend.

Koch hatte neben der glücklichen Bärenjagd auch eine ausgezeichnete geologische Ausbeute gehabt und an der untersuchten Küstenstrecke Schichten gefunden, die reich an Versteinerungen waren.

Nichts belebt auf einer Reise so, wie wenn einer der Kameraden Erfolg hat, und da meine eigenen Resultate an diesem Tage ziemlich dürftig gewesen waren, beschloß ich, gleich am nächsten Tag die Reise nach dem Humboldtgletscher fortzusetzen, während die Kameraden weiter nach Norden fahren sollten. Bei einem so frühen Zeitpunkt der Reise war es nicht ratsam, die ganze Expedition warten zu lassen, und darum mußte ich versuchen, eine doppelte Reise zu machen und den Vorsprung der andern im Lauf der kommenden zwei Tage einzuholen.

Ich wußte, daß sich Häuser in der Nähe befinden müßten; denn viele Jäger hatten von ihren Eltern berichten hören, es befinde sich ein Wohnplatz nördlich des Humboldtgletschers, nur wußte niemand wo, und es galt jetzt, den Ort zu finden. Ich

machte mich also am nächsten Tag früh auf den Weg, immer der Küste folgend, während alle übrigen Schlitten in langer Reihe langsam weiter nach Norden zogen. Auch Koch wünschte seine Untersuchungen bei Kap Clay durch einen neuen Besuch zu ergänzen, und mit Inukitsoq als Begleiter begannen wir unsere



Vom Humboldtgletscher zur Newmanbai.

Forschungen, wohl aufgelegt und fest entschlossen, nicht zu weichen. Die Untersuchungen wurden vom Eisfuß aus vorgenommen, so daß nichts unserer Aufmerksamkeit entgehen konnte. Doch das Fortkommen war hier oft unmöglich, und auf einzelnen Strecken mußten wir auf äußerst unangenehmem Sikussaqeis fahren, ein Zeichen dafür, daß die Buchten selbst hier beinahe nie eisfrei sind.

Endlich, 12 Kilometer östlich von Kap Clay, eine Strecke weit in der Bentonbai, wurden meine Anstrengungen von Erfolg gekrönt. Der Eisfuß war an dieser Stelle sehr hoch und emporgepreßt, aber wie in einer plötzlichen Eingebung machte ich an einer der unzugänglichsten Stellen halt und kletterte über ein paar halsbrechende Preßrücken in die Höhe. Ich hatte wirklich eine Witterung von Häusern gehabt; denn vor mir lag der Wohnplatz, nach dem ich vergebens gesucht hatte. Er bestand im ganzen aus sechs Winterhäusern, zahlreichen Zeltringen und großen, geräumigen Fleischgruben. Die Häuser standen dicht am Strand auf Grus und Kies. Das Material waren ausschließlich Steine, flache und ovale, und obgleich einige Häuser gar nicht so klein waren, konnte man doch deutlich sehen, daß es schwierig gewesen war, passendes Material zu beschaffen. Ein wohlgebautes Haus erfordert ein mühsames Zusammenfügen von Mauer und Dach, aber hier fand sich nicht die geringste Andeutung, daß es so etwas gegeben hatte. Trotz sorgfältiger Untersuchung fand ich keine Spur von Vegetation in der Nähe. Eins der Häuser war viereckig, ein ganz einzig dastehendes Vorkommnis an einem Hausbau der Eskimos, woran sicher das Material schuld war. Die übrigen hatten die gewöhnliche Bienenkorbform. Wir fanden nur ein bemerkenswert großes Haus, ein sogenanntes „Qarajalik", das aus zwei zusammengebauten Häusern mit einem gemeinsamen Eingang besteht. Auch hier waren Walknochen in die Wand eingebaut; es scheint also, als ob sie unzertrennlich von der Architektur dieser Gegenden sind.

Die Fleischgruben hatten ganz dieselbe Form und Größe, wie wir sie in der Melvillebucht gemessen und gezeichnet hatten. Die Steine waren bei einigen auf die hohe Kante gestellt, was sonst nicht üblich ist. Ferner fanden sich „Qulisivit", überbaute Steinkörbe, worin man Fleisch trocknet. Alles dies legte deutlich Zeugnis davon ab, daß der Fang hier gut gewesen ist.

Außer den schon genannten Häuserruinen fanden wir zehn Zeltringe; einige davon waren ungewöhnlich groß und hatten so hohe Steinmauern, daß es fast den Eindruck erweckte, als habe es sich um eine Art Zwischending zwischen Haus und Zelt gehandelt. Es mag sein, daß der Materialmangel an diesem Ort zu einer Erfindung geführt hat, die für diesen Ort eigentümlich ist.

Ich habe schon davon gesprochen, welche ausgezeichneten Bedingungen für die Seehundjagd hier bestehen und immer bestanden haben; selbst für die primitiven Jagdwerkzeuge der Eskimos ist es sicher nicht schwierig gewesen, sich das tägliche Fleisch zu beschaffen. Hauptsächlich ist Seehundfang betrieben worden. Aber sicher ist auch die Jagd auf Eisbären in der Peabodybai, namentlich im Frühjahr und Herbst, und auf Renntiere und Moschusochsen in Inglefieldland gut gewesen.

23. April. Ich war froh, daß die energischen Anstrengungen der letzten Tage ein so gutes Ergebnis geliefert hatten; denn die von mir gefundenen und gemessenen Ruinen erweiterten das Gebiet für das Vorkommen von Eskimoruinen bis zu der Gegend nördlich des Humboldtgletschers. Da meine Aufgabe darin bestand, Stoff zu einem Beitrag über die Wanderwege der Eskimos nördlich um Grönland herum zu sammeln, war die Einleitung ja schon recht günstig. Jetzt galt es nur noch, Wohnplätze im weiteren Verlauf unserer Reise festzustellen, und selbst wenn man von vornherein mit Bestimmtheit voraussetzen kann, daß die Besiedlung auf dem langen Wege längs der ungastlichen Küste nur eine sehr zerstreute gewesen sein kann, so hatte ich doch Grund, auf entscheidende Resultate in den großen Fjorden zwischen Kap Bryan und Kap Washington nördlich vom De-Long-Fjord zu hoffen.

Angeregt von dem guten Erfolg setzten wir sogleich unsern Kameraden und den Hilfsschlitten nach, die bereits einen Tag Vorsprung hatten.

Bei Kap Webster trafen wir Uvdloriaq, der Mitglied der ersten Thule-Expedition gewesen war. Er war diesmal zur Begleitung der Hilfsschlitten angeworben worden, und obgleich er eigentlich bis Kap Constitution hätte mitkommen sollen, hatte er doch schon hier haltmachen müssen, da starke Ischiasschmerzen ihn hinderten, den Schlitten durch die Eispressungen und über den an einzelnen Stellen schwierigen Eisfuß zu lenken.

Es wehte hier bei dem scharfen roten Kap eine frische Brise mit Schneegestöber, und Uvdloriaq war trotz seiner Beinschmerzen gezwungen gewesen, sich eine Schneehütte im Schutz des Berges zu bauen. Wir machten halt, und da wir Koch mit dem Sammeln von Versteinerungen ein Stück weiter vorn beschäftigt fanden, benutzten wir die Gelegenheit, uns eine kleine Tasse Kakao zu kochen.

um den Abschied von dem alten Expeditionskameraden so festlich als möglich zu gestalten.

Die ganze Küste des Washingtonlands hatte ebenso wie Inglefieldland einen breiten, leicht zu befahrenden Eisfuß, auf den wir, da das Meereis bis jetzt gut gewesen war, erst bei Kap Webster stiegen. Nach einstündigem Aufenthalt setzten wir die Reise fort. Es gelang uns aber leider nicht, an diesem Tag die Kameraden einzuholen; denn als wir nach der Morrisbai kamen, hatten wir eine Strecke von 90 Kilometer hinter uns, waren selber schläfrig und durften die Hunde im Anfang nicht ohne Grund überanstrengen.

Die Küstenberge, die eine Höhe von 200 bis 250 Meter erreichten, waren überall reich an Versteinerungen und oft von ungewöhnlicher Schönheit. Besonders die Strecke von Kap Webster nach der Wrightbai machte auf uns einen tiefen Eindruck. Hier sahen wir hohe, phantastisch geformte Kalkfelsen mit grauen kalten Farben am Fuß, während die Spitzen in fein abgestimmten rötlichen Tönen erglühten. Der ganze Aufbau selbst mit seinen massigen Umrissen führte die Gedanken zurück zu den Burgen des Mittelalters; die breiten Einfahrtsportale waren nicht das wenigst Imponierende an dieser Naturarchitektur. Erst bei Kap Callhourn wechselte das Land völlig seinen Charakter. Die steilen Berghänge, die so himmelstürmend wirkten, weil wir auf dem Eisfuß dicht unter ihnen dahinfuhren, wurden hier von einem Flachland abgelöst, das langsam und idyllisch anstieg; zugleich wurde der Eisfuß zu einer breiten, schneefreien Chaussee, die die Hunde zur größten Kraftentfaltung anspornte.

Überall spähten wir vergebens nach Wild aus; bisweilen witterten die Hunde etwas, so daß wir jeden Augenblick erwarteten, den schwarzen, flatternden Pelz eines Moschusochsen in einem der breitgründigen Täler auftauchen zu sehen. Aber nichts Lebendiges zeigte sich. In aller Eile wurde das Lager aufgeschlagen, und schon nach sechsstündiger Ruhe zogen wir weiter und erreichten endlich bei Kap Jefferson unsere Kameraden, die sich neben einem großen, in dieser Landschaft paradox wirkenden Korallenriff gelagert hatten.

Es gab ein stürmisches Wiedersehen. Man hatte einen kleinen Bären geschossen, der bei unserer Ankunft schon halb verzehrt war.

Aber auch ein Häschen war, so schlau es war, dem sichern Schuß Tornges zum Opfer gefallen. Von Interesse war auch ein Renntiergeweih, das man ein Stück landeinwärts gefunden hatte.

Nach einer kleinen Rast, während der wir unsern reichlichen Anteil an dem jungen Bärenfleisch erhielten, fuhren wir weiter und erreichten am Morgen, nachdem wir in der Lafayettebai eine Preßeisstrecke überschritten hatten, Kap Constitution.

24. April. Schon in der Lafayettebai hatten die Hunde wiederholt Witterung gehabt, und nach wenigen Minuten heftigen Galopps waren wir in der Regel auf frische Spuren gestoßen. Aber da es schwer war, den Spuren in den starken Preßrücken zu folgen, wo die Schlitten häufig zwischen den Eisblöcken umfielen, mußten wir in der Regel die Jagd aufgeben. Jetzt war der Jagdeifer der Hunde erwacht, und obgleich die letzten Tagereisen sehr lang gewesen waren und die Fleischladungen der Schlitten mindestens 500 Kilo wogen, nahm die Eile im Lauf der Nacht doch zu, und in der Umgebung der großen Croziersinsel vergaßen die Hunde alle Müdigkeit und jagten im Galopp auf Kap Constitution los.

Bei der täglichen einförmigen Fahrt ist es immer der Wille des Treibers, der die Hunde vorwärts zwingt. Darin liegt die Kunst bei der Fahrt mit Hunden. Aber wenn etwas Ungewöhnliches geschieht und die Hunde mit zitternden Nasenlöchern gegen den Wind stehen, dann ist es das Tier, das den Menschen mit fortreißt. So am heutigen Tag; auch wir wurden angesteckt.

Kaum waren wir an dem Fuß der grauen Felswand angelangt, als die Hunde mit uns davonjagten. Drei ganz frische Bärenspuren führten vorwärts. Die Hunde, die wiederholt im Lauf des Tages genarrt worden waren, schienen jetzt fest entschlossen, die Bären einzuholen, um die Reise mit einer Mahlzeit von frischem Fleisch zu beschließen.

Der Wind hatte an den Berghängen allen Schnee weggeweht, und die Schlitten fuhren mit einer solchen Geschwindigkeit über die einzelnen kleinen Preßeisstücke hinweg, daß ich Angst hatte, die Kufen würden zersplittern. In einer Bucht zwischen Kap Constitution und Kap Independence machte ich bei einem Eisberg halt, der mir als Lagerplatz geeignet schien. Die Hunde sind sehr mißvergnügt über die Unterbrechung der Jagd

und geben ihrer Ungeduld in einem starken Heulen Ausdruck, dessen Echo von den steilen Felsen der Bucht widerhallt.

Eine Strecke hinterher kamen die andern Schlitten. Sobald sie entdeckten, daß ich im Begriff war, abzuladen, gaben sie ihren Hunden das Bärensignal und kamen mit einer geradezu verzweifelten Geschwindigkeit herangefahren. In verschiedenen Richtungen verteilten wir uns nun über das Eis; aber auch hier war es schwer, den Spuren zu folgen, weil der Schnee so festgeweht war, daß die Tatzen der Bären keine Spuren hinterlassen hatten. Nach vierstündigem Umherschweifen mußte die Jagd aufgegeben werden, und ein Schlitten nach dem andern kam zum Lagerplatz zurück, langsam und zögernd, mit enttäuschten Treibern und schlappohrigen Hunden.

Von den höchsten Zinnen des Kap Constitution schwebt uns ein Falke entgegen; stolz und lautlos, die spitzen Schwingen in Ruhe ausgebreitet, strich er über uns hin, um uns in seinem königlichen Jagdgebiet willkommen zu heißen. Aber als er unser Lager erreichte und seine kleinen kalten Augen auf die Schlittenladungen richtete, die wir in unserm Jagdeifer in wilder Unordnung hingeschleudert hatten, hörten wir einen Schrei, der rasch in übermütiges Lachen überging.

Der Falke sah im Nu, daß er es nicht mit Nebenbuhlern zu tun hatte, und um uns seine Verachtung zu zeigen, wandte er sich mit einem raschen Schlag über das Eis hinaus, wo die Bären uns entwischt waren.

Wir alle aber standen bei den Schlitten und starrten ihm mit schlecht verhehltem Neid nach, denn wir wußten, daß der Falke in wenigen Minuten mit demselben schallenden Gelächter über dem Großwild dahinschweben würde, das wir fast einen ganzen Tag vergebens verfolgt hatten.

Die letzten Briefe nach Dänemark.

25. April. Zum letztenmal haben wir hier ein großes Lager. Fünf Hilfsschlitten sollen jetzt zurückkehren, und wir behalten nur zwei bei uns, die uns weiter bis zu Halls Grab begleiten sollen.

Mit den Schlitten soll eine letzte Post nach Hause gesandt werden; denn einer der Moschusochsenjäger, die wir bei Anoritoq trafen und der weiter unten bei Kap Seddon im südlichen Teil



Ein junger bärtiger Seehund als Beute.



Erlegter Narwal.

der Melvillebucht wohnt, hat versprochen, auf unsere Briefe zu warten. Von Kap Seddon werden sie von einem der Walfänger Ende Mai weiter nach dem Distrikt Uperniwik gebracht, und von dort gelangen sie im Lauf des Sommers nach Dänemark.

Hier in unserm Lager herrscht bittere Kälte und starker Wind; aber trotz alledem wird eifrig an den Vorbereitungen gearbeitet, und die schon recht großen Sammlungen von Versteinerungen werden für ihre Reise nach Süden zweckmäßig verpackt.

Nachmittags ist alles fertig, und um nicht unnötig Proviant und Hundefutter zu verzehren, machen sich die Hilfsschlitten eiligst auf den Heimweg. Der Abschied ist hastig und formlos, wie es unter Jägern Sitte ist; aber wir wissen, daß ihre Gedanken sich oft mit unserm Geschick beschäftigen werden, denn es sind alles Leute, die ihr Leben auf langen Fahrten verbracht haben, und sie wissen aus Erfahrung, wie rasch Gutes und Schlechtes im Leben des Jägers wechselt.

Da ist der große Tornge, der nach einer mißglückten Nordpolreise einen Winter lang bei dem mächtigen Hazensee in Grantland um sein Leben gekämpft hat; da ist der schöne Pualuna, der die abenteuerlichen Überwinterungen bei Kap Sheridan mitgemacht hat, und schließlich Majaq, der kühne Jäger, der bei Renslaer Harbour als der nördlichste Provianthändler der Welt tätig war.

Beim Abschied von diesen Männern ereignete sich etwas, was mich tief rührte. Zu denen, die hier umkehren, gehört nämlich auch der junge Inukitsoq, der seine Feuertaufe bei der ersten Thule-Expedition empfangen hatte. Wir hatten einander einst in schwieriger Lage gelobt, daß wir nie mehr auf eine solche Reise ausziehen würden. Inukitsoq hielt sein Gelübde, ich brach das meinige. Unwillkürlich mußte er bei den Abschiedsscherzen, wie sie die Eskimos lieben, daran denken und er wird auf einmal ernst und geht zu seinem Hundegespann, das als das stärkste und ausdauerndste im ganzen Stamm bekannt ist. Ohne ein Wort zu sagen, wählt er drei der schönsten und besten Hunde aus, kommt damit zu mir und bittet mich, sie mit den drei schlechtesten in meinem Gespann zu tauschen. Nur wer den Wert der Schlittenhunde von Grund aus kennt, kann verstehen, welchen Freundschaftsdienst Inukitsoq mir damit leistete.

Unmittelbar nach der Abfahrt der Hilfsschlitten machten wir uns spät am Nachmittag selbst zum Aufbruch bereit und fuhren in der kühlen, sonnenhellen Nacht an der John-Brown-Küste entlang weiter nach Norden. Ununterbrochen stoßen wir auf Bärenspuren, aber durch die vielen mißglückten Versuche belehrt, beschlossen wir, die Hunde zu schonen. Der Jagdeifer ermüdet sie stark, besonders wenn das Ergebnis negativ ist.

Im Kennedykanal draußen treffen wir auf hohe, schwere Eispressungen, durch die wir uns mit der Axt den Weg bahnen müssen. Es ist mehrere Jahre altes Polareis, das in den Kanal hineingetrieben ist und durch Sturm und Wind noch weiter zusammen gemahlt ist. Auf breite Strecken müssen wir über das berüchtigte Sikussaqeis, das für schwer beladene Schlitten so beschwerlich ist. Richtig ging hier einer in Stücke. Wir binden ihn mit Lederriemen zusammen und beschließen, uns nach dem Land durchzuschlagen; es gelingt, und zu unserer Freude treffen wir hier leicht zu befahrendes und gutes Neueis an.

26. April. Dank der guten Bahn gelangen wir bis zur Südwestseite des Kap Bryan, wo wir bei einem beginnenden Schneesturm vormittags um 10 Uhr das Lager aufschlagen. Trotz der bedeutenden Verzögerung durch die Eispressungen haben wir in 14 Stunden 66 Kilometer zurückgelegt. Die ganze Nacht hindurch hatten wir Aussicht über die steilen Küstenberge von Grinnell-Land, die sich mit ihren gletscherumhüllten Zinnen wie eine Geistererscheinung über dem langweiligen Preßeis des Kennedykanals erhoben.

Der Schneesturm verschaffte uns den ersten langen, ungestörten Schlaf seit der Abreise von Etah. Allerdings drohten die heftigen Windstöße, die von den 300 Meter hohen Bergen herabkamen, oft das Zelt über unsern Köpfen zu zerreißen. Aber das dünne Tuch widerstand den Angriffen des Sturms trefflich, und wir hatten es in unsern Schlafsäcken warm und behaglich und genossen doppelt die Süße der Ruhe, die ein Lohn der ehrlichen Anstrengung ist.

27. April. Etwas nach Mitternacht erwachten wir und rafften uns so weit auf, um uns eine erfrischende Tasse Kakao zu bereiten. Aber da der Sturm noch immer über die Zelte wegpeitschte und an Stärke zuzunehmen schien, ließen wir dem Schlaf wieder seinen

Willen und schliefen gut und fest bis zum Morgen. Dann brachen wir zur Weiterfahrt auf. Durch die Erfahrung des gestrigen Tages gewitzigt, hielten wir uns immer so nahe dem Land wie möglich und fuhren zuweilen, wo es sich machen ließ, auf dem Eisfuß. Die Bahn war auf unserm Weg erträglich, dagegen befand sich im Kanal draußen noch mehr aufgepreßtes Eis als am vorhergehenden Tag.

Ungefähr in der Höhe von Kap Bryan hatten wir das Preßeis hinter uns, und hier auf dem beinahe schneefreien Eis, das offenbar erst spät im Herbst festgeworden war, hatten wir wieder gute Fahrt. In der Höhe der Hannahinsel fanden wir die Reste eines Seehunds, der halb von einem Bären gefressen war.

Der Besselsfjord wurde bei frischer Brise durchquert; der kleine, eigentümliche Einschnitt, der von allen Seiten von steilen Bergen umgeben ist, die nur hier und da von herabhängenden Gletscherzungen unterbrochen werden, machte auf uns einen düsteren, öden Eindruck. Bei Kap Morton machten wir halt, und da der Sturm noch immer zuzunehmen schien, gaben wir einer augenblicklichen Schlappheit nach und schlugen das Lager auf, obwohl wir eigentlich beabsichtigt hatten, an diesem Tag noch den Petermannfjord zu überschreiten.

Es sollte sich indes am 28. April später am Tag herausstellen, daß unsere Faulheit nur ein Beweis dafür war, daß wir die Augen im Rücken hatten; dies ging so zu.

Sobald die Hunde gefüttert und die Zelte sorgfältig versteift waren, damit sie dem Sturm widerstehen konnten, beschloß Koch mit Inukitsoq einen kleinen Ausflug in das Innere der Bucht in unserer Nachbarschaft zu unternehmen. Auf beiden Seiten von hohen Bergen umgeben, lag der Grund der Bucht einladend vor unsern Augen mit hohen, terrassenförmigen Strandlinien, die sich wie ein Amphitheater bis zu einem breiten toten Gletscher erstreckten.

Hier fanden Koch und Inukitsoq ein Stück oberhalb der Strandlinie ein altes Depot von der Nares-Expedition aus den Jahren 1875—1876. Es bestand aus sechs Kisten, von denen jede vier 9-Pfund-Dosen australisches Hammelfleisch enthielt; es war frisch und wohlschmeckend, als stamme es von gestern.

Neben den Kisten lag eine zerbrochene Tonne mit der Aufschrift:

Arctic Service
H. M. S. "Discovery"
Sugar.

Leider war ein naschhafter Bär uns zuvorgekommen, und das war um so betrüblicher, als gerade Zucker eine von uns allen stark begehrte Ware war. Nun müssen wir uns mit dem ungewöhnlich guterhaltenen Boiled Beef begnügen.

Längere Zeit konnten wir es uns wohl sein lassen an Lebensmitteln, die arktischen Kollegen zugedacht waren, die hier reisten, ehe einer von uns geboren war. Unsern Dank den braven Engländern, die sie hier deponierten; unser Kompliment der Firma, die diese haltbare Ware herstellte.

Außer dem Hammelfleisch fanden wir eine große Blechkiste mit 20 Kilogramm Talg, so daß auch die Hunde ihren Anteil an der unerwarteten Festmahlzeit erhielten.

* * *

Noch einen Tag, den 29. April, hielt uns der heftige Sturm fest. Obgleich der Schnee fest und das Eis an vielen Stellen blank schien, wurde der Schnee doch zeitweise so stark emporgewirbelt, daß die hohen Berge auf der entgegengesetzten Seite des Petermannfjords im Schneegestöber vollkommen verschwanden. Endlich gegen Abend legte sich der Wind so weit, daß wir aufbrechen und den Fjord überschreiten konnten.

Dieser Fjord wirkt in seiner Umgebung seltsam und fremdartig. Überall fallen die Berge an der Küste steil nach dem Eis zu ab, und mit ihren dunklen, bräunlichen Farben heben sie sich düster und ernst von dem ebenen, weißen Inlandeis ab, das überall wie eine weiße Nebelbank hinter dem Küstenland emportaucht. An vielen Stellen innerhalb des Fjords schieben sich Gletscherzungen zwischen den Bergen herab, aber nirgends scheinen sich Eisberge zu bilden. Überhaupt kann man sagen, daß das Eis hier oben auf den nördlichsten Breitengraden sich von dem Eis weiter im Süden dadurch unterscheidet, daß man nirgends wirkliche Eisberge findet. Auch die Stücke, die hier und da vom Humboldtgletscher kalben, gleichen mehr großen Polareisstücken.

Sie können an einzelnen Stellen eine gewisse Ausdehnung erlangen, aber nie sahen wir sie in einer Größe, die den Namen Berg verdiente, so wie wir sie von den Gletschern beim Inglefieldgolf, Wolstenholmesund und der Melvillebucht kennen.

* *
*

Schon nach einigen Stunden Fahrt zeigte es sich, daß wir recht getan hatten zu warten, während der Sturm herrschte. Denn selbst jetzt, als das Schneegestöber ganz aufgehört hatte, wehte es doch so stark aus dem Innern des Fjords, daß wir oft Mühe hatten, uns auf den Füßen zu halten, wenn föhnartige Windstöße über uns hinwirbelten. Der Himmel war unheimlich prachtvoll; er war mit großen ballonförmigen Wolken bedeckt, die in einem orkanartigen Sturm dahinjagten. Das Eis schien unbeweglich fest gelegen zu haben, da es ganz aus unebenem Sikussaq bestand. Alle Augenblicke wehte uns der Wind auf große Teiche hinaus, die sich aus dem Schmelzwasser des Sommers gebildet hatten — große Seen bis zu einem Kilometer Länge mit spiegelblankem frischem Eis, wo weder wir noch die Hunde festen Fuß fassen konnten. Widerstandslos wurden wir hinausgetrieben und glitten willenlos bis zum entgegengesetzten Ufer, die Schlitten voran, die jämmerlich heulenden Hunde hinterher. Hier hieß es, alle Sinne beisammen haben, damit die Schlittenkufen nicht zersplitterten. Aber wir mußten trotz alledem weiter, denn es wäre hoffnungslos gewesen, den Versuch zu machen, hier draußen ein Lager aufzuschlagen. Nirgends bot sich ein Schutz für das Zelt. Ein vollständiger Mangel an Schnee auf dem Eis ließ erkennen, daß Sturm hier zur Tagesordnung gehörte. Nach fast zwölfstündigem Kampf mit Wind und Glatteis gelangten wir endlich nach der Offleyinsel.

30. April. Im Schutz der kleinen aber hohen Insel wurden die Zelte errichtet, dann machten wir uns auf die Suche nach Moschusochsen. Das Land bestand aus dunklem Kalkstein, war völlig unfruchtbar und wirkte düster. Der Sturm fegte mit solcher Gewalt darüber hin, daß es oft ganz unmöglich war, gegen den Wind anzugehen. Trotz aller Mühe und Ausdauer verlief die Jagd erfolglos. Es zeigte sich keine Spur von Wild, und das Land war so gut wie von jeder Vegetation entblößt.

In der Nacht kämpften wir uns unter denselben schwierigen Reiseverhältnissen weiter nach Norden, vom Wind über das blanke Eis vorwärtsgetrieben. Erst eine Meile vor Halls Thank God Harbour erreichten wir eine ruhige Zone mit genügendem Schnee, und die Hunde, froh wieder feststehen zu können, schlugen zu unserer Freude einen scharfen Trab an, so daß wir schon am frühen Vormittag bei Halls Grab ankamen, wo wir uns lagerten.

Auf dieser letzten Wegstrecke sahen wir eine ganze Anzahl Atemlöcher von Seehunden; aber obgleich möglicherweise eine Jagd von Erfolg gewesen wäre, hatten wir doch vorläufig dank der vielen Dosen mit dem wohlschmeckenden Hammelfleisch, die die Nares-Expedition so rücksichtsvoll bei Kap Lucie Marie deponiert hatte, mehr Interesse daran vorwärtszukommen, als uns frisches Fleisch zu verschaffen.

Das Meereis zwischen der Offleyinsel und Halls Grab war frisches Herbsteis, in einem breiten Gürtel der Küste vorgelagert. Es scheint, als ob sich hier oben überall offenes Wasser längs der Küste bildet, vermutlich im Laufe des August, doch braucht man nicht weit in das Hallbecken hinauszukommen, um auf Schollen des viele Jahre alten Polareises zu stoßen, das ebenso wenig einladend für Schlitten wie für Schiffe ist. Man geht kaum fehl, wenn man die Behauptung aufstellt, daß das Eis im nördlichen Teil des Smithsunds, im Kanebecken, Kennedykanal, Hallbecken und Robesonkanal in der kurzen Übergangszeit vom August bis September aufbricht, wenn plötzlich eintretende Herbststürme mit dem kurzen arktischen Sommer kämpfen. Dies wird nicht nur durch das Eis bestätigt, das wir überall beobachten konnten, sondern auch durch die Erfahrungen aller früheren Expeditionen. Von einem eigentlichen offenen Polarmeer kann dagegen selbstverständlich niemals die Rede sein; denn selbst der Teil des Polarmeeres, der unter dem Namen Lincolnsee Grantland und die Nordküste von Grönland bespült, sieht im Sommer und Winter ungefähr gleich aus. Es bilden sich wohl an einzelnen Stellen Becken mit offenem Wasser, aber sie sind nie von großer Ausdehnung und verdanken ihre Entstehung immer dieser oder jener lokalen Einwirkung. Auf dieselbe Weise können sich schmalere oder breitere Rinnen im Polarpackeis bilden, auch diese sind nur örtlich und vorübergehend.

Jeden Sommer geschieht es, daß das Packeis, das aus dem großen Polarmeer draußen in die relativ sehr schmalen, nach der Baffinbucht hinabführenden Kanäle gedrängt wird, allen Widerstand überwindet und sich nach Südsüdwesten Luft zu verschaffen sucht. Sobald teils infolge des offenen Wassers an der Küste, teils infolge der Strömung die offenen Eismassen in Bewegung kommen, beginnt die Drift des Eises von Norden her nach der Baffinbucht hinab, die periodenweise verhältnismäßig offenes Wasser schafft. Aber es ist doch immer so, daß man in allen Richtungen Massen von großen treibenden Schollen sieht.

So verhält es sich mit dem offenen Polarmeer, das bisher Nordpolexpeditionen in Versuchung geführt hat. Natürlich kann hier von einer Schiffahrt keine Rede sein, sondern nur von einer Drift im Eis in der Richtung, in der der Strom geht.

Diese Theorien haben die ersten Pioniere des Nordpols verlockt, am Land entlang soweit wie möglich nach Norden vorzudringen, und haben sie zu so hoch im Norden gelegenen Überwinterungsorten geführt, daß es ihnen schon verhältnismäßig früh gelang, ein Bild der Natur und des Tierlebens zu geben und die Küsten kartographisch aufzunehmen.

Bei Halls Grab.

1. Mai. An einem schönen, sonnenhellen Frühlingstag kamen wir bei Halls Grab an und schlugen das Lager auf dem Eisfuß auf.

Wir waren sehr gespannt, wie die Stelle aussehen würde, von der man soviel gelesen hatte und wo eine Polarexpedition sich im Jahre 1871 auf 1872 durch die Zeit der Dunkelheit hindurchgekämpft hatte.

Sobald wir daher die Hunde in gutem Abstand von den Schlitten festgebunden hatten, eilten wir einen steilen Lehmabhang hinauf, der auf eine Hochfläche führte.

Die Landschaft hatte schöne Linien. Eine ebene Niederung von mehreren Kilometern Länge lag wie ein Teppich vor den hohen Bergen, aus denen die innern Teile des Polarisvorgebirges bestehen. Die Ebene führte östlich um die Halbinsel herum bis zur Newmanbai hinab und schien leicht passierbar zu sein, da sie mit Schnee bedeckt war.

Aber wie öde und unfruchtbar war das Land, das man von hier überschaute! Nirgends gewahrte man die geringste Andeutung von Vegetation. Alles war Grus und Steinschutt, einförmig und kahl. Wir hatten auf Jagdgelegenheit gehofft, bevor wir uns von unserm letzten Schlitten trennten, aber diese Hoffnung schien jetzt ganz eitel.

Eine kurze Strecke von dem Lehmabhang entfernt fanden wir Halls Grab, das schon von weitem leicht kenntlich war an der Kupferplatte, die vor dem Grab zwischen zwei Holzpfählen von der Nares-Expedition errichtet war, der großen Polarexpedition, die dieselben Gegenden vier Jahre nach Halls Tod passierte. Die Inschrift der Platte lautet:

Sacred to the memory of Captain C. F. Hall of the U. S. ship "Polaris" who sacrified his life in the advancement of science on Novbr. 8th 1871. This tablet has been erected by the British Polar Expedition of 1875 who following in his footsteps have profited by his experience.	Geweiht der Erinnerung an Kapitän C. F. Hall des amerikanischen Schiffs „Polaris", der sein Leben opferte für die Förderung der Wissenschaften am 8. Nov. 1871. Diese Tafel wurde errichtet durch die englische Polarexpedition des Jahrs 1875, die Halls Spuren folgend Nutzen zog aus seinen Erfahrungen.

Ein Bär hatte vor kurzem das Grab besucht und probiert, das Monument zu zerstören. Das Holz war teilweise zerbrochen, aber die dicken Pfähle, an denen die Platte befestigt war, hatten doch dem Angriff widerstanden; man sah deutlich die Spuren der Zähne.

Wenige Schritte davon fanden wir zwei weitere Gräber. Bei dem einen war die Inschrift auf einer Holzplatte angebracht und war jetzt nicht mehr leserlich, auf der andern war sie auf einen flachen Kalkstein geritzt, der indessen von einem Bären zerbrochen ist; man liest nur das Wort „Discovery" und das genügt, um uns wissen zu lassen, daß es einer von Beaumonts Leuten gewesen ist, der hier den großen Schlaf schläft.

Die Stimmung über diesem kleinen arktischen Kirchhof mahnt auch uns zum Ernst; die Männer, deren irdische Überreste hier ruhen, verloren ihr Leben ja gerade bei dem Versuch, nach Gegenden vorzudringen, die jetzt unser Ziel sind.

Etwas abseits von den Gräbern liegen die Reste eines kleinen Holzhauses, das vermutlich als wissenschaftliche Station an Land gedient hat. Etwas Holz und ein paar zoologische Schaber liegen herum, dazu ein großer verrosteter Kachelofen, der hier an dieser Küste wie ein bizarres Stück Strandgut wirkt. Daneben liegt eine Anzahl großer unzweckmäßiger Kochgeschirre, Töpfe und Kessel, ganz aus Eisen, die mit ihren 5 bis 10 Kilogramm Gewicht für das Stück kaum eine angenehme Last für einen Hundeschlitten ausgemacht haben dürften.

Unsere Eskimos, deren Spürsinn immer doppelt lebendig ist, wo es die Untersuchung alter, verlassener Wohnplätze gilt, finden unter einem Steinhaufen zwei große Büchsen Kaffee, der sich als vorzüglich erweist. Ein Rest Portwein in einer Flasche hatte ebenfalls sein Aroma bewahrt, trotzdem er fast fünfzig Jahre den Frostnächten so nahe dem Nordpol ausgesetzt war. Selbstverständlich wurde er mit Andacht getrunken, wenn auch auf jeden einzelnen nicht mehr kam, als um die Zungenspitze damit zu befeuchten. Etwas Blei kam ebenfalls an den Tag und ein wenig grobes Schrot, das zur Hasenjagd für unsere Hilfsschlitten wohlgeeignet war und mit Begeisterung eingesteckt wurde.

Inzwischen mußten wir an die Jagd denken, und sobald wir die nächste Umgebung untersucht hatten, wurden zwei Jagdpartien ausgesandt, davon eine mit Schlitten und Hunden die Ebene hinab in der Richtung nach der Newmanbai; wir hegten eine leichte Hoffnung auf Moschusochsen, zumal Halls Expedition in dieser Gegend nicht weniger als 26 Tiere erlegt hatte. Ein Fund, der bei den Hausresten auf dem Abhang oben gemacht wurde, animierte uns noch weiter; wir fanden hier nämlich eine Vertiefung im Boden, die als Schlafplatz ausgegraben war; in ihr lagen drei Moschusochsenfelle, die nicht sehr alt sein konnten. Sipsu meinte, sie könnten vom Jahre 1900 stammen, als Peary sich mehrfach bei Fort Conger aufhielt. Die andere Jagdpartie wurde nach einer großen, breiten Talschlucht, die sich in die Polarishalbinsel hineinzog, geschickt, um nach Hasen zu suchen. — Während

die Jäger draußen sind, wollen wir unsere Spannung beruhigen durch eine kurze historische Übersicht über die Expedition, deren noch sichtbare Erinnerungen wir eben geschildert haben.

Die Expedition des Kapitäns Charles Hall 1871—1872.

North, North, farther and farther North I long to get! (Nach Norden, immer weiter und weiter nach Norden sehne ich mich zu kommen.) Dieser eine Satz enthält Halls ganze Sehnsucht. Er war ein großer Enthusiast, der in seiner Heimat eine hervorragende Gabe besaß, die Leute zu packen und für seine Pläne zu begeistern. Die beste Charakteristik seiner Persönlichkeit liegt in dem oben angeführten Ausspruch, der aus einem seiner Tagebücher stammt und wo er hinzufügt:

„Und nie werde ich mich mit meinen arktischen Reisen zufrieden geben, ehe ich nicht den Punkt erreicht habe, wo es weder Norden noch Osten noch Westen gibt."

Die Expedition, die vom amerikanischen Kongreß ausgerüstet war, hatte folgende offizielle Ziele: Entdeckungen, wissenschaftliche Erforschungen und Handelsziele auf dem Gebiet des Walfangs. Aber Halls eigene Pläne und sein ganzer Ehrgeiz gingen nur darauf aus, zu versuchen, durch eine Fahrt über das offene Polarmeer den Nordpol zu erreichen. Er brannte vor Begier, einen arktischen Rekord aufzustellen; darin unterschied er sich nicht von seinen Landsleuten, die vor ihm und nach ihm dieselben Gegenden bereist haben.

Hall begab sich sportsmäßig gut ausgerüstet auf diese Reise. Er hatte früher acht Jahre unter den amerikanischen Eskimos verbracht und sich eine Reisetechnik erworben, die ihm bei der Schlittenreise, die sich unter allen Umständen an die Schiffahrt anschließen würde, von großem Nutzen sein konnte.

Leider hatte er nicht die Gabe, seine Leute zu wählen; denn die Besatzung war aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt, aus Deutschen, Engländern, Amerikanern und Eskimos; alles stand oder fiel daher mit der Fähigkeit des Führers, auf Disziplin zu halten.

Der uneingeschränkte Chef der Expedition war C. F. Hall selbst; aber auch der Führer des Expeditionsschiffes Sidney Budington, der ein Menschenalter hindurch Walfängerkapitän gewesen war, besaß kraft seiner großen Erfahrungen eine gewichtige

Stimme an Bord, wenn Anordnungen zu treffen waren. Er scheint im Gegensatz zu dem sanguinischen und oft leichtsinnigen Hall ein vorsichtiger Mann gewesen zu sein. Chef der wissenschaftlichen Abteilung war der deutsche Arzt Dr. Emil Bessels, der mit germanischer Gründlichkeit eine ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeit leistete trotz der schwierigen Arbeitsbedingungen, die ihm beschieden waren, als nach Halls Tod alle Disziplin an Bord zusammenzubrechen schien. Die beiden Eskimos Hans Hendrik und Joe, die mit ihren Frauen und Kindern an der Fahrt teilnahmen, sollten später bei der abenteuerlichen Heimreise der Expedition, die sicherlich in der arktischen Geschichte ohne Seitenstück dasteht, von größter Bedeutung werden.

Mit großer Kühnheit schlug man mit der „Polaris" alle früheren Rekorde und gelangte bis 82° nördlicher Breite. Hier wurde man sich darüber klar, daß das offene Meer durchaus nicht so buchstäblich zu nehmen war, wie man bisher gemeint hatte. Wohl konnte man durch das Kanebecken und den Kennedykanal und nördlich darüber hinaus gelangen, aber an dem Punkt, wo das Land aufhörte und das eigentliche Polarmeer begann, stieß man auf eine Eisbarre, die kein Schiff durchdringen konnte.

Am 3. September, spät genug für arktische Verhältnisse, mußte man umkehren, um einen Überwinterungshafen zu suchen; man fand ihn auf 81° 38′ nördlicher Breite in einer Bucht, der man den Namen Thank God Harbour gab.

Nur notgedrungen hatte Hall auf 82° nördlicher Breite den Kurs wieder nach Süden gerichtet, aber Kapitän Budington und alle erfahrenen Seeleute an Bord hatten absolut darauf bestanden, daß es jetzt Zeit sei, einen Überwinterungshafen zu suchen, und dem hatte sich Hall beugen müssen.

Ein Schiffsrat wurde gehalten, und Halls Vorschlag, noch weiter in das Packeis einzudringen, wurde einstimmig verworfen.

Aber man muß es Hall lassen, daß er ein Mann des Entschlusses war. Schon im ersten Herbst war es ihm geglückt, alle früheren Schiffsrekorde zu schlagen. Jetzt brannte er vor Begierde, Rekognoszierungen anzustellen, und dann sollte im nächsten Frühjahr, zunächst solange das Eis fahrbar war, mit Hundeschlitten und später mit dem Schiff von neuem die Probe gemacht werden, ob sich das große Eismeer, das man unter den Schneeschauern

des Herbstes vor sich hatte liegen sehen, wirklich für die Schiffahrt öffnen würde. Sobald daher alles für die Überwinterung eingerichtet war und der Schnee die steinigen Hochflächen des umliegenden Landes bedeckte, brach der ungeduldige Hall wieder mit zwei Schlitten und 14 Hunden nach Norden auf, nur von einem Seemann und den beiden Eskimos Hans und Joe begleitet.

Am 10. Oktober verließ man trotz des schwindenden Tageslichts das Schiff; Hall konnte nicht warten. Man folgte dem Tiefland, das in östlicher Richtung hinten um das Polarisvorgebirge herumgeht. Nach einer mehrtägigen mühsamen Schlittenreise, auf der man durch tiefen Schnee nur ganz kurze Strecken zurücklegte, kam man endlich in eine große Bucht hinab und schlug von dort aus wieder den Kurs nach Norden ein.

Hall, der ein religiöser Mann gewesen zu sein scheint, benannte diese Bucht nach einem Pfarrer Newman, der der Expedition ein kleines Buch mitgegeben hatte, das drei hauptsächlich für Nordpolfahrer berechnete Predigten enthielt.

Man erreichte die Mündung der Newmanbai, wo man bei dem hohen Kap Brevoort an der Ostseite der Bucht auf offenes Wasser stieß. Von dem Gipfel des Berges hatte man Aussicht auf das Land auf der westlichen Seite des Robesonkanals, ein großes Land, das sich, soweit das Auge reichte, ausdehnte. Auch auf der Ostseite des Kanals schien sich Land weithin zu erstrecken, aber nahegelegene hohe Berge und Kaps versperrten die Aussicht.

Obgleich Hall auf dieser Exkursion nicht sehr weit kam, bekam er doch einen guten Überblick über die gewaltige Aufgabe, die seiner wartete. Nach Norden wollte er wieder ziehen, nach Norden, immer nach Norden, sobald nur die Sonne zurückkam und lange Reisen möglich machte.

Aber es sollte ihm nicht beschieden sein, das Ziel seiner Träume zu erreichen. Unmittelbar nach seiner Ankunft auf dem Schiff, am 24. Oktober, wurde er von einem Schlaganfall betroffen und starb wenige Tage darnach. Hall mit seiner großen Begeisterung war die treibende Kraft an Bord gewesen. Mit seinem Tod verlor die Expedition ihren führenden Geist, und jeder Gedanke an weitere Versuche, nach dem Nordpol vorzudringen, wurde sofort

aufgegeben. Es muß hervorgehoben werden, daß trotz der schwierigen Arbeitsverhältnisse, die jetzt an Bord herrschten, Dr. Bessels es fertigbrachte, eine wissenschaftliche Arbeit auszuführen, vor der man sich voll größter Achtung beugen muß.

Am 12. August 1872 kam die „Polaris“ wieder vom Eis frei und steuerte sofort nach Süden; aber man stieß auf so große Eishindernisse, daß man Anfang Oktober noch nicht zu den eisfreien Gegenden in der Umgebung von Kap Alexander gelangt war. Am 12. Oktober wurde das Schiff von einem heftigen Sturm überfallen, und der Glaube, daß man jetzt vor dem Untergang stand, ließ eine Panik an Bord ausbrechen. Kapitän Budington schien alle Befehlsgewalt verloren zu haben, und Offiziere wie Mannschaften warfen blindlings Lebensmittel auf das Eis hinab, im Glauben, daß es sich nur darum handle, sich vom Schiff auf das Eis zu retten.

In der Verwirrung, die dabei entstand, teilte sich die Expedition in zwei Teile. Kapitän Budington blieb mit einem Teil der Besatzung auf dem Schiff zurück, während zehn Amerikaner und neun Eskimos in dem Glauben, das Schiff sei dem Untergang geweiht, sich auf der Eisscholle einrichteten.

Die „Polaris“ widerstand dem Unwetter und trieb am 19. Oktober zwischen der Littletoninsel und der Cairnspitze in dünnes Eis hinein; hier blieb sie den Winter durch festsitzen. Die Schiffsbesatzung kam bald in Verbindung mit Eskimos, die ihr bei dem Transport von Lebensmitteln und Material, die vom Schiff aufs Land gebracht werden mußten, unschätzbare Hilfe leisteten. In kurzer Zeit war eine Hütte für die Überwinterung fertiggestellt.

Am 30. Mai trieb die „Polaris“ ins Meer hinaus, und man hatte jetzt keinen Ausweg, als zu versuchen, sich in Booten nach Upernivik durchzuschlagen. Am 3. Juni 1873 brach man auf und bereits am 23. war man so glücklich, auf der Höhe von Kap York in Verbindung mit dem schottischen Walfänger „Ravenscraig“ zu kommen, auf dem die Leute mit großer Gastfreundlichkeit aufgenommen und später nach Dundee gebracht wurden.

Nicht so gut erging es der Abteilung auf der Eisscholle. Steuermann Tyson scheint ein guter Organisator gewesen zu sein, jedenfalls hat er das Verdienst, daß sich in dem höchst abenteuerlichen Lager nicht eine vollkommene Anarchie entwickelte. Es

waren, wie oben gesagt, neun Eskimos, aber es waren Frauen und Kinder dabei, und nur zwei Jäger, Hans und Joe. Während der ganzen Drift waren es diese beiden, die alle frische Nahrung herbeischafften und die ganze Mannschaft retteten. Jetzt, da die weißen Männer sich nicht länger zu helfen wußten, ging man vollständig zu der Reisemethode der Eskimos über. Da die Eisscholle von großer Ausdehnung war, baute man Wohnhütten aus Schnee, und den ganzen Herbst sorgte man für genügende Ergänzung des Proviants, den man vom Schiff mitgenommen hatte. Aber als die dunkle Zeit kam, begann der Mangel. Man hatte nicht nur Stürme durchzumachen, die die schwimmende Insel ganz aufzulösen drohten, sondern die Dunkelheit selber hinderte die Jagd in dem Grade, daß man sich, um das Leben zu sichern, auf sehr kleine Rationen beschränken mußte. Anfang Januar 1874 war man bis 72° nördlicher Breite nach Süden gekommen; hier geriet man in eine Kälteperiode, in der die Temperatur oft auf 40 Grad unter Null ging. Man schlug sich durch, so gut es gehen mochte, aber alle waren jetzt von all den Leiden, die man jede Stunde des Tages durchzumachen hatte, stark mitgenommen. Am 2. Februar schoß Joe einen großen bärtigen Seehund; in ihrer Freude, endlich wieder reichlich Proviant und Speck zu haben, waren einige so gierig, daß diese erste Mahlzeit ihnen beinahe das Leben gekostet hätte. Am Ende des Monats wurde man von einem heftigen Sturm überfallen, der an der Eisscholle so stark wirkte, daß sie auf eine Größe von ungefähr 170 Quadratmeter verkleinert wurde; sie stellte nunmehr eine Zufluchtsstätte dar, die nicht die geringste Sicherheit bot. Man kann sich denken, mit welchem Entsetzen die armen Menschen dastanden und zusahen, wenn die See über ihre Eisscholle hinflutete und jedesmal ein Stück von ihrer lebenden Insel mit sich fortnahm.

Am 27. März wurde ein Bär geschossen, und es herrschte wieder Wohlbefinden. Man war jetzt ungefähr auf der Höhe von Kap Farewell. Aber jetzt war die Eisscholle so abgebröckelt, daß man sie verlassen und in die Boote gehen mußte. Nun lebte man noch abenteuerlicher als vorher; man mußte sich durch schaukelnde Eisschollen hindurchkämpfen, beständig in Gefahr, daß die Boote zerschmettert würden, und häufig mußte man bei dem vielen Manövrieren im Eis den kostbaren Proviant in Stich lassen.

Aber gerade, als man auf dem Punkt stand, den Kampf aufzugeben, wandte sich das Glück, indem am 22. April ein Bär erlegt wurde.

Am 28. kam ein Dampfer in Sicht, aber trotz aller Anstrengungen verschwand er wieder am Horizont, ohne daß sie bemerkt worden wären. Dieses Ereignis lähmte die Schiffbrüchigen fast vollkommen; auch am nächsten Tag, als wieder ein Dampfer vorbeifuhr, hatte man keinen besseren Erfolg. Endlich, am 30. April, klärte es sich nach einem Schneegestöber auf, und nun hatte man die Freude, ein Schiff ganz in der Nähe zu sehen. Beinahe wahnsinnig vor Freude über die bevorstehende Rettung und aus Angst, man könnte auch diesmal nicht beachtet werden, feuerte man Schüsse ab und versuchte eine improvisierte Flagge zu heißen. Die beiden Grönländer machten sich in ihren Kajaks auf, um an Bord des Schiffes zu gelangen; diesmal hatten sie Erfolg. Der Dampfer, ein Seehundfänger aus Neufundland, nahm die schwergeprüften Leute an Bord. Bis dahin waren diese Männer, Frauen und Kinder in den rauhesten Monaten des Jahres eine Beute von Wetter und See gewesen und waren bis zum 53. Breitengrad in die Höhe von Labrador gekommen. Gut sechs Monate waren sie im Eis getrieben und hatten eine Strecke von 25 Breitengraden, also mehr als 2700 Kilometer, zurückgelegt.

Man begreift das Aufsehen, das es erregte, als sie endlich am 13. Mai 1874 in St. Johns landeten; kein Wunder, denn noch in unsern Tagen gilt dieses Polarabenteuer für eins der merkwürdigsten, das jemals mit glücklichem Ausgang bestanden worden ist.

Abschied von unsern letzten Begleitschlitten.

Der Aufenthalt bei Halls Grab erhielt eine eigene sommerliche Stimmung infolge des stillen, milden Wetters und des warmen Sonnenscheins, der uns nach den drei Tagen Sturm im Petermannfjord wie ein freundlicher Gruß anmutete.

Die Sonne schien volle 24 Stunden hindurch, am angenehmsten in der kühlen Nacht mit dem schwächeren Licht. Ohne daß die Kälte uns störte, konnten wir uns der Tätigkeit widmen, die eine Folge des Umstandes war, daß wir zum letztenmal mit Sipsu und Inukitsoq zusammen waren. Sie sollten uns nämlich

hier verlassen, um, auf die Jagd angewiesen, den Weg nach Hause über Grantland einzuschlagen; mit ihnen konnten wir zum letztenmal einen Gruß nach Hause schicken mit dem Bescheid, wie es uns bisher ergangen war.

Ich habe schon erzählt, daß Sipsu in diesen Gegenden kein Neuling war. Er war ein erfahrener Reisender, der Peary oft auf seinen Nordpolreisen begleitet hatte, und er war wohlbekannt mit Grantland, ein ausgezeichneter Fänger, ein sicherer entschlossener Jäger, ein ruhiger Mann, auch wenn einmal etwas der Quere ging, und ohne Schwanken in einer gefährlichen Lage. Dabei war er hilfreich, immer guter Laune, nur angeregt von dem Risiko, das immer mit einer langen Fahrt verbunden ist, auf der der glückliche Ausfall der Jagd der dünne Faden ist, an dem das Leben hängt.

Sein Begleiter Inukitsoq war eigentlich nur mitgekommen, weil er Ajakos Bruder war. Er war ein gutmütiger Bursche, der sich auf keinem Gebiete besonders auszeichnete, aber in Sipsus Gesellschaft immerhin mit Vorteil dazu gebraucht werden konnte, die Lasten zu fahren, die auf einem Hilfsschlitten zu transportieren waren.

Diese beiden Männer sollten jetzt die geologischen Sammlungen, die auf der Strecke von Kap Constitution bis zum Polarisvorgebirge gesammelt waren, nach Süden bringen. Da wir keinen Proviant entbehren konnten, sollten sie den Weg über Fort Conger, Greelys berühmten Überwinterungsort, nehmen, in dessen Umgebung jederzeit Moschusochsen zu finden waren.

Auch wir selbst hatten mit der Möglichkeit gerechnet, das Hallbecken zu queren, um uns auf Grantland zu verproviantieren, ehe wir den Kurs nordwärts nach den unbekannten, unsichern Jagdgebieten nahmen. Aber da wir vorläufig genug Hundefutter hatten, gaben wir den Gedanken auf. Wir konnten kaum erwarten, dasselbe gute Eis anzutreffen, das wir an der Küste des Hallbeckens gehabt hatten, wo das große Land, das sich zwischen dem Robesonkanal und dem Sherard-Osborne-Fjord ausdehnt, den gewaltigen Druck des Polarmeers abhält. Dort findet sich nicht ein einziger Preßrücken auf dem Eisfuß, der an gewissen Stellen sehr breit und leicht zu befahren war, an andern Stellen jedoch zu schmal war für das Durchkommen mit Schlitten.



Ein kleines Eskimomädchen.



Auftauchendes Walroß.

Gegen Abend kamen die verschiedenen Jagdpartien zurück. Inukitsoq und Hendrik, die ungefähr bis zur Newmanbai gekommen waren, hatten nichts Lebendiges gesehen, nicht einmal alte Spuren. Ajako und der Bootsmann, die sich auf der Halbinsel landeinwärts gewendet hatten, hatten dagegen einige Hasen erlegt.

Zum letztenmal kampieren wir jetzt mit drei Zelten und halten ein bescheidenes Festmahl von den frisch geschossenen Hasen. Das schöne Wetter dauert an, und wir halten uns kaum in den Zelten auf; es ist viel schöner draußen im Freien.

Zwei Steinmale auf den Bergen in der Nähe unseres Lagers werden besucht, aber keine Berichte gefunden; neben dem einen liegt ein großer flacher Stein mit der Inschrift „A. A. Odell 1872 R. W. C.“, einem der Maschinenmeister der „Polaris“.

Die Gegend ist schön, auch wenn die Geschichte ihre ernste Sprache zu uns spricht; es ist ja ein Friedhof, wo wir lagern, und die Männer, deren Geschick sich hier vollendete, waren junge und mutige Männer, die hier Strapazen begegneten, denen ihr Körper nicht gewachsen war.

Uns gegenüber überwinterte die „Discovery“ 1875—1876, und ein Stück weiter nördlich im selben Jahr die „Alert“. Beide Schiffe mußten tapfere und unerschrockene Männer ihrer Besatzung der Erforschung dieses Landes zum Opfer bringen. Und nicht weit von uns lag die Lady-Franklin-Bai, wo die Greely-Expedition überwinterte — eine Expedition, die den Anlaß zu der größten Tragödie gegeben hat, die sich jemals auf diesem Boden abgespielt hat.

Es ist teuer erkauftes Land, auf dem wir stehen; seine Erforschung hat manchem jungen, willenskräftigen Menschen das Leben gekostet. Aber für jeden, der stürzte, meldeten sich andere, und so rückt unser Wissen von den nördlichsten Gegenden unseres Erdballs beständig weiter vor nach Norden.

Nach Norden, immer weiter nach Norden!

In weichen, ebenen Linien breitet sich das Land vor unserm Zeltplatz nach Kap Tyson hin aus. In sanften Wellenzügen liegt vor unsern Blicken das Land, das nur eine Wüste von Stein, Grus und Sand ist.

Bei Kap Tyson ändert das Bild seinen Charakter; wilde

Berge begleiten den Petermannfjord bis zu seinem Ende, wo das Inlandeis beginnt, und umrahmen dunkel und drohend das blanke, blaue Eis des Fjords. Vor diesem Hintergrund jagt der Wind große treibende Wolken zum Fjord hinaus. Dort scheint die Luft niemals in Ruhe zu sein, und während wir weit vor der Mündung im goldenen Frühling liegen, tauchen über den Klippen im Innern des Fjords starke Unwetterfarben auf und verschwinden wieder.

Wieviel f uchtbarer wirkt dagegen Grantland, das nicht weniger historische Land, von dem uns nur der schmale Robesonkanal trennt. Auch hier sind die Berge von großartigen und phantastischen Formen; aber das ebene Land dehnt sich nach allen Richtungen in weite Fernen aus. Landeinwärts sieht man durch breite Schluchten einen Schimmer der großen Täler, in denen Hunderte von Moschusochsen an den breiten Flußläufen weiden und in denen Tausende von Hasen sich wie Lawinen über die Ebenen dahinwälzen, neugierige weiße, wollige Herden, die so unermeßlich an Zahl sein können, daß die Erde selbst zu leben scheint.

Diese ganze große weiße Landschaft hat ihren Mittelpunkt in der hohen Ballotinsel, die an der Mündung der Lady-Franklin-Bai stolz emporragt wie eine himmelstürmende Denksäule des Kampfes um den Nordpol. Ein Denkmal hier an der Schwelle, wo der Schlachtruf immer war:

Nach Norden, immer weiter nach Norden!

Viertes Kapitel.

Von Kap Sumner bis Dragon Point.

Wir brachen am 2. Mai um 10 Uhr auf und fanden die schlechte Bahn, die wir erwartet hatten. Infolge ihrer ganzen Lage muß die Polarishalbinsel wie ein Keil mitten in der starken Drift von Eisschollen wirken, die unter dem Druck der ganzen Lincolnsee sich an dem großen Kap vorbei Bahn brechen und in den schmalen Robesonkanal hineingemahlt werden. Um 12 Uhr nachts hatten wir Kap Sumner fast erreicht und lagerten völlig erschöpft. Auch die Hunde ermatteten in dem Preßeis merklich, und in dem Augenblick, da das Haltsignal ertönte, blieben sie halb übereinander die ganze Nacht liegen, ohne sich von der Stelle zu rühren, wo sie umgesunken waren.

Die Beschaffenheit des Eises ließ erkennen, daß bis weit in den Herbst hinein längs des Landes offenes Wasser gewesen war. Von Halls Grab bis Kap Lupton fuhren wir daher auf ausgezeichnetem Eis, aber hier wechselte es den Charakter, und da es uns nicht möglich war, dem Gezeitengürtel zu folgen, kamen wir oft in Preßeisrücken hinein, die sich in einer Höhe von 10 bis 15 Meter vor uns auftürmten. Es war undenkbar, über diese großen Eisblöcke hinwegzufahren, die wie von einer Riesenhand hingeworfen durcheinanderlagen. Stundenlang mußten wir haltmachen, um mit den Eisäxten einen Weg für die Schlitten zu bahnen.

Die Preßeisrücken waren an einigen Stellen hoch ans Land hinaufgepreßt und lagen in schönen Farben spielend wie ein prachtvolles Diadem um den Eisfuß, wenn die Strahlen der Sonne sich an den vielen glänzenden Kristallen brachen.

Während das Land südöstlich von Halls Grab niedrig ist, mit einigen abgerundeten Hügeln, erhebt sich an der Nordküste eine steile Klippenmauer mit schönen schwarzen und braunen

Zeichnungen an den gewaltigen Flanken. Ein Schneeschauer ist eben über die nadelspitzen Zinnen hingezogen, und sie bilden nun einen weißen, strahlenden Kontrast zu den tiefer gelegenen dunklen Wänden.

Ein Sturm weht aus Südost, und die Windstöße kommen mit einer solchen Kraft von den Bergen herab, daß es unmöglich ist, ihrem Anprall zu widerstehen. Mit großer Mühe gelingt es uns, die Zelte zu errichten, und sobald wir uns durch ein wenig Nahrung gestärkt haben, gehen der kleine Hendrik und ich auf dem Eisfuß



Von Kap Sumner bis Dragon Point.

nach der Newmanbai, um zu rekognoszieren. Wir klettern auf den Eisfuß hinauf und kriechen langsam gegen den brausenden Sturm an. Was wir zu sehen bekommen, ist nicht sehr ermutigend; morgen müssen wir uns wieder mit den Äxten Bahn brechen, um in die Bucht zu gelangen, wo das Eis eben zu sein scheint. Wir ersteigen die Felsen, um einen Überblick über die Stellen zu gewinnen, wo wir uns am leichtesten einen Weg bahnen können, und kehren dann zu den Kameraden zurück. Vorübergehend überwältigen uns Müdigkeit und Schmerzen in den windgepeitschten Gesichtern, und wir suchen Schutz hinter einem Eisrücken.

Während wir vergebens versuchen, eine Weile zu schlafen, wenden sich unsere Gedanken immer wieder zurück zu Markhams Reise über dasselbe Polareis, dessen Eisspritzer am Land wir jetzt durchdringen wollen.

Markhams Reise über das Polarmeer.

Ich habe an andern Stellen davon gesprochen, welch geringen Eindruck uns die Naturerscheinungen machten, die unsere Vorgänger so oft in sprachlose Bewunderung versetzten. Aber hier, wo ich das erstemal in meinem Leben über das mächtige Meer des Pols hinblickte, mußte ich schweigen, weil mir die Worte fehlten, die Stimmung auszudrücken, die das lebende und doch eisgebundene Meer in meinem Gemüt auslöste. Dieser unendlich ferne Horizont, an dem man nach allen Seiten nur die endlose weiße Eisdecke sieht, die ohne das Gleichmaß der Ebene unruheerfüllt daliegt, ist wie ein Naturepos, vor dem man verstummt.

Und während der Wind um uns saust und die steilen Berge von Kap Sumner drohend über unsern Köpfen stehen, zwingt mich die Umgebung, alles wieder zu durchleben, was die zähen Engländer von der Nares-Expedition hier gelitten haben. Vor mir habe ich die Nordostküste von Grantland und in einem blauen Streifen am Horizont die schwachen Umrisse von Floeberg Beach, dem Überwinterungshafen der „Alert“.

Nares' Expedition 1875—1876 wurde auf Kosten des englischen Staates und der Königin Victoria unternommen und war mit allem ausgerüstet, was man zu jener Zeit für eine Polarexpedition als notwendig erachtete; in keinem Punkt hatte man Rücksicht auf die Kosten genommen.

Die Expedition, die am 29. Mai von Portsmouth abreiste, kam mit drei imponierenden Schiffen nach Disko; von hier wurde das Schiff „Valorous“ zurückgeschickt, so daß Nares nun über zwei große und starke Schiffe, „Alert“ und „Discovery“, verfügte. Es war geplant, daß das eine von den Schiffen den 82. Breitengrad überschreiten und sich dort einen Winterhafen suchen sollte; das andere dagegen sollte soweit wie möglich nach Norden vordringen.

Das Ziel der Expedition war der Nordpol, und sobald man an Kap York vorbei war, arbeitete man sich ganz systematisch

nordwärts, indem man an allen dafür geeigneten Stellen Depots anlegte, die im Falle eines Schiffbruchs benutzt werden sollten. Zugleich errichtete man Steinmale, worin man Nachrichten für etwaige Suchexpeditionen niederlegte. Es war eins dieser Depots, das wir bei Kap Morton gefunden hatten.

Plangemäß nahm die „Discovery" in der Lady-Franklin-Bai Winterquartier, während die „Alert" sich weiter Bahn brach und am 25. August die Nordspitze von Grantland erreichte, wo man bei Floeberg Beach überwinterte.

Sogleich bei Frostbeginn unternahm man verschiedene Exkursionen, kam aber leider bald zu der Erkenntnis, daß die von dem weißen Mann erdachte Reisetechnik in diesen Breitengraden kaum anwendbar sei. Man hatte in Disko den Grönländer Frederik angeworben und außerdem den jetzt berühmten Hans Hendrik, der als Schlittenführer an den Expeditionen von Kanes, Hayes und Hall teilgenommen und daher große Erfahrung im Fahren mit Hunden hatte. Es war eine energische Expedition, die alle Möglichkeit ausnutzen wollte. Schon am 26. September machte sich Leutnant Aldrich mit dem Grönländer Frederik, zwei Matrosen, zwei Schlitten und vierzehn Hunden auf, um die Gegend bei Kap Joseph Henry zu untersuchen. Aber schon am 5. Oktober kam er zurück mit nur elf Hunden; ein Schlitten war zurückgelassen worden, und die Hunde waren infolge des tiefen Schnees schwer erschöpft. Aus dieser Rekognoszierung scheint man den voreiligen Schluß gezogen zu haben, daß Hunde zu Expeditionsreisen in diesen Gegenden ungeeignet seien. Die Folge war jedenfalls, daß man sie nicht weiter zu Langfahrten benutzte, sondern es vorzog, die Schlitten von Männern ziehen zu lassen, ein konservatives Verfahren, das die Expedition von Nares teuer zu stehen kam. Hätten sie sich, statt sich auf ihre eigenen neugebildeten Erfahrungen zu verlassen, das einzig dastehende Wissen zunutze gemacht, das Hans Hendrik sich durch seinen mehrjährigen Aufenthalt unter den Eskimos erworben hatte, so wären nicht bloß Menschenleben geschont worden, sondern die Expedition hätte auch ganz andere Ergebnisse gehabt.

Der Winter wurde vorzüglich überstanden, und es scheint im Gegensatz zu vielen andern Expeditionen hier das beste Verhältnis zwischen Mannschaft und Offizieren bestanden zu haben. Man richtete ein Theater ein und spielte Unterhaltungsstücke und

Schauspiele, man veranstaltete einen Unterrichtskursus für die Mannschaft, und die ganze Dunkelzeit verging mit Unterhaltung und nützlicher Beschäftigung.

Schon Anfang April 1876 begab man sich auf die großen Schlittenreisen, die im Osten, auf dem Meer im Norden und im Westen die Aufgaben der Expedition lösen sollten. Wir wollen hier nur Markhams Reise schildern.

Es war seine Aufgabe, soweit wie möglich nach Norden, am liebsten bis zum Nordpol vorzudringen. Er brach mit einer Begleitung von 19 Mann mit Schlitten auf, auf die Proviant und Gepäck so verteilt waren, daß jeder Mann 110 Kilo zu ziehen hatte. Außer den Schlitten wurden zwei Boote mitgeführt, viel zu schwere und unhandliche Fahrzeuge für eine solche Zugschlittenreise. Schon bald nachdem man das Land verlassen hatte, wurde der erste Schlitten zurückgelassen. Täglich kämpften diese Männer einen furchtbaren Kampf gegen die natürlichen Hindernisse auf ihrem Wege und gegen die Kälte, und es dauerte nicht lange, so fingen sie an, unter Erfrierungen zu leiden. Aber diese überwanden sie doch einigermaßen; erst als Krankheit hinzutrat, der gefürchtete Skorbut, war die Expedition nahe daran, vollständig zusammenzubrechen. Schon am 19. April wurde festgestellt, daß drei von der Mannschaft von dieser gefürchteten, schrecklichen Krankheit befallen waren. Am 24. wurde der 83. Breitengrad überschritten; nicht weniger als fünf Mann waren krank und arbeitsunfähig. Am 7. Mai ist die Lage die, daß drei Mann mit dem Gepäck gezogen werden müssen, während zwei von den Kranken sich noch selbst forthelfen können, doch so, daß sie kaum gehen können. Am 10. Mai ist Markham sich darüber klar, daß es hoffnungslos ist, weiter vorzudringen, und während die Kranken zwei Ruhetage erhalten, unternimmt er mit den kräftigsten eine Exkursion, die ihn bis auf 83° 26′ nördlicher Breite führt, den nördlichsten Punkt, der je erreicht worden war, ein Rekord, der viele Jahre unangefochten bleiben sollte.

Die unzweckmäßige Ausrüstung gehörte der Zeit an, und wir, die wir ein halbes Jahrhundert später kommen, mit all der Erfahrung, die man seitdem gesammelt hat, können nur die größte Bewunderung hegen für das, was diese Menschen unter den größten Leiden ausführten, als sie sich durch das unwegsamste

Gelände der Welt vorwärts kämpften, an einer Krankheit leidend, durch die die Kälte noch unerträglicher wurde.

Beim Antritt der Rückreise mußten fünf Mann gefahren werden, während fünf andere nur darum imstande waren zu folgen, weil man die Wegstrecke, um alles fortschaffen zu können, dreimal zurücklegte. In der Nähe des Landes werden noch drei Mann krank, und da nur noch zwei Offiziere und zwei Mann übrig sind, beschließt man endlich, das andere Boot zurückzulassen, mit dem man sich beständig abgeschleppt hatte, in der Erwartung, auf offenes Wasser zu stoßen.

Am 5. Juni wird das Land erreicht, und nach einer Ruhe von zwei Tagen hat Leutnant Parr so viel Kraft, um die Strecke bis zum Schiff zu Fuß zurückzulegen und Entsatz für seine Kameraden zu holen. Eine Hilfsexpedition wurde augenblicklich ausgeschickt und alle Mann nach dem Schiff gebracht. Aber mehrere waren bereits so angegriffen, daß sie trotz aller Pflege starben, nachdem sie den Hafen erreicht hatten. Es waren auserlesene Männer gewesen, die das Schiff verlassen hatten, aus einer großen Mannschaft ausgewählt. Aber was vermögen selbst Jugend und Kraft, wenn der ganze Körper vom Skorbut untergraben wird!

Dies ist in knappen Worten die erste Reise über das Polareis, das wir jetzt vor uns haben. Die Saga, die hier mit Eisäxten geschrieben wurde, hat die düsteren Töne, die die Umgebung ihr verleihen mußte. Ein großer und schöner Rekord war erreicht, und Markham hatte für ewige Zeiten seinen Namen in die Liste der hervorragendsten Polarforscher eingeschrieben; aber hart war die Reise, und teuer erkauft wurden die Erfolge; denn das große kalte Polarmeer fordert seine Opfer von jedem, der versucht, seine Geheimnisse zu entschleiern.

* * *

Hendrik und ich erhoben uns, steif vor Kälte; aber jetzt trieb der Wind uns heim, und bald kehrte die Wärme in den Körper zurück. Oft werden wir an glatten Stellen gegen die Preßeisrücken geschleudert, die uns ohne Wohlwollen empfangen, und mit wirklicher Freude kommen wir zerschlagen um 4 Uhr morgens bei unsern schlafenden Kameraden an.

Es ist eine kalte und ungastliche Küste.

3. Mai. Unsere Zelte hatten wir zwischen zwei großen Preßrücken dicht am Eisfuß errichtet, um Schutz vor dem Sturm zu haben.

Die Landschaft wäre düster gewesen, wenn nicht der warme Sonnenschein darüber gelegen hätte; er gab Leben und Farbe. Selbst die steilen Felsen hinter uns mit ihren jähen Abstürzen erhielten durch die Sonne Wärme und Abwechselung.

Wir hatten gehofft, bei ruhigem Wetter zu erwachen, weil die Windstöße es so beschwerlich machen, auf dem blanken Eis zwischen den großen Preßrücken zu manövrieren. Bei Sturm wird man unbarmherzig umgerissen, und die Hunde, die ihre Klauen im Kampf der letzten Tage auf dem Glatteis abgenutzt haben, werden in Bündel zusammengewirbelt und auf die Schlitten geschleudert, wo sie liegenbleiben, bis eine Pause zwischen den schweren Windstößen Zeit gewährt, wieder ein Stück vorwärtszukommen.

Dasselbe Wetter heute wie gestern; um rasch aus dem schwierigen Gelände herauszukommen, nehmen wir unsere Kräfte zusammen und erreichen wirklich im Laufe des Tages das große stark gefaltete Kap Sumner; jetzt können wir uns beim Überschreiten der Newmanbai bei besserer Bahn erholen.

Ich sehe kein Neueis in der Bucht. Alles ist jahrealtes Polareis, uneben und hügelig, schneefrei und glatt, aber doch einigermaßen leicht zu passieren, ohne daß wir zu den Äxten greifen müssen. Am späten Nachmittag schlagen wir das Lager bei Kap Brevoort auf, einem hohen Kalksteinberg, der wie ein Gegenstück zu Kap Sumner aussieht. Diese so monumentalen Küstenberge bilden würdige Denkmäler für die beiden Senatoren, die Hall mit dieser Benennung hat ehren wollen. Von ihren Gipfeln hat man nicht nur eine Aussicht über das Polarmeer und die nördliche Küste von Grönland, sondern man sieht auch weit in das Land hinter der Newmanbai hinein, das gleichmäßig ansteigt und nach dem Inlandeis zu in einer großen Hochebene endet.

Der Erfolg, den Halls Leute auf ihren verschiedenen Jagdexpeditionen hier in der Nachbarschaft gehabt haben, führt uns in Versuchung, von neuem das Glück zu versuchen. Die Moschusochsen haben seit jenen Tagen im Jahre 1871 viele Jahre ununterbrochener Schonzeit gehabt, und zwei Mann werden daher ausgesandt, einen Versuch zu machen. Ajako und der Bootsmann

schweifen ungefähr zehn Stunden in dem steinigen Land umher und kommen spät abends müde und mit schmerzenden Füßen zum Zelt zurück, ohne ein Zeichen von Wild gefunden zu haben.

4. Mai. Ein Tag folgt dem andern in dieser Zeit mit großer Einförmigkeit. Alle unsere Versuche, für uns selbst und für die Hunde Wild zu beschaffen, mißglücken, aber noch haben wir so viel, daß wir bei vollen Rationen die Reise fortsetzen können.

* *
*

Es ist ein monotoner und anstrengender Kampf, sich durch das Polarpackeis durchzuschlagen. Stunde für Stunde vergeht in derselben Weise; bald ist es die Axt, die die Eisblöcke zertrümmern muß, bald sind es die umgestürzten Schlitten, die aufzurichten sind, und endlich die Hunde, die mit eiserner Disziplin zwischen all den scharfen und glatten Eisblöcken vorwärts getrieben werden müssen, wo sie nur schwer so viel Halt finden können, daß es gelingt, die Schlitten ohne Aufenthalt durch die schwierigen Stellen hindurchzupressen.

Bei all den großen Kaps läuft das gleiche aufgepreßte Polareis wie eine sperrende Mauer auf den Eisfuß hinauf, deren Überwindung für uns hoffnungslos ist; wir müssen uns daher im Gezeitengürtel auf Glatteis vorwärtsarbeiten oder müssen, wenn das nicht geht, die ganz vereinzelten Stellen aussuchen, wo eine späte Rinne vom Januar oder Februar einen Arm mit jungem Eis nach dem Land zu ausgestreckt hat. Doch vermeiden wir soweit wie möglich, zu weit aufs Meer hinauszukommen, weil diese neuen Eisrinnen oft blind enden und uns in ein Gewirr von Eispressungen führen.

Im Verlauf des Vormittags passieren wir Gap Valley (Schlundtal), wo Beaumont und seine Leute ihre schweren Zugschlitten aufs Land zogen, da ihnen auf ihrem Weg bei Kap Brevoort offenes Wasser den Weg versperrte. Das Tal bildet hier, wie der Name andeutet, einen breiten Schlund zwischen zwei steilen Bergen, ein steiniges und zerklüftetes Tal, das landeinwärts nach dem großen Tiefland bei der Newmanbai führt. Wir, die wir unsere Hunde zur Hilfe haben, können nicht anders, als uns in tiefer Achtung vor jenen kranken und entkräfteten Männern beugen, die ihre schweren eisenbeschlagenen Schlitten über das unwegsame

Gelände mit den vielen großen Steinen, die vom Schnee entblößt daliegen, selber ziehen mußten. Mag sein, daß jene alten Bahnbrecher unpraktisch ausgerüstet waren, aber welche Zähigkeit und welchen Stolz müssen diese ausdauernden und baumstarken Matrosen besessen haben, die die Zugtiere der ersten Polarfahrer waren!

Ungefähr beim Repulsehafen gelingt es uns, auf einen Eisfuß hinaufzukommen, der sich befahren ließ. Doch türmen sich an manchen Stellen riesige Sikussaqpressungen in Wällen von 10 bis 30 Meter Höhe empor. Solche Erscheinungen zeugen von den Kämpfen, die alljährlich zwischen dem krachenden, vom Strom getriebenen Eismeer und den Felswänden, den Vorposten des Landes, ausgefochten werden. Inukitsoq, der auf einer von Pearys Nordpolexpeditionen an der Nordküste von Grantland überwintert hat, erinnert sich, Risse und offene Wasserflächen bis weit in den Winter hinein gesehen zu haben. Vor Februar oder März scheint das Eis hier zwischen Grönland und Grantland selten fest und zuverlässig zu sein.

Beim Repulsehafen kamen wir an einem Steinmal vorbei, wo wir in einer leeren Kognakflasche folgenden Bericht Pearys fanden:

8. Juni 1900.

Komme hier auf meinem Weg nach Fort Conger vorbei. Ich verließ Etah am 4. März und Conger am 15. April. Erreichte Lockwoods nördlichsten Punkt am 8. Mai, die nördliche Grenze des grönländischen Archipels am 13. Mai; einen Punkt auf dem Meereis nördlich davon auf 83° 50′ nördlicher Breite am 16. Mai und einen Punkt tiefer an der Ostküste in etwa 83° am 21. Mai. Über eine Woche folgten uns Nebel, Wind und Schnee. Dies machte die Reise sehr schwierig und verzögerte die Rückkehr. Es ist dies mein sechzehnter Marsch von meinem nördlichsten Punkt und der neunte von Lockwoods nördlichstem Punkt. Passierte gestern die Schwarzhornklippen unter großer Schwierigkeit über loses Eis. An diesem Punkt ist jetzt offenes Wasser, und eine Rinne von offenem Wasser diesseits von Kap Brevoort, die sich deutlich quer über den Kanal erstreckt. Bei mir sind mein Diener Matthew Henson, ein Eskimo, 16 Hunde und 2 Schlitten, alle in guter Verfassung.

Diese Schlittenreise ist ein Teil eines Programms arktischer Forschung, die von mir unter den Auspizien und mit den Mitteln des Peary Arctic Club in New York unternommen wurde.

R. E. Peary, U. S. N.

Wir waren jetzt von den Eispressungen frei und genossen die ebene Bahn auf dem Eis im Innern des Fjords. Aber leider glitten die Schlitten hier schwer auf dem Schnee, der voll von feinen Sandkörnern und Kies war und unsere Eisenschienen stark hemmte. Nur mit äußerster Mühe konnten wir die Hunde dazu bringen, einen langsamen Trab einzuhalten, der uns indessen gut vorwärts brachte. Hier auf dieser Küstenstrecke fand Wulff eine lebende Steinbrechart mit voll entwickelten Blüten auf zollhohen Stengeln. In voller Blüte war sie plötzlich vom Winter überrascht worden, den sie über sich hatte hingehen lassen, als ob er gar nicht existierte, und jetzt, da Frühling und Sonne den Schnee wieder schmelzen, lebte sie ruhig weiter. Alle ihre Gewebe waren voll Leben, obgleich die Temperatur der Luft 11 Grad unter Null betrug und in diesem Jahr noch kein Tauwetter gewesen war.

Ungefähr bei den Schwarzhornklippen schlugen wir nach zwölfstündiger Fahrt unser Lager auf, da weder die Hunde noch wir selbst weiter konnten. Nach einem kleinen Mahl und einer erquickenden Tasse Tee erstieg ich mit den Eskimos die Berge, um mich zu unterrichten, welche Aussichten sich für das Vorwärtskommen am nächsten Tage boten. Das Eis war dasselbe wie an den vorhergehenden Tagen; trotz aller Schwierigkeiten war dies eine freudige Überraschung, denn die Schwarzhornklippen, die ohne Andeutung eines Eisfußes steil ins Meer abfallen, haben sehr unzuverlässige Eisverhältnisse; oft gibt es hier offenes Wasser.

Landeinwärts hatten wir eine Aussicht über ebenes Land mit hügeligen Höhen, die fast ausschließlich aus Kies, mit Lehm und Grus vermischt, bestanden; trotz dieses Mangels an Vegetation wirkte die Aussicht mit ihren sanften, ruhigen Linien doch freundlich. Im Hintergrund erhob sich der mächtige Mount Punch, breit und solid, mit einer weißen Schneemütze auf seinem Scheitel.

Das Land war schneefrei, und vergebens durchforschten wir mit unsern beiden guten Fernrohren alle Ebenen, Täler und Schluchten. Nicht ein Hase, geschweige denn ein Moschusochse war zu sehen.

Von unserm sturmumsausten Aussichtsberg konnten wir sehen, wie das Land drüben in Grantland sich wie blaue Nebelbänke weit, weit nach Nordwesten in einem Meer von Eis verlor. In weiter Ferne erkannte Inukitsoq das Kap Sheridan, das der Überwinterungshafen von Nares 1875—1876 war und später der von Peary auf zwei seiner Nordpolexpeditionen.

Wenn man von hier über diese große Fläche von zusammengestauchtem, grobem Polareis blickt, mit ihren vereinzelten kleinen Tümpeln mit Neueis, so muß man die größte Bewunderung für den alten englischen Seemann hegen, der bereits vor vierzig Jahren den Weg für Schiffe so nahe zum Nordpol gewiesen.

*   *
*

5. Mai. Wie gewöhnlich haben wir unsern Lagerplatz auf dem Eis draußen zwischen den allerhöchsten Eiswällen gehabt, um gegen den wütenden Sturm geschützt zu sein, der vom Eisfuß herabstreicht und das Zelt mit Schauern von Schnee und Grus peitscht. Nur ungern erhebt man sich morgens in diesem ungastlichen Land, wenn man den Tag nach einer guten Nachtruhe im warmen Schlafsack wieder beginnen soll. Jede Tagereise fängt mit einer kleinen Rekognoszierung an. Ein oder zwei Mann begeben sich mit Eishacken bewaffnet seewärts, um die ersten Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Es ist immer gut, so schnell wie möglich vom Lagerplatz wegzukommen, denn nichts ist so deprimierend, als wenn man lange die Stelle sehen kann, wo man zuletzt geschlafen hat.

Es zeigte sich bald, daß wir auf unserm Weg nach der See rasch auf einigermaßen gutes Eis kamen. Allerdings war es altes Sikussaq mit glatten, abschüssigen Seiten und heimtückischen Vertiefungen. Aber dieses alte Eis wechselt mit leichter Bahn ab, und so kam es, daß wir zu unserer großen Überraschung schnell über die Stelle wegkamen, wo wir uns auf einen harten Kampf für die Weiterfahrt gefaßt gemacht hatten. In der Nähe von Kap Stanton kamen wir wieder auf den Eisfuß hinauf, der an der Außenseite überall einen Wall von 5 bis 20 Meter hohen Eispressungen hatte. Die Pressungen hatten wir damit umgangen, aber für die Hunde war es eine schwere Arbeit, die Schlitten auf dem lehmigen Schnee vorwärtszuziehen.

Auf der gestrigen Tagereise hatten wir die Spuren von zwei Polarwölfen gesehen, einem sehr großen Männchen und einem Weibchen, die vor einigen Tagen in derselben Richtung getrabt waren, in der wir uns jetzt vorwärts mühten. Heute haben wir wieder dieselbe Spur, und die Hunde, die die fremden Tiere wittern, werden durch die Hoffnung auf eine möglicherweise bevorstehende Jagd ein wenig belebt. Auch uns beschäftigen die Spuren; denn wo Wölfe sind, pflegen in der Regel auch Moschusochsen zu sein, und wir sehnen uns alle nach frischem Fleisch. An nicht wenigen Stellen des Landes sehen wir Exkremente von Moschusochsen, aber sie sind leider sehr alt und mit Moos bewachsen.

Vorläufig ist die einzige Abwechslung der heutigen Tagereise, daß wir auf unserm anstrengenden und ermüdenden Marsch längs der einförmigen, unfruchtbaren Küste zwei schöne Buchten passieren. Die eine ist die Handbai mit zwei friedlichen Tälern im Grunde, von hohen Bergen umrahmt, die das Idyll noch mehr hervorheben; im Innern der Bucht ist das Eis eben und macht den Eindruck, als wäre es während der Sommerwärme ganz geschmolzen gewesen. Ebenso ist es in der Franklinbai, die mit einer ganz schmalen Mündung in das Land einschneidet, um sich dann stark zu erweitern. In ihrem Hintergrund erhebt der Mount Punch mit dem gemütlich klingenden Namen sein schneebedecktes Käppchen verwegen bis in die Wolken.

Der Sturm scheint der einzige Gast in diesen rauhen Gegenden zu sein, wo nicht einmal der Schnee sich wie eine Daunendecke über die arme Vegetation legen darf, die eine milde Gabe des Sommers für Insekten, kleine Vögel und umherstreifende Hasen und Lemminge ist. Doch war hier genug Futter für Moschusochsen; denn überall, wo kleine, schluchtenartige Vertiefungen Schutz vor dem Schnee bieten oder wo ein Fluß sich den Weg von einem See nach dem Meer herab bahnt, wachsen reichlich Gras und Weiden.

Das Jagdergebnis des Tages besteht in drei mageren Schneehühnern. Eins davon war so zahm, daß Harrigan sich so nahe heranschleichen konnte, daß er es ohne Mühe mit den Händen greifen konnte. Die Schneehühner werden mit unserm Haferbrei zusammengekocht und verleihen ihm durch die scharfe wohlschmeckende Brühe einen neuen, guten Geschmack.

Unsere zwei Zelte sind unter einem steilen Eiswall errichtet, der durch den Druck des Meeres zu einer Höhe von 30 Meter über den Eisfuß hinaufgepreßt ist. Dieser Wall sieht phantastisch aus mit seinen vielen kantigen Eisblöcken, die übereinandergeworfen sind und einen wohltuenden Schutz gegen den Wind gewähren. Der Platz heißt sehr passend Rest Point, Rastspitze. Die Tagereise war lang gewesen, 15 Stunden, und wir alle genießen nach der letzten Bergwanderung die gesegnete Ruhe, die sich über unsere müden Glieder wie der Regen über einen durstenden Acker ergießt.

6.—7. Mai. Es wird 6 Uhr nachmittags, ehe wir zum Abmarsch bereit sind. Auch heute wieder ist der Eisfuß schwer passierbar. Die Schlitten können auf all dem Kies und Sand, der auf dem Schnee zusammengeweht ist, kaum gleiten, und die Hunde haben daher große Mühe, sie vorwärts zu bringen. Die Küste ist öde, einförmig und niederschlagend. Der Eisfuß, dem wir folgen, ist an seinem inneren Rand von niedrigen charakterlosen Schutthügeln bedeckt, ganz ohne Abwechslung in der Form, die sonst anregend wirkt. Alles, was wir um uns sehen, trägt den Stempel des eisenharten Klimas dieses Landes. Der ewige Sturm hat die ganz geringe Andeutung der Vegetation flach auf die Erde gedrückt, nichts hat Zeit gehabt, sich ein wenig aufzurichten. Alles Leben des Bodens liegt unter dem Joch des Frostes und des Sturms.

Wir kriechen wie die Schnecken von Landzunge zu Landzunge, wo jeder Punkt, den wir vor uns sehen, dem gleicht, den wir eben verlassen haben. Die ganze Küste ist geschoren und abgestutzt, von Preßeisrücken blockiert und in einem Ozean von Eis eingefroren.

Wir machen zwischendurch halt, um den Hunden eine kurze Rast zu gewähren; unterdessen wandern wir selber über die Sandwüste, ohne daß irgend etwas uns zur Fortsetzung der Reise ermutigte. Die drückende Einförmigkeit des Todes scheint allein in dieser Gegend zu herrschen.

Während der Fahrt fällt mein Auge plötzlich auf ein Stück Holz, das von Menschenhand an einer in die Augen fallenden Stelle neben einem Steinhaufen angebracht ist. Obgleich es in seiner Weise Botschaft bringt von andern Menschen, die diese Küste befahren haben, ist die Stimmung doch so, daß man unwillkürlich an Gräber denkt. Ich eile hin, um zu sehen, ob es

nicht vielleicht eine traurige Erinnerung an Beaumont ist, entdecke aber rasch, daß die Stelle nur der Aufbewahrungsort für ein Proviantdepot gewesen ist, vielleicht die Rettung für die, die es hungrig und ermattet auffanden.

Die Küste geht scharf und gerade nach Nordosten und gestattet keine Aussicht nach vorwärts, kleine Vorsprünge verdecken beständig den Horizont. Aber unter Kap Bryant biegt die Küste plötzlich nach Süden ab und eröffnet mit einemmal einen Ausblick nach Norden. All die Länder, von denen wir monatelang geträumt haben, steigen aus dem Eismeer empor und heben sich in phantastischen Konturen gegen die scharfe klare Luft ab.

Unterdessen ist es 2 Uhr morgens geworden. Die Sonne steht noch nicht so hoch, daß sie ein nivellierendes und einförmiges Licht wirft; scharfe Schatten fallen auf die dunkeln Felsenwände, und eine feine, zarte Röte zittert noch auf den obersten Zinnen, die mit Eis und Schnee bedeckt sind.

Plötzlich ist es, als ob die niedrige, traurige Küste, der wir von Rest Point gefolgt sind, hinter uns im Meer versinke und gar nicht mehr existiere. Wir sehen jetzt weit voraus, und mit der weiten Aussicht stellt sich die Reisespannung ein, die immer über tote Punkte hinweghilft. Es ist, als führen wir plötzlich von neuem Mut beseelt mit offenem Visier unserm Schicksal entgegen.

Ganz nahe sehen wir den St.-George-Fjord, der schmal wie ein Eisfluß sich ins Land hineinschlängelt, von hohen Bergen eingefaßt, die steil gegen das Meereis abfallen und sich ganz bis zum Inlandeis erstrecken.

Dragon Point liegt wie ein Keil zwischen diesem schmalen Fjord und dem breiten, weit imponierenderen Sherard-Osborne-Fjord, wo die großen Linien mit dem ruhigen Hinterland bei Kap May eine ganz andere Stimmung schaffen, als sie der wild wirkende St.-George-Fjord hervorruft. Hier ist eine Breite und eine Tiefe, eine wilde monumentale Größe, die hinreißt, namentlich wenn man ihre Wirkung von diesem Punkt aus mit der übrigen Landschaft vergleicht. Weit im Meer draußen wie eine geballte Faust mitten in dem ewigen Eis erkennt man das scharfe Profil der Beaumontinsel. Selbst die höchsten Berge scheinen hier nicht mit Schnee bedeckt zu sein und bilden daher einen wohl-



Eskimoschöne.



Alter Jägersmann.

tuenden Kontrast zu der weißen Unendlichkeit, die sich vor ihrem Fuß ausbreitet. Über dem Tiefland hinter Kap May, wo der kegelförmige Mount Hooker den Horizont beherrscht, tauchen die nadelscharfen Zinnen von Kap Britannia auf der John-Murray-Insel in der Mündung des Nordenskiöldfjords auf.

Der Himmel ist blendend rein, die Luft tiefblau und frisch, und es ist, als ob selbst der Wind hier andere Lieder singe als an den toten Küsten, von denen wir kommen. Nur am äußersten Horizont des Eismeeres sieht man einzelne Luftspiegelungen, die das sonnengebadete Packeis zum Himmel emporheben und Abwechslung in die Einförmigkeit bringen, die über dem gebundenen Meer ruht. Die Unvergeßlichkeit, die Kraft und Gewalt, die die Natur hier atmet, wo wir vorläufig haltgemacht haben, um all das Neue in Besitz zu nehmen, verpflanzt sich unwillkürlich auf unsern Willen, und mit der Begeisterung, die nur Menschen bekannt ist, welche die große Heeresstraße verlassen haben, rücken wir auf das Land los, das unser Schicksal in den kommenden Zeiten einschließen wird.

Der mächtige Eindruck gibt uns neue Kräfte, und froh treiben wir die Hunde den Eisfuß hinab, um über das ebene Eis des St.-George-Fjords nach Dragon Point zu fahren.

Um 5 Uhr morgens betreten wir am äußersten Vorsprung das Land und stehen zum erstenmal seit langer Zeit an einem Ort, wo die Strahlen der Sonne uns durchwärmen dürfen. Nicht ein Lüftchen rührt sich, und ein kleiner neugieriger Schneesperling, der über unsern Köpfen hinfliegt, heißt uns in unserm ersten Frühlingslager willkommen.

Fünftes Kapitel.

Vom Sherard-Osborne-Fjord nach dem Nordenskiöldfjord.

Beaumont und seine Leute.

Vor 42 Jahren im Monat Mai konnte man in derselben Umgebung, in der wir jetzt weilen, einen merkwürdigen Zug kranker Leute sehen, die schwankend und dem Umsinken nahe sich durch den Schnee kämpften, anfangs, um die Karte des Landes anzunehmen, später, um das Leben und die Ergebnisse der Reise auf einer ungeheuer mühevollen Wanderung nach Süden zu retten. Es waren Beaumont und seine Leute von der Nares-Expedition.

Wir haben auf dieser Expedition viele historische Stätten passiert, aber hier fühlen wir uns mehr als sonst in Berührung mit jenen vom Unglück verfolgten Engländern, deren Aufgaben die gleichen waren wie die unsern und deren Spuren wir bis hierher immer gefolgt sind. Gleich bei unserer Ankunft entdecken wir oben auf dem Berg ein Steinmal, das wir besuchen, und hier finden wir Beaumonts Bericht vom 25. Mai 1876 in einer schönen, wasserdichten Kupferhülse deponiert. Außer dem Bericht ist mit englischer Gründlichkeit eine Originalkarte über die besuchten und kartographisch aufgenommenen Gegenden niedergelegt. Indem wir diesen Bericht mitnehmen, damit er später als polarhistorisches Aktenstück bei der englischen Admiralität landen kann, legen wir einen andern in dem gleichen Steinmal nieder und ergreifen die Gelegenheit, unsere Bewunderung für unsere tapferen Vorgänger auszusprechen. Wie aus Beaumonts Bericht hervorgeht, wurden von der Nares-Expedition drei große Schlittenabteilungen ausgesandt, von denen wir Markhams Reise schon besprochen haben. Der Vollständigkeit halber wollen wir daher, ehe wir von Beaumont und seinen

Leuten erzählen, Leutnant Aldrichs Reise streifen, die von Floeberg Beach nach Westen an der Nordküste von Grantland entlang ging. Trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten — namentlich war es der Skorbut, der Nares' ganze Expedition zu vernichten drohte —, gelang es Aldrich doch, bis nach der Yelvertonbai zu gelangen. Hier fand er es unverantwortlich, mit seinen kranken Leuten weiter vorzudringen. Er war bis 85° 30′ westlicher Länge gekommen und hatte damit fast die ganze Nordküste von Grantland aufgenommen. Wäre es ihm geglückt, nur noch ein paar Tagereisen weiter nach Westen vorzudringen, so würde er die großen Gebiete erblickt haben, die später Sverdrup entdecken sollte. Leutnant Aldrich erreichte am 25. Juni das Schiff mit seinen Leuten, die durch Krankheit und Überanstrengung so niedergebrochen waren, daß eine Katastrophe hätte eintreten können, wenn man nicht das Glück gehabt hätte, ausgesandte Schlitten zu treffen.

Leutnant Beaumont verließ die „Alert" am 20. April mit einem Trupp von 21 Mann, die vier Schlitten zogen; deren Gewicht war so berechnet, daß jeder Mann 218 Pfund zu schleppen hatte; eine recht ansehnliche Forderung.

Im Laufe einer Woche erreichte man den Repulsehafen und baute das Steinmal, an dem wir am 4. Mai vorüberkamen und wo wir Pearys Bericht fanden. Am gleichen Ort wurde ein großes Depot für die Rückreise angelegt. Am 27. April zog man weiter, nicht länger auf dem Meereis, sondern auf dem Eisfuß, genau wie wir es auch getan hatten. Die Schwarzhornklippen werden passiert und unmittelbar danach ein neues Depot für die Rückreise angelegt. Dr. Coppinger verläßt die Expedition, da er und seine Mannschaft nach Erreichung der Depots nicht mehr gebraucht werden. Schon am 10. Mai entdeckt man, daß einer der Männer Skorbut hat, und Leutnant Rawson wird mit dem Kranken nach dem Schiff zurückgeschickt. Die andern legen beständig neue Depots an, um sich den Rückzug zu erleichtern, so auch eins bei Kap Bryant, das nicht weiter als eine Tagereise von dem vorhergehenden Depot entfernt ist. Von hier geht man dann über Kap Fulford nach Dragon Point hinüber, wo sich jetzt unser Lager befindet.

Da die Krankheit sich unter den Leuten beständig weiter aus-

breitet, ist sich Beaumont bald darüber klar, daß es ihm nicht gelingen wird, weiter nach Norden vorzudringen. Er wünscht nur noch einen hohen Berg an der Ostküste des Sherard-Osborne-Fjords zu besteigen, um von hier Peilungen nach dem Lande vorzunehmen, das dort liegen muß, das aber vorläufig noch verborgen ist. Für diesen Zweck wählte er einen großen kegelförmigen Berg aus, den Mount Hooker, und er setzte alle seine Energie daran, diesen zu erreichen. Aber überall war der Schnee tief, und da die Expedition merkwürdigerweise keine Schneeschuhe und Schneereifen mitführte, wurde das tägliche Waten im über knietiefen Schnee so anstrengend, daß es ihnen schließlich die letzten Kräfte raubte. Eine Bahn, die auf Schneeschuhen leicht zu überwinden gewesen wäre, wurde entscheidend für das Schicksal und die Resultate der Expedition. Als die Begleiter nicht mehr weiter konnten, ging Beaumont allein vor, um zu sehen, wie die Verhältnisse für ein weiteres Vorwärtskommen lägen; hierüber schreibt er:

„Die Küste, die wir zu erreichen suchten, schien nicht weiter als zwei Kilometer von uns entfernt zu sein; ich machte mich daher auf, um zu untersuchen, ob es nicht leichter wäre, am Land entlang zu reisen. In drei Stunden kam ich ungefähr anderthalb Meilen vorwärts, dann mußte ich es aufgeben."

Hätte Beaumont nur ein Paar Schneeschuhe gehabt, so hätte er dieselbe Strecke in zehn Minuten zurücklegen können.

Beaumont fährt fort:

„Meine Kräfte waren fast ganz erschöpft, und ich rief die Leute an, daß sie ihre Mittagsmahlzeit einnehmen sollten. Aber selber wollte ich lieber drei Mahlzeiten einbüßen, als den ganzen Weg zurückgehen."

Die Expedition hatte sich jetzt in eine trübselige Schar von Männern verwandelt, die versuchten, die Schlitten vorwärtszuziehen; bald standen sie still und arbeiteten nur mit Armen und Händen, bald schleppten sie die Schlitten an einem langen Tau, bisweilen lagen sie auf den Knien, um die Schmerzen in ihren armen, kranken Beinen zu lindern.

Am 19. Mai schreibt Beaumont:

„Niemand wird verstehen können, welche harte Arbeit wir in diesen Tagen hatten. Aber folgendes kann vielleicht einen Eindruck geben: Als wir haltmachten, um eine Mahlzeit einzunehmen,

krochen zwei der Männer lieber 200 Ellen auf allen vieren, als daß sie durch diesen fürchterlichen Schnee gingen."

Am 22. Mai mußte man die Rückreise antreten, ohne Mount Hooker erreicht zu haben. Man hinterließ einen Bericht auf einer kleinen Insel, Reef Island, dann einen auf Dragon Point, den wir jetzt gefunden haben. Wir beschlossen, den Bericht von Dragon Point mitzunehmen; der andere, der sicher zum großen Teil mit jenem übereinstimmen dürfte, sollte als ein Denkmal englischer Zähigkeit hier in demselben Land bleiben, wo die Arbeit ausgeführt worden war. In den letzten Tagen des Mai hatte sich die Situation so entwickelt, daß alle krank waren, mit Ausnahme von Beaumont und Gray. Man mußte daher verschiedene Dinge, die nicht für unumgänglich notwendig anzusehen waren, zurücklassen; denn man war jetzt an einem Punkt angelangt, wo die kraftlosen Menschen gefahren werden mußten. Der erste, der starb, war ein Seemann namens Bawl, ein zweiter folgte ihm am 7. Juni. Am 10. Juni erreichte man das Depot bei Repulsehafen; Proviant hatte man genug, aber leider war es ja gerade der Proviant, der das ganze Unglück verschuldete.

Offenes Wasser hinderte sie, zur „Alert" hinüberzugelangen, und man mußte sich daher entschließen, bis nach Halls Grab hinabzureisen. Am Tage, nachdem man den Kurs geändert hatte, ging es mit einem Seemann namens Dobing zu Ende, und ein anderer Mann namens Jones fiel in seiner Erschöpfung so unglücklich, daß er nicht die Kraft hatte, weiterzugehen. Wie man bei so viel Krankheit und Erschöpfung die Schlitten durch Gap Valley hatte hinaufschleppen können, ist uns allen, die wir diesen steinigen Paß gesehen haben, ein vollkommenes Rätsel. Der englische Wille, der oft in Halsstarrigkeit übergehen kann, hat sich hier nicht verleugnet; weil es eben keinen andern Weg gab, waren sie durch die Talschlucht gegangen. Wir können vor denen, die dies ausführten, nur den Hut ziehen. Endlich erreichte man die Newmanbai. Hier wollte Beaumont nach Halls Grab gehen, wo möglicherweise eine Rettungsexpedition ihrer wartete, da es nicht möglich war, all die kranken Kameraden auf Schlitten zu ziehen. Aber das Glück war ihnen günstig und rettete die, die noch zu retten waren; sie trafen Leutnant Rawson, Dr. Coppinger und Hans Hendrik mit seinem Hundeschlitten.

Nach einer langen Rast bei Halls Grab reiste Beaumont weiter quer über das Hallbecken nach der Lady-Franklin-Bai, wo die „Discovery“ lag. Nach einer sehr abenteuerlichen Reise auf treibenden Eisschollen erreichte man endlich am 14. August das Schiff.

Alle Schlittenabteilungen waren als vollkommene Wracks zurückgekommen, und Kapitän Nares mußte sich daher entschließen, weitere Untersuchungen aufzugeben und zu versuchen, nach Süden zu kommen, sobald die Eisverhältnisse es gestatteten. Es gelang beiden Schiffen, im Herbst noch aus dem Eis herauszukommen, und in dem ersten Hafen, den sie anliefen, sandte Nares sein berühmtes Telegramm ab: Der Nordpol ist unzugänglich.

Endlich am Arbeitsfeld.

Jetzt soll es also im Ernst beginnen. Unsere Expedition hat die ersten tausend Kilometer zurückgelegt, und wir sind schon in die Gegend gekommen, wo wir auf Jagd hoffen können. Wir reisten ab mit Proviant für zwei Monate, die eine Hälfte ist auf dem Wege hierher verbraucht worden, die andere ist ein Stück unterhalb Beaumonts Steinmal deponiert worden. Sie besteht aus Pemmikan, Keks, Kaffee, Hafergrütze, Tee, Zucker, Tabak und ziemlich viel vorläufig überflüssiger Munition. Wir hoffen jedoch vor der Abreise, mit etwas frischem Fleisch für uns und für die Hunde unsern Vorrat ergänzen zu können. Noch wissen wir nicht, von wo aus wir auf der Rückreise den Aufstieg auf das Inlandeis unternehmen werden. Aber da die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß es hier an dieser Stelle geschieht, erleichtern wir die Schlitten von allen überflüssigen Dingen, um nicht unnötiges Gepäck mit uns herumzuschleppen. Ferner werden zwei Schlitten zurückgelassen und die überzähligen Hunde auf die übrigen Schlitten verteilt. Um jeden Preis müssen wir uns ein rasches Vorwärtskommen sichern, und um uns sozusagen das Messer an die Kehle zu setzen, versehen wir uns nur für drei Tage mit Proviant für die Menschen und mit einer einzigen Futterration, der letzten, die wir haben, für die Hunde beim ersten Lager.

Wir verfügen im Augenblick über sechs Hundegespanne, im ganzen 70 Hunde; könnten diese nur ein paar Tage Ruhe und reichliche kräftige Nahrung erhalten, so würden sie bald alle wieder voll arbeitsfähig sein. Für den Augenblick ist die Lage für die

Hunde etwas kritisch. Der Kampf mit dem Preßeis hat augenscheinlich ihr Befinden und ihre Laune beeinträchtigt. Sie haben nicht mehr den stolzen Gang mit erhobenen Schwänzen. Es ist ein verzagter Ausdruck in ihre Augen gekommen, und die Pelze haben nicht mehr den Glanz, der das sicherste Zeichen von Wohlbefinden und Kraft ist. Der Schwanz schlenkert willenlos zwischen den Beinen hin und her; wir empfinden es daher als unsere Pflicht, ihre Kräfte möglichst rasch wieder herzustellen.

Eine Rekognoszierung in der Nachbarschaft hatte ein niederschlagendes Ergebnis. Wir wandern weit ins Land hinein auf einem schneefreien, steinigen Gelände, doch nirgends finden sich frische Spuren von Moschusochsen. Zerstreute Herden scheinen sich vor vielen Jahren hier aufgehalten zu haben, aber nicht einmal im Lehm finden wir frische Spuren. Von Kleinwild gibt es eine Menge Hasen, die unglaublich scheu sind, ein untrügliches Zeichen dafür, daß hier keine Moschusochsen leben. Denn überall, wo in der Nähe Wölfe umherschweifen, flüchten die Hasen, sobald sie etwas Lebendiges entdecken, und Wölfe scheint es hier, nach den Spuren zu urteilen, nicht wenige zu geben. Wo sie dagegen mit friedlichen Moschusochsen zusammenleben, pflegen sie nie die Nervosität zu zeigen, selbst wenn man sie auf dem Kamm eines Hügels plötzlich überrascht.

Schneehühner sahen wir oft, aber nur paarweise. Sie sind jedoch zu klein, so daß wir verzichteten, sie in größeren Mengen zu schießen. Ihr weißes Winterkleid, das sie bis jetzt auf den schneefreien Stellen, wo sie ihr Futter suchen, so leicht sichtbar machte, hat schon angefangen, dem braunen Sommerkleid Platz zu machen. Sie erfüllen die Landschaft mit ihrem Gurren, das zwischen diesen schweigenden Bergen wie ein Lied in der Einsamkeit wirkt.

Die felsigen Hochebenen im Hinterland des St.-George-Fjords laden vorläufig nicht dazu ein, die Zeit dort mit Jagd zu vergeuden, und die Teile des Sherard-Osborne-Fjords, die wir vom Berg aus mit dem Fernglas untersuchen konnten, sind zu unserer Enttäuschung so vereist, daß ein Besuch dort ebenfalls ein zu großes Risiko sein würde. Ich entschließe mich daher, die Erforschung dieser Fjorde vorläufig aufzuschieben, bis unser Dasein durch Jagderfolge etwas gesicherter ist. Allmählich bemächtigt sich unserer die Spannung, die unzertrennlich verknüpft ist mit

dem Eskimoleben und mit den Expeditionen, die nach Jägerweise ihre Zukunft von der Jagd in neuen Gegenden abhängig machen.

Die ersten Jagden.

8. Mai. Wir haben fortwährend Ausschau gehalten nach dem Schnee, der Beaumont und seinen Leuten so große Schwierigkeiten verursachte, aber erst heute auf dem Weg nach Kap May finden wir ihn. Zum erstenmal, seit wir Thule verlassen hatten, geschieht es, daß die Hunde sich niederlegen und nicht weiter wollen, und um die Peitsche nicht allzu fleißig gebrauchen zu müssen, gehen wir lieber auf Schneeschuhen voran. Die Hunde folgen willig mit den schweren Schlitten. Alle unsere Schneereifen und Schneeschuhe finden jetzt Verwendung, denn ohne diese ist es ganz unmöglich, sich durch den Schnee zu arbeiten. Wieder müssen wir Beaumont und seine Leute bewundern, die unter den unerträglichen Schmerzen des Skorbuts auf einer solchen Bahn mit steifen Beinen und schmerzenden wunden Füßen, die Rücken und Schultern vom Zugriemen wundgerieben, vorwärts wankten.

Nach sechs Stunden mühseligen Marschierens und Fahrens kommen wir zu einem großen Eisstück, wo wir haltmachen, da ein grauer Nebel von Westen zum Fjord hineinzieht und alle Aussicht versperrt. Ein feuchter Dunst hüllt alles ein, und eine rauhe Brise bringt uns einen düsteren Grus vom Eismeer.

9.—11. Mai. Am folgenden Tag ziehen wir bei gleichem Wetter und gleicher Bahn weiter, denn es ist unmöglich, hier zu bleiben. Aber in einiger Entfernung von Kap May klarte es auf, es wird schönes Wetter. Wir eilen vorwärts und erreichen nach sechs Stunden Land.

Auf beschwerlichem Preßeis gehen wir um Kap May herum und finden hinter der Landspitze ebenes und schneefreies Eis, wo die Hunde in Trab fallen und wir selber uns zum erstenmal seit langer Zeit auf die leeren Schlitten werfen.

Von früheren amerikanischen Expeditionen her wissen wir, daß jedenfalls vor etwa sechs Jahren Moschusochsen in dieser Gegend gewesen sind; ich beschließe daher, ernstlich eine Jagd zu versuchen, denn die Hunde verlieren zu sehr die Kräfte. Ajako und Inukitsoq werden durch die Täler nach einigen großen gletscherbedeckten

Gebirgszügen geschickt, die allerdings reichlich vereist erscheinen; Koch und ich begleiten sie ein Stück und entdecken zu unserer Freude bald, daß das Land einen wesentlich reicheren Pflanzenwuchs besitzt als die unfruchtbare Küste zwischen der Newmanbai und dem Sherard-Osborne-Fjord. Wir erblicken auch Moschusochsenspuren im Lehm und eine Menge Exkremente, die nicht sehr alt sein können. Während die beiden Jäger ihren Weg fortsetzen und jeder seinen Hund nach sich zieht, eilen wir zu den Schlitten zurück, um ein Stück weiter vorn einen Lagerplatz zu finden.

Sobald wir ihn gefunden haben, begebe ich mich mit dem Bootsmann und Hendrik in die Berge, während Wulff und Koch zurückbleiben, um das Zelt zu errichten.

Eine mühsame Kletterei über Berglehnen aus lauter kleinen Steinen, die uns unter den Füßen wegrutschen, führt auf die Höhe einer hochgelegenen ebenen Fläche, die sich landeinwärts erstreckt. Wir kommen an zwei Skeletten von Moschusochsen vorbei. Sie sind jedoch zu alt, um die Spannung, die uns voll ergriffen hat, zu beeinflussen. Bald haben wir den Rand der steinigen Hochebene erreicht; von hier bietet sich eine Aussicht über ein weites großes Tal, das sich weit ins Land hineinzieht. Zwei große flußartige Bäche liegen noch gefroren auf beiden Seiten des Tales, dicht an den hohen Randbergen. In der Ferne schimmern ein paar große Seen, deren fruchtbare Ufer sicher dem Wild, das wir suchen, einen einladenden Aufenthalt gewähren. Das Land ist gewaltig in seinem Wechsel zwischen Ebenen und Bergen. Aber vergebens untersuchen wir durch das Fernrohr alle uns sichtbaren Schluchtränder, Bachbetten und Talsenken. Wir entdecken nichts Lebendiges, und enttäuscht kehren wir zum Zelt zurück.

Eine Enttäuschung steigert immer die Ermüdung des Jägers; es kam uns vor, als hätten wir Bleigewichte an den Füßen, als wir ohne Beute nach Hause gingen. Langsam glitten wir die Berge hinab, ohne Kraft in unseren Bewegungen und ohne Humor bei der Abfahrt über die großen, steilen Schneewehen, auf denen wir hinabrutschten. Aber kaum waren wir in die Nähe des Zeltes gekommen, als Wulff den Vorhang beiseite riß und uns entgegenlief. Ajako hatte die ersten Moschusochsen der Reise erlegt — drei Kühe. Mit einem Male kam Leben in uns alle; wie weggeblasen war die Müdigkeit, und wir begannen sofort den großen Berg

wieder zu erklimmen, von dem wir eben herabgerutscht waren, und wo die Jäger dabei waren, ihre Beute abzuziehen. Der schöne Abschluß einer langen Tagereise bedarf keiner Schilderung. Es mag genügen zu erwähnen, daß wir alle bei ausgesuchten Leckerbissen bis tief in die Nacht hinein schwelgten, und der Schlaf, der sich anschloß, während die satten Hunde rings um die Zelte lagen, war ebenso lang wie wohlverdient.

* *
*

Wir müssen jetzt das Land durch planmäßige Jagden ausnützen und verteilen uns daher in verschiedene Trupps. Wulff, Ajako, Inukitsoq und Hendrik gehen in verschiedenen Richtungen in das große Tal hinein, das wir gestern von dem Berge überblickt haben. Inukitsoq hatte auf seiner Jagd eine Menge frischer Spuren und Exkremente im Sand und Lehm gefunden. Die Jäger scheinen also spannende Aussichten zu haben, wenn sie nur aushalten. Für die nächste Umgebung sind Leute genug auf den Beinen; ich selbst begebe mich mit dem Bootsmann in den Viktoriafjord, teils um zu jagen, teils um das Land näher zu untersuchen. Wir haben ja den großen Vorteil, daß wir viele sind, und können uns daher im Laufe weniger Tage einen vollständigen Überblick über das neue Land verschaffen.

Bei der Erörterung der ersten Reiseanordnungen habe ich in der Einleitung hervorgehoben, daß wir sicher im Laufe des Frühjahrs Seehundfang erwarten durften, da die Polareskimos, die die amerikanische Expedition in diese Gegend begleitet hatten, uns erzählten, sie hätten viele Atemlöcher an Orten gesehen, wo sich junges Eis befand. Aber auf eine solche Jagd konnten wir vorläufig nicht rechnen, da das Frühjahr noch zu wenig vorgeschritten war. Auf Bären konnten wir so weit im Norden kaum hoffen, denn die massige Beschaffenheit des Eises macht es ihnen zu schwierig, Nahrung zu finden. Eine Spur, die wir bei Kap May sahen, war die einzige, die wir bisher wahrgenommen haben.

In den ersten Monaten haben wir also nur mit Moschusochsen zu rechnen, und da sich im Innern des Viktoriafjords nach der Karte offenbar große Landgebiete befinden, mache ich mich mit dem Bootsmann und unsern besten Hunden dorthin auf den Weg.

noch ehe unsere Kameraden marschbereit sind. Die Fütterung mit frischem Fleisch am gestrigen Tage hatte die Hunde sehr belebt, und wir kommen daher anfangs rasch vorwärts. Wir fahren in den schmalen Sund zwischen dem Festland und der hohen Stephensoninsel hinein, die mit ihren steilen, abgeschlossenen Bergen, deren Inneres von lokalen Gletschern bedeckt ist, einen mächtigen Eindruck macht.

Wir waren am Abend aufgebrochen und bei ruhigem, schönem Sonnenschein arbeiten wir uns vorwärts, wobei abwechselnd einer die Führung übernimmt. Der Bootsmann, ein Bursche von kaum zwanzig Jahren, hat wiederholt eine erstaunliche Ausdauer bewiesen; er hat eine gesunde und gleichmäßige Art und scheint für kein Mißgeschick empfänglich zu sein, wenn er nur einigermaßen die Nahrung erhält, die seine jungen Muskeln erfordern. Aber seine Mahlzeiten schätzt er aufs höchste, und bisweilen setzt er uns durch seinen fabelhaften Appetit in Erstaunen.

Auf der Karte ist eine ziemlich große Insel hinter der Stephensoninsel angegeben. Es stellt sich heraus, daß sie gar nicht existiert. Schon 25 Kilometer im Viktoriafjord drin finden wir die Aussicht, die wir suchen, und fahren daher in eine Bucht westlich von der großen Insel; hier wählen wir uns einen Lagerplatz, um die Hunde ruhen zu lassen, und begeben uns auf Schneereifen weiter landeinwärts. Wir steigen sofort auf die Berge hinauf und sehen zu unserer Verwunderung: dieser Fjord, der früher als ein mächtiger Meeresarm geschildert wurde, als so tief, daß man das Land in seinem Innern nicht zu erkennen vermochte, ist kaum mehr als 80 Kilometer lang. Das Innere des Fjords endet in einem breiten Gletscher, der mit schwacher Steigung in das Inlandeis übergeht. Das große Hochland, das die alte Karte uns hier versprochen hatte, existiert nicht. Weit drinnen nach Nordosten zeigte sich wohl Land, aber es waren nur steile, vereiste Randberge, die sich wie schmale Mauern mit dem Rücken an das Inlandeis lehnten. Auch im Südwesten sahen wir tief im Innern ein steiles Alpenland mit einzelnen breiten Schluchten. Aber der Eingang dazu war versperrt, da der ganze innere Teil des Fjords aus schwimmendem Inlandeis bestand, das sich in langsamer Bewegung nach außen befand, so daß unwegsame Spalten nicht weit von unserm Aussichtspunkt sichtbar waren.

Dieser Fjord, von dem wir uns soviel versprochen hatten, ermangelt der notwendigen Lebensbedingungen, um unsere wissenschaftlichen Arbeiten durchführen zu können. Jeder Jagdversuch in diesem Land würde lebensgefährlich und nutzlos sein. Wir konnten nur auf bessere Verhältnisse in der Umgebung des Nordenskiöldsfjords hoffen. Auch in nordöstlicher Richtung sahen wir in der Ferne Berge auftauchen; aber schon von unserm Standpunkt hier war es leicht zu erkennen, daß das Land dort sich kaum weit ins Innere erstrecken würde, denn der Rücken des Inlandeises schob sich allumfassend über die Gegenden, wo wir erwartet hatten, Landjagd zu treiben.

Nun war nur noch die große Halbinsel zwischen Viktoriafjord und Sherard-Osborne-Fjord übrig, aber auch sie versprach nicht viel. Wohl gab es dort einzelne ebene Striche mit niederen hügeligen Höhen, wie sie die Moschusochsen lieben, aber viele kleine Lokalgletscher schoben sich dazwischen hinein und töteten alles Leben.

* * *

Eine Jagd in der näheren Umgebung lieferte zwei Hasen. Wir kochten den einen, ehe wir uns enttäuscht und müde auf den langen Weg zu unsern Kameraden zurückbegaben, die wir nach vierundzwanzigstündiger Abwesenheit mit unlustigen und kraftlosen Hunden erreichten.

Bei unserer Ankunft kam Koch aus dem Zelt gesprungen, und wir sahen sofort an seinen Mienen und Bewegungen, daß er gute Neuigkeiten hatte. Ajako und Wulff hatten sechs Moschusochsen erlegt und alle drei Schlitten waren zu den Tieren gefahren.

Große Freude!

Gegen Morgen, einem der ersten wirklich sonnenwarmen Tage, kamen die Schlitten mit bellenden, vollgefressenen Hunden zurück. Inukitsoq hatte während der Jagd auf Hasen eine Herde von zehn Stück angetroffen, gerade gegenüber von den sechs schon erlegten, und wir waren jetzt dabei, sie ins Lager zu schaffen. Die Jagd des Tages hatte uns sechzehn Moschusochsen gebracht.

Das war eine noch größere Freude!

Abends um 8 Uhr fuhren Koch und Inukitsoq in den Viktoriafjord, um eine Karte von ihm aufzunehmen.

Rast- und Masttage.

12.—17. Mai. Das willkommene Fleisch, das wir nun gesammelt haben, ermöglicht es uns, den Hunden die Ruhe zu gönnen, die sie ehrlich verdient haben. Sie dürfen eine Woche faulenzen und so viel fressen, wie sie können; dann werden sie wieder brauchbar für die Arbeit sein, die vorläufig unterbrochen ist. Aber die letzten guten Jagdtage bedeuten nicht nur, daß wir im Laufe weniger Tage wieder mit guten und willigen Hunden reisefertig dastehen, wir sind auch imstande, ehe wir weiterziehen, hinter uns richtig aufzuräumen; denn wir kehren nun zum Sherard-Osborne-Fjord zurück, um auch von ihm eine Karte aufzunehmen.

Heute suchen wir einen bequemen Lagerplatz, wo wir das Leben nicht zu weit von den erlegten Moschusochsen genießen können. Wir fahren daher den Flußlauf aufwärts, der auf der südlichen Seite des Tales nach dem schönen, großen See führt, an dessen Ufer das willkommene Großwild hat ins Gras beißen müssen. Die Gegend um den Fluß und den See macht einen freundlichen, fruchtbaren Eindruck. Große grasbedeckte Flächen ziehen sich über die wohlbewässerten Flächen hin. Auf uns, die wir lange Zeit nur öde Steinfelder vor uns gehabt haben, wirkt all dies Gras, auf dem hier und da Weiden wachsen, wie ein Gruß des Sommers, der seinen ewigen Kampf mit dem Eis kämpft.

Massenhaft liegen hier die Exkremente von Moschusochsen; alle lehmigen und sandigen Stellen zeigen Abdrücke ihrer Hufe, und alles weist daraufhin, daß die erlegten Tiere längere Zeit an diesem See gelebt haben.

Hinter dem See erstreckt sich das Tiefland weit ins Innere in einem breiten, schluchtähnlichen Tal. Allerdings herrscht auch hier überall, wo man hinsieht, der Stein vor; aber es ist doch deutlich zu sehen, daß die vielen Bäche, die im Sommer von den braunen Bergwänden herabrieseln, die Umgebungen so bewässern, daß mitten in der Steinwüste kleine Oasen entstehen, wo pflanzenfressende Tiere ihren Lebensunterhalt finden. Es wimmelt auch überall von Hasen, und zum erstenmal, seit wir die heimatlichen Fleischtöpfe verließen, haben wir das Gefühl, daß wir uns hier satt essen können, ohne befürchten zu müssen, ein starker Appetit möchte ein zu großes Loch in die Rationen reißen.

Das Eis auf dem See läßt erkennen, daß wir keineswegs in ein stilles Tal gekommen sind. Die Ufer sind glatt und schneefrei, und die Schneewehen sind steinhart gepeitscht und mit Sand und Grus durchsetzt. Auf einem schneefreien Grasplatz errichten wir die Zelte, und es ist ein herrliches Gefühl, einmal eine Unterlage zu haben, die nicht aus kaltem, knirschendem Schnee besteht. Die nächsten Moschusochsen werden herangeschleppt, und die Hunde bekommen ein so solides Futter, daß ihre Magen wie Ballone aufgebläht sind. Stöhnend vor Übersättigung legen sie sich hin und träumen von den Zeiten, wo es noch nichts gab, was Expedition hieß. Wir selber ergaben uns dem gleichen Materialismus, nur mit dem Unterschied, daß wir sorgfältiger all die Delikatessen auswählen, die für einen Eskimojäger der größte Genuß nach einer glücklichen Jagd sind. Von den getöteten Moschusochsen sind 14 Kühe und 11 Stiere. Die Stiere haben um Herz und Nieren noch ziemlich viel Fett, ebenso sind in ihren mächtigen Augenhöhlen große Fettansammlungen; alles dies aßen wir mit ganz besonderem Appetit, da das Fleisch, von dem wir bisher gelebt haben, sehr mager war. Und Fett braucht man hier oben in bedeutend höherem Maße als anderswo.

Die Tage hier im Tal sind rauh und kalt, und obgleich die Temperatur nur zwischen 10 und 12 Grad Kälte schwankt, wirkt sie bei dem starken Wind doch unangenehm. Er weht fast ununterbrochen und wirbelt Sand und Steine auf, und wenn wir herausgehen, um Fleisch zu holen, werden unsere Pelze mit dem schmutzigen Schnee überschüttet, der sich in den Haaren festsetzt und fast nicht wieder herauszuklopfen ist. Wir bleiben daher lieber soviel wie möglich im Zelt, wo der Tag unter Schmausen verläuft. Am 15. Mai, der ungewöhnlich rauh und stürmisch ist, werden die letzten Tiere zum Zelt geholt, und wir sind bereit, uns wieder auf das Meereis hinabzubegeben, wo mehr Schutz und Sonnenwärme zu finden ist als hier in dieser windigen Gegend.

Ein paar von den großen Tieren, die wir oben bei dem Berg niedergelegt hatten, von wo aus der Transport besonders schwierig gewesen war, wurden unmittelbar vor der Abreise geholt. Auf dieser Tour fanden wir hinter einem großen Stein einen Moschusochsen, der uns ein lebhaftes Bild von dem Tierleben hier oben gab. Der Ochse, ein junges Tier, war von einem Wolf verfolgt

worden, und in seiner Angst vor dem Todfeind hat er sich nicht ordentlich umgesehen und ist mit den Beinen zwischen zwei große Steine geraten. In dieser hilflosen Stellung ist er für den Wolf eine leichte Beute gewesen. Mit einem einzigen Schlag war der dicke, knorplige Hals aufgerissen, und der Riß ging wie mit einem Messer geschnitten durch die ganze Brust bis zum Zwerchfell, das mit einem einzigen Ruck der eisernen Kiefer des Wolfes aufgeschlitzt war. Dieser ganze Schnitt war von einem Kenner mit einer Sicherheit in der Methode des Tötens ausgeführt, wie sie nur der geübte Verbrecher erreicht. Nur die Zunge, das Herz und das Eingeweidefett waren verzehrt; alles übrige Fleisch war unberührt. Um den Platz ringsum fanden sich Fuchsspuren, aber merkwürdigerweise schien Reineke keine größere Mahlzeit von dem großen Tier gehalten zu haben. Vielleicht zieht er zarte, weiche Lemminge dem zähen Großwild vor.

Früh am 16. Mai kamen Koch und Inukitsoq vom Viktoriafjord zurück. Sie hatten nicht nur den Fjord untersucht und aufgenommen, sondern waren überdies so glücklich gewesen, sechs Moschusochsen auf dem Tiefland zu schießen, das ich mit dem Bootsmann vergebens durchstreift hatte. Wir können unsere Freudenrufe nicht unterdrücken, als wir diese Neuigkeiten erfahren, denn abgesehen von der Kartenaufnahme dieses Fjords hat uns der Aufenthalt auf Naresland seit dem 9. Mai eine Jagdbeute von im ganzen 26 Moschusochsen und 30 Hasen eingetragen. Jetzt ist nur noch die Untersuchung des Sherard-Osborne-Fjords übrig. Ich halte es darum für das beste, den Kurs wieder südlich zu nehmen, sobald das Wetter es erlaubt. Gleichzeitig teilen wir die Expedition in zwei Abteilungen: eine Jagdabteilung, bestehend aus Dr. Wulff, Hendrik, Inukitsoq und dem Bootsmann, geht weiter nach Norden nach dem vermuteten Land am Nordenskiöldeinlaß, und eine Vermessungsabteilung, bestehend aus Koch, Ajako und mir, kehrt vorläufig zum Sherard-Osborne-Fjord zurück, um die Arbeit dort abzuschließen. Indes wird bestimmt, daß Hendrik und der Bootsmann uns begleiten, um einen Teil der bei Dragon Point zurückgelassenen Sachen zu holen, während Inukitsoq in den Viktoriafjord hineinfährt, um den Rest des Fleisches, das er und Koch dort deponiert haben, herbeizuschaffen. Wulff soll im Lager bleiben und in der Umgebung Hasen

jagen, bis seine Abteilung sich wieder versammelt hat und reise-fertig ist.

Vorläufig zieht stürmisches Wetter auf, und um uns nicht unnötig in dem Tal mit den allzu kräftigen Lungen aufzuhalten, verlegen wir das Lager auf eine kleine Insel in der Mündung des Naresfjords, wo auch unser ganzes kostbares Moschusochsenfleisch untergebracht wird. Während wir andern die fleischbeladenen Schlitten zum Depotplatz fahren, zieht Wulff es vor, die fünf Kilometer nach der kleinen Insel, die wir Depotinsel nennen, über Land zurückzulegen. Obgleich die Entfernung so kurz ist, brauchte Wulff doch 14 Stunden, um in dem wütenden Schneetreiben den Weg dorthin zu finden. Wir waren außerstande, nach ihm zu suchen, da niemand wissen konnte, in welche Richtung die Jagd ihn geführt hatte. Groß war deshalb unsere Freude, als er endlich mit einer Jagdbeute von zehn Hasen ankam. Hasen gibt es hier nicht nur in großen Scharen, sondern sie sind auch erstaunlich zahm im Vergleich zu denen, die wir bisher angetroffen haben. Es ist offenbar, daß sie gewohnt sind, mit Moschusochsen zusammen zu weiden; sie stellen sich daher die Menschen ebenso friedlich veranlagt vor wie diese großen Tiere.

Zurück nach Dragon Point.

18. und 19. Mai. Das Unwetter der letzten Tage hatte die alte, früher so schlechte Bahn auf dem Fjord mit einer über einen Fuß dicken, weichen, neuen Schneedecke überzogen, so daß wir jetzt die „Kristallzuckereisbahn" haben, über die sich Beaumont in seinem Bericht beklagt. Obgleich die Hunde acht Tage ausgeruht haben und in dieser Zeit mit Fleisch vollgestopft worden sind, dauert es doch nicht lange, bis sie den Kampf wieder aufgeben. Wir müssen daher wieder mit der alten Geschichte anfangen und auf Schneereifen und Schneeschuhen den Hunden den Weg vorausgehen; aber das bringt nur langsam vorwärts und ohne die gute Laune, die sonst bei dem Schlittenzug herrscht, wenn die Hunde freiwillig vorwärts traben. Wir führen 22 Moschusochsenschultern mit uns; das wird uns hoffentlich instand setzen, die Arbeit, die wir uns vorgenommen haben, auszuführen. Während des Aufenthalts im Moschusochsental haben wir alle die Hunde getötet, die wir glaubten entbehren zu können; denn selbst, wenn die





Frohe Jugend und versonnenes Alter.



Die Hunde aufbruchbereit.

Jagd bisher sehr günstig gewesen ist, ist es immer ein Vorteil, wenn man in dieser Gegend möglichst wenig Münder zu sättigen hat, einerseits, weil die Moschusochsen in dieser Zeit sehr mager sind, andrerseits, weil die Knochen zu massiv sind, als daß die Hunde sie benagen können. Dazu kommt, daß allen unsern Hunden an den Reißzähnen die großen Sägezacken fehlen, weil diese, wie es bei den Eskimos Sitte ist, entfernt werden, wenn die Hunde jung sind. Dies hat für Expeditionsreisende den unschätzbaren Vorteil, daß die Hunde ihr Geschirr- und Riemenzeug nicht fressen können, wenn der Hunger sie dazu treibt, denn beides ist unersetzlich auf einer Reise. Aber dafür büßen sie auch die Fähigkeit ein, sehr harte Knochen zu fressen.

* * *

Es herrschte herrliches Wetter, aber trotzdem gelang es uns nicht, das Depot in einem Zug zu erreichen. Wir mußten auf der Hinreise mitten im Sherard-Osborne-Fjord lagern, und erst am 19. Mai mittags kamen wir an unserm alten Lager an.

Gerade vor unserer Ankunft im Depot hatten wir die große Freude, den ersten Seehund zu sehen und zu beobachten, wie er auf das Eis kroch, um sich zu sonnen. Leider wurde er nicht erlegt, obgleich Ajako ihm sehr nahe kam; der Schuß ging über seinen Kopf weg. Trotz des Mißgeschicks war es für uns doch ein Erlebnis von allergrößter Bedeutung; denn wenn die Seehunde schon Mitte Mai anfangen, durch das alte, dicke Polareis heraufzukriechen, so haben wir sicher gegen Ende Juni eine gute Jagd, und eine gute Seehundjagd in dieser Gegend wird unsere Rückreise im höchsten Grad vereinfachen.

Zwanzig Stunden Hasenjagd ergeben das dürftige Resultat, daß nur einer geschossen wurde. Die Tiere sind hier so scheu, daß sie flüchten, lange ehe ein Schuß sie erreichen kann. Eine Strecke vom Lagerplatz entfernt finden wir am Strand das Skelett eines Seehunds, der von einem Bären gefangen und gefressen war. Bären scheinen also auch ab und zu einen Besuch hier oben abzustatten, und es ist zu hoffen, daß es auch uns einmal glückt, einem solchen Wanderer zu begegnen.

Während Hendrik und der Bootsmann zur Depotinsel zurückfahren, treffen wir andern die letzten Vorbereitungen zur

Reise in den Sherard-Osborne-Fjord. Zuerst beobachten wir ihre Abfahrt. Langsam, sehr langsam schieben sich die dunklen Gestalten über das Eis. Der Schnee ist tief und so locker, daß die Schlitten trotz der Schneeschuhe einsinken. Die Hunde sinken bis zum Bauch ein und ziehen den Schwanz nach. Lange können wir in dem stillen Fjord die verzweifelten Rufe der Lenker hören, mit denen sie die Hunde antreiben.

In den Sherard-Osborne-Fjord.

20.—22. Mai. Das Eis erweist sich fjordeinwärts zu unserer großen Freude besser als wir erwarteten, und wir können daher die ersten 20 Kilometer ohne Vortraben in behaglichem Zotteltrab zurücklegen. Schon 6 Kilometer von Dragon Point sehen wir wieder einen Seehund. Leider kommen wir nicht auf Schußweite heran, da er uns gehört hat, ehe wir ihn gesehen haben, und durch sein Atemloch verschwindet, als wir haltmachen und uns anschicken, zu ihm hinzukriechen.

Wir passieren die hohe, schöne Castle-Insel und gelangen nur 30 Kilometer weit in die St.-Andrew-Bai hinein, da der Schnee weiter drin tiefer wird und die Hunde nicht mehr weiter können. Das Eis ist hier sehr uneben und hat den Charakter von schwimmendem Inlandeis. Östlich der Castle-Insel treffen wir auf ein paar große Preßeisrücken, die parallel mit dem Gletscher senkrecht aufs Land gerichtet sind, ein Zeichen dafür, daß das Eis so weit draußen unter dem Druck des Hauptgletschers steht.

Um 9 Uhr abends gehen Koch und Ajako mit dem Theodoliten in die Berge, um ein paar Peilungen nach dem St.-George-Fjord zu versuchen. Um 3 Uhr morgens kehren sie wieder zurück. Sie haben Aussicht über das Innere des Fjordes gehabt und ein großes schneefreies Land hinter dem Fjord in Südwesten entdeckt. Sie haben auch einen ebenen Gletscher gesehen, der zwischen ein paar großen Bergen in gleichmäßiger und guter Verbindung mit dem Hauptgletscher steht. Diese Beobachtung verstärkte in mir noch weiter den Vorsatz, später den Aufstieg von dieser Gegend aus zu nehmen, wenn die Rückreise uns über das Inlandeis führen wird.

Ajako hat zwei Hasen geschossen, die uns eine delikate Abendmahlzeit geben und es uns ermöglichen, das Moschusochsenfleisch für die Hunde aufzusparen. Wir haben nämlich nur eine einzige,

aber reichliche Futterration mitgenommen und den Rest für die Rückreise bei Dragon Point deponiert.



Vom Sherard-Osborne-Fjord bis zum De-Long-Fjord.

Bald nach der Ankunft der Kameraden zeigen sich zwei schneeweiße Wölfe als Silhouetten hoch oben auf einem Hügelkamm.

Ihre schlanken Körper zeichnen sich plastisch gegen den klaren blauen Himmel ab, und sie wirken ganz altnordisch, als sie schnüffelnd und witternd voller Verwunderung nach unserm Lager herabtraben.

In der Nähe des Eisfußes, ungefähr 500 Meter von unserm Zelt entfernt, bleiben sie plötzlich stehen und folgen sorgfältig untersuchend eine Stunde lang Kochs und Ajakos Spuren, vor- und zurück-, hin- und hertrabend und ab und zu stehenbleibend und witternd. Dann erheben sie die Köpfe und heulen lange und anhaltend einen eigenartigen, melancholisch und einsam klingenden Klagegesang, der in den Bergen widerhallt. Unsere Hunde spitzen die Ohren und sehen erstaunt nach dem Land, als hörten sie bekannte, aber vergessene Töne. Sie erheben sich und starren neugierig nach den Bergen, stimmen aber nicht in den Chor ein. Da die Wölfe wahrscheinlich nicht näherkommen wollen, geht Ajako mit der Büchse und einem Hund, einer kleinen mageren Hündin, die sich früher als guter Bärenhund erwiesen hat, ihnen entgegen. Der eine der Wölfe, offenbar das Männchen, ist sehr groß und kräftig, und sein Trab ist rasch und geschmeidig. Der andere ist etwas zarter, aber doch weit kräftiger als ein Hund. Sobald die kleine weiße Hündin die seltenen Raubtiere erblickt, die die gleiche Farbe haben wie sie selbst, stürzt sie bellend mit erhobenem Schwanz angriffsbereit aufs Land los. Und die großen schweigenden Einsiedler, die so viel stärker und noch im Besitz ihrer messerscharfen Zähne sind, klemmen den Schwanz zwischen die Beine und flüchten vor ihr in die Berge. Sie haben beide Blut ums Maul und kommen vermutlich eben von einem Festschmaus von Moschusochsenfleisch; ein kleineres Tier würde sie kaum so blutig gemacht haben. Eine Stunde später kommt der kleine Hund zurück, dampfend vor Wärme und sichtlich enttäuscht, daß die Gelegenheit zu einem offenen Kampf ihm entgangen ist.

* *
*

Es ist 6 Uhr morgens, als wir nach einem langen und inhaltreichen Tag zur Ruhe gehen.

Auf der Reise fjordeinwärts ist die Bahn noch schlechter; das unebene Eis und der Schnee, der tiefer und tiefer wird, je weiter wir vorwärtskommen, zehren so stark an den Kräften der Hunde, daß ich beschließe, das Fahren aufzugeben und den Versuch zu

machen, auf Schneeschuhen weiterzukommen. Bei einem Landvorsprung machen wir daher halt und erschießen vier der schlappsten Hunde. Dann verfüttern wir das letzte Moschusochsenfleisch. Eigentlich hatten wir gleich aufbrechen wollen, mußten es aber aufgeben, da Koch durch eine mehrtägige Diarrhöe so erschöpft war, daß er ruhen mußte; außerdem ist Ajako schneeblind geworden. Die Tagesleistung betrug nur 10 Kilometer, aber die Hunde waren auch ungewöhnlich matt und kraftlos. Die einzige Aufmunterung, die der Tag bot, war eine Lemmingspur, die zeigte, daß dieses starke und ausdauernde kleine Tier sich auf eine Wanderung begeben hatte, die es von der einen Küste des breiten Fjords zur andern führen sollte.

23. Mai. Um 1 Uhr nachts begannen Koch und ich auf Schneereifen und Schneeschuhen unsere beschwerliche Wanderung durch tiefen Schnee auf Kap Buttreß zu, das wie ein mächtiger Wegweiser an dem Punkt steht, wo der Fjord sich zum schmalen Kanal verengt, der sich dann wieder stark erweitert. Ajako, der jetzt völlig schneeblind war, mußte im Zelt zurückbleiben. Die Tour war sehr anstrengend und kostete uns 14 Stunden, aber wir kehrten mit interessanten Ergebnissen zurück. Der Sherard-Osborne-Fjord war auf der Karte als der größte von allen Fjorden angegeben. Kap Buttreß bezeichnete den halben Weg bis zu der inneren Erweiterung, die sich hier verengte, um sich dann wieder in ihrer vollen Mündungsbreite ein wenig nach Südwesten zu wenden in der Richtung nach dem weißen Inlandeis.

Kap Buttreß ist ein monumentaler, wilder Hochgebirgskomplex, dessen riesige gletscherbedeckte Gipfel im Licht der Sonne in glühend roten Farben erstrahlen.

Wir waren der Küste an der Westseite ganz nahe am Lande gefolgt und hatten, so oft wir nach Osten schauten, einen niedrigen, wolkenähnlichen Saum gesehen, der oft den untersten Teil der Küste verdeckte. Mit seinen weißen Farben glich er einer schmalen Nebelbank, die zitternd über dem Fuß der Berge lag. Erst als wir fast ganz bei dem großen Kap waren, auf das wir beständig zusteuerten, kamen wir plötzlich auf die Nebelbank selbst hinauf und entdeckten jetzt, daß das Rätselhafte niedriges, schwimmendes Inlandeis war, das sich bis nach Kap Gray auf der Castle-Insel erstreckte. Dieses schwimmende Inlandeis, das sich weiter

draußen nur ein paar Meter über das alte Sikussaqeis erhebt, steigt ganz gleichmäßig fjordeinwärts an und geht an Kap Buttreß vorbei; es nimmt beständig an Dicke zu und hat das Aussehen eines wirklichen Gletschers. Spalten sind nicht zu sehen; insofern könnte dieser Eisstrom, der zwischen den beiden schönen Hochgebirgspartien ausmündet, einen bequemen Aufstieg nach dem Inlandeis darstellen, wenn man nur nicht riskierte, weiter drinnen Spalten anzutreffen. Jedenfalls sprechen Peary wie Astrup davon, daß sie auf dem großen Gletscher am Ende des Sherard-Osborne-Fjords den Kurs oft weiter landeinwärts nehmen mußten, um die vielen, breiten, tiefen Spalten, die ihnen den Weg versperrten, zu umgehen.

Die Entdeckung dieser langgestreckten Gletscherzunge, die den Sherard-Osborne-Fjord auf ein Drittel der ihm früher zugeschriebenen Größe reduziert, gibt uns außerdem die Erklärung für die Gürtel von Preßeis, die wir vor ein paar Tagen auf der Höhe von Kap Gray fanden. Dieser Eisstrom ist also in gleichmäßiger beständiger Bewegung nach außen und drückt auf das alte Polareis, so daß Preßeisrücken an Stellen entstehen, wo man sonst keine Bewegung im Eis vermutet.

Südwestlich von Kap Buttreß schneidet ein Fjord ein mit einem großen Tiefland, das auf dem westlichen Ufer in ein hohes Kap ausläuft. Schneeschuhbucht nannten wir diesen Einschnitt, der mit dem darüberliegenden Land in tiefem Schnee begraben war.

Nach Beendigung unserer Untersuchungen traten wir den Rückweg an, und bald zeigte sich, daß Koch, der sich schon in den letzten Tagen nicht wohl gefühlt hatte, viel erschöpfter war, als ich geglaubt hatte. Ein paarmal mußte er sich, ehe wir unser Zelt erreichten, auf dem Eis niederlegen, um nicht in Ohnmacht zu fallen, und sicher gelang es ihm nur mit der alleräußersten Anspannung seiner Kräfte, die Tour durchzuführen. Sie war auch für einen gesunden Mann sehr ermüdend, da wir uns ununterbrochen durch tiefen Schnee durcharbeiten mußten, der so weich und fein war, daß weder Schneereifen noch Schneeschuhe uns trugen.

Während im Innern des Fjords, wo wir uns aufgehalten hatten, schönes, fast windstilles Wetter geherrscht hatte, war draußen in der Mündung in den letzten Tagen böiges Wetter mit Schneegestöber gewesen. Das Eis war daher teilweise weg-

geweht, und obgleich die Hunde in den letzten Tagen von ihren vier getöteten Kameraden leben mußten, hatten wir doch nicht viel Schwierigkeiten, sie jetzt, da die Bahn besser war, zum Laufen zu bringen.

Während des letzten Teils der Reise erlebten wir ein kleines Abenteuer, das uns ein ordentliches Stück vorwärts brachte. Wir entdeckten plötzlich vor uns zwei weiße Gestalten, die sich langsam auf uns zu bewegten. Anfangs glaubten wir, es seien Bären, und wir waren schon ganz außer uns vor Freude über das Glück, das uns Hundefutter verschaffen und unsere eigenen Fleischtöpfe füllen sollte.

Langsam bewegen sich die großen weißen Tiere auf uns zu und von weitem nehmen sie sich ganz aus wie Bären, die sich witternd einem Feind nähern. Kaum haben die Hunde sie entdeckt, als sie davonrasen; alle Müdigkeit ist vergessen, und die Raubtierinstinkte, die so lange unterdrückt gewesen sind, erwachen mit neuer ungeahnter Stärke. Wir fliegen über das Eis hin, wie wir es seit unserer letzten Bärenjagd nicht erlebt haben. Leider löst sich das Ereignis bald in eine tiefe Enttäuschung auf; es zeigt sich nämlich, daß es zwei Wölfe sind, die sich auf das Eis hinaus verirrt haben. Als wir etwas näher herankamen, flüchteten sie in derselben Richtung, die auch wir einschlagen müssen. Und so kommt es, daß wir in voller Karriere den Rest der Strecke bis zu unserm Depot zurücklegen.

Jetzt war die Spannung natürlich groß, da die Spuren zeigten, daß die Wölfe gerade von dem Depot kamen, wo wir außer unsern Kleidern auch einige Moschusochsenschultern, die unsere Hunde retten sollten, zurückgelassen hatten. Aber glücklicherweise waren die ungebetenen Gäste zu feig gewesen, sich ganz bis an das Depot zu wagen; es lag ganz unberührt da, obgleich sie nach den Spuren zu urteilen vom Fleischduft angelockt den ganzen Tag um das Depot herumgeschlichen waren.

Bei Dragon Point.

24.—26. Mai. Die Bahn über den Fjord kann kaum schlechter werden, und dabei fängt es wieder an zu schneien. Die Spuren, denen wir nach Kap May haben folgen wollen und die den

Hunden die Arbeit erleichtert haben würden, sind jetzt ganz verwischt. Die Lage ist nicht ermutigend. Bei der Ankunft in der Nacht verfütterten wir das letzte Moschusochsenfleisch, und wir selber haben nur sehr wenig Proviant, um unser Leben zu fristen, sofern wir nicht unser Depot angreifen wollen, das uns jedoch vorläufig als Reserve für die Rückreise heilig sein muß.

Koch begab sich sogleich nach unserer Ankunft zur Ruhe. Er hatte den ganzen Tag hohes Fieber gehabt, das ihn noch weiter entkräftete. Er war schwach, fühlte sich aber nach einem festen und guten Schlaf am Abend etwas besser. So sehr wir wünschen, von diesem Ort wegzukommen, der uns keine Lebensmöglichkeiten bietet, so wage ich doch nicht, die Reise fortzusetzen, solange Koch so angegriffen ist. Wir müssen daher noch mehr Hunde schlachten und ruhig bessere Zeiten abwarten. Der Schnee singt leise, aber ungemütlich auf unserm Zelttuch. Er fällt in feinen, dichten Flocken, die mit jeder Stunde die Bahn schlechter machen. Aber die Stimmung, die diese Lage erzeugt, in der uns alles der Quere geht, findet ihren natürlichen Ausdruck in einem kleinen Vers von Sophus Clausen:

So ist das Leben auf und ab,
so ist das Leben her und hin,
wem das Geschick nichts Bessres gab,
der trägt sein Los mit leichtem Sinn.

Auch den nächsten Tag müssen wir liegenbleiben; es ist schönes aufklarendes Wetter. Aber trotz wiederholter Streifzüge durch das Land finden wir kein Wild. Da auch keine Seehunde aufs Eis herauskriechen, müssen wir heute drei arme magere Hunde erschießen. Mit schwerem Herzen habe ich den alten „Miteq" erschossen, den „Eidervogel", den ältesten in meinem Gespann, ein fleißiges und geduldiges Tier, das zog, bis es ermattet in den Strängen taumelte. Er war vielleicht der treueste meines Gespannes und darum auch jetzt der verbrauchteste, der nun mit seinem knochendürren Körper seine Kameraden sättigen mußte.

Armer „Eidervogel"!

Ich hätte ihm eine sichere Rückkehr und ein sorgenfreies Alter gewünscht. Durch das Hallbecken, durch das vernichtende Preßeis

des Robesonkanals, über den schwierigen grusdurchsetzten Eisfuß zwischen Kap Brevoort und Kap Bryant, und jetzt zuletzt durch den unergründlichen Schnee des Sherard-Osborne-Fjords hatte er sich geduldig und unverdrossen durchgearbeitet. Er kam nach Naresland und durfte sich an leckerem Moschusochsenfleisch satt fressen, aber dann mußte er wieder hinaus in die unwegsame Gegend, ein stummer, schweigender und williger Arbeiter im Dienste der Forschung. Immer fleißig, den gestutzten Schwanz in die Höhe gestreckt, zog er seinen Schlitten, und gerade jetzt, da ich im Begriff war, nach unserm Fleischdepot überzusetzen, erlag er der Krankheit — ein Opfer zum Vorteil für seine Kameraden.

Schicken wir daher diese Worte dem alten Hunde in seinen schmerzlosen Tod nach. Eine Winchesterkugel durchbohrte seine Schläfen. Ich habe ihn eben zerlegt und habe noch, während ich dies in mein Tagebuch kritzle, den Übelkeit erregenden Geruch an meinen Fingern.

* * *

Als ich kurz danach hinausgehe, um zu füttern, stellt sich indessen heraus, daß der alte „Miteq" als Futter gar nichts bedeutete; es war absolut kein Fleisch an ihm. Er bestand nur aus Knochen, Haut und Sehnen. Wir mußten daher noch zwei Hunde schlachten, im ganzen fünf, und den Rest damit füttern, da auch die übrigen geschlachteten Tiere so gut wie keinen Nahrungsstoff enthielten.

Es war eine ekelhafte Schinderarbeit, diese Tiere zu schlachten und zu zerlegen, nicht zum wenigsten deshalb, weil es tatsächlich gute Hunde waren, die noch manche Arbeit hätten leisten können, wenn wir nur rascher bessere Jagdgebiete erreicht hätten.

Am 26. abends hat sich Kochs Zustand so weit gebessert, daß wir es wagen, den Fjord zu überschreiten. Wir machen daher alles zum Aufbruch bereit und legen einen neuen Bericht in Beaumonts Steinmal nieder.

Koch darf seinen eigenen Schlitten nicht fahren; denn ich fürchte, daß ihm die Kräfte dazu noch fehlten. Es ist eine harte, beschwerliche Arbeit, die Hunde anzutreiben, und das kannibalische Futter, das wir ihnen bieten, bekommt ihnen so schlecht, daß sie oft

brechen. Ajako und ich verteilen darum den Rest von Kochs Gespann zwischen uns.

Die Hunde sind so schlapp, daß wir kaum hoffen dürfen, auf den Schlitten sitzen zu können; darum machte sich Koch ein paar Stunden vor uns auf den Weg, um einen kleinen Vorsprung zu bekommen. Als dann Ajako und ich mit unsern melancholischen Hunden aufbrachen, verließen wir mit einer gewissen Erleichterung dieses Vorgebirge, das jetzt von abgenagten Hundeknochen stinkt.

Weißes Pfingsten.

27. Mai. Langsam, recht langsam kämpften wir uns zwei Kilometer in der Stunde vorwärts. Die Hunde lassen die Schwänze hängen und sind bereit, sich hinzulegen, sowie eine kleine Pressung den Schlitten ein wenig aufhält.

Die ersten vier Stunden schlichen wir wie die Schnecken in einem feuchten Nebel dahin, auf allen Seiten von einer weißgrauen Wand umgeben. Nichts ist zu sehen, nichts, wonach wir steuern können; wie Blinde tappen wir vorwärts in dem weißen Schlund, und die Einförmigkeit macht das Vorwärtskommen noch betrüblicher.

Aber auf einmal erscheint die Sonne als eine große weiße Kugel im Nebel. Im Zenit taucht der Himmel auf wie blaue Blumen, die sich entfalten, und bricht durch die Wolken. Und nun verfolgt die Sonne ihren Sieg, die Wolkenränder erglühen, und bald erzittert die dichte Nebeldecke in den Strahlen des großen Erwärmers.

Jetzt fangen auch die weißen Gipfel auf dem Kap-May-Land vor uns an durchzubrechen, zuerst der kegelförmige Fusijama: der Mount Hooker, und dann die andern Berge Beaumonts, der Mount Coppinger und der Farragut, noch mit dem Fuß im Nebel watend. Bald leuchtet das Eis in ganz durchsichtigen Silberbändern, die gleich schmalen Rauchstreifen über dem Lande liegen und gutes Wetter verheißen.

So trat im Sherard-Osborne-Fjord das prächtigste Pfingstwetter mit klarem Himmel und ruhiger Wärme ein.

Um 5 Uhr mußten wir haltmachen, da die Hunde nicht mehr konnten. Wir schlugen das Lager auf, heißten die Flagge und

hielten Feiertag, ein festliches Pfingsten mit der feierlichen Stimmung, die die Berge und der weiße Schnee über uns ausbreitete.

Es sind 10 Grad Kälte, aber sie kommen uns vor wie einer der heißesten Augusttage in Dänemark, und mit der Wärme in unsern Herzen, die all die mächtige Schönheit in uns hervorruft, feiern wir Pfingsten nach unsern bescheidenen Mitteln.

Wir kochen Tee, den wir zu Drops trinken, und mit dem Geschmack von Johannisbeeren und Kirschen im Munde denken wir unwillkürlich an die weit entfernte Heimat, an die Pfarrhöfe in Seeland, die in diesem Augenblick wie Inseln zwischen dem Grün der Bäume und den blühenden Obstbäumen liegen. Wir riechen den Duft der Blumen, wir hören den Gesang der Lerchen und Nachtigallen, das behagliche Brüllen der Kühe auf dem Felde und das Lachen pfingstfroher Menschen in schattigen Buchenwäldern. Wir, die einsamen Forschungswanderer, weltenfern von Angehörigen und Freunden, in einem Meer von Licht, das die Augen blendet, mitten in dem winterweißen arktischen Frühjahr, frisch gefallenen Schnee vor unsern Füßen, hinter uns den sonnenvergoldeten Horizont der Gletscher über den braunroten Bergen und das kalte, erstarrte Meer des Nordpols vor unsern Augen.

Aber wir feiern den Tag, und voll Sehnsucht nach dem fruchtbaren Süden, der so oft hier oben auf dem Scheitel der Erde unsern Gedanken Nahrung gegeben hat, essen wir, materiell gesinnt wie immer, eine Dose Mauna Loa, die einzige, die wir haben, eingekocht auf Hawai und exportiert aus Honolulu, und während wir die dunkeläugigen, blumengeschmückten Mädchen, die die Früchte gepflückt haben, vor uns sehen, ist es uns, als ließen wir alle Grenzen hinter uns und eroberten die Welt!

Hawai und das Polarmeer auf 82 Grad nördlicher Breite!

Und dann kochen wir Moschusochsenfleisch aus Naresland, trinken nachdem Tee vom Kongo, Kaffee aus Java und rauchen Tabak aus Brasilien. Ein festliches Pfingsten!

Nach Kap Wohlgemuth.

Trotz aller Energie gelingt es uns nicht, die 55 Kilometer von Dragon Point bis zur Depotinsel in zwei Tagen zurückzulegen. Wir müssen langsam reisen und beständig auf den kranken Koch

Rücksicht nehmen, der noch so angegriffen ist, daß er keine langen Strecken hintereinander zurücklegen kann. Er scheint die reine Fleischkost nicht zu vertragen, auf die wir hier angewiesen sind. Auf dem Marsch kann ihn Müdigkeit und plötzlicher Schwindel überfallen, so daß er sich legen muß, um nicht zu stürzen. Glücklicherweise nimmt er seine Krankheit nicht tragisch und leistet dank seiner jungen kräftigen Konstitution so zähen Widerstand, daß wir nicht nennenswert aufgehalten werden. Er schlägt jedes Angebot, beim Mac-Millan-Tal haltzumachen, ab, und da er selbst meint, Kraft genug zur Fortsetzung der Reise zu haben, behelfen wir uns mit möglichst kurzen Rasten, da die Jagdverhältnisse uns zwingen, so rasch es geht weiterzureisen.

Man muß sagen, daß die Jagd hier glänzend gewesen ist. Aber wir dürfen uns durchaus nicht von dem guten Resultat irreführen lassen. Denn wenn man es recht betrachtet, ist das eisfreie Umland nur klein, und die nächste Umgebung kann daher nur eine sehr begrenzte Zahl Großwild enthalten, so daß wir uns davor hüten müssen, das Terrain vollständig auszujagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir einmal hierher zurückkehren, und da könnte es uns teuer zu stehen kommen, wenn wir jetzt auf der Reise in den Tag hineinlebten, ohne an die Zukunft zu denken.

Gleich hinter Kap May sahen wir sechs Hasen, von denen wir zwei erlegten. Eine starke Tasse Tee wurde bereitet, um uns Kraft zu schaffen für das letzte Stück Weg nach der kleinen Insel, wo wir zwei Fütterungen Moschusochsenfleisch für jedes Gespann deponiert hatten. Hasen scheint es hier eine Menge zu geben. Aber wir dürfen auf dieses Wild nicht zu stark rechnen. Das Tier ist zu klein und außerdem zu knochig und zu wenig ausgiebig, um sich als Reiseproviant für eine Inlandreise zu eignen.

* * *

Die Hunde wittern auf weite Entfernung unser Fleischdepot, und wir beschließen, unsere Reise mit einem festlichen Galopp, der anregend wirkt, selbst wenn man weiß, daß die Veranlassung dazu künstlich ist. Einen Augenblick erfaßt uns eine begreifliche Nervosität, als wir entdecken, daß Fuchsspuren zum Depot führen. Glücklicherweise ist Reineke jedoch zu vorsichtig gewesen oder nicht hungrig genug, um sich dem Fleisch zu nähern, und wir fanden es

ganz unberührt. Die Reise kann daher mit einer wirklich soliden Fütterung schließen, die ebenso wohlverdient wie notwendig ist.

Bei unserm alten Zeltplatz finden wir einen Hasen, der am Ende einer in den Schnee gesteckten Stange baumelt. Wir laufen hin und untersuchen neugierig, ob sich etwa noch andere Herrlichkeiten in einer Blechbüchse verbergen, die an der gleichen Stelle angebracht ist, und wir finden hier folgenden langen Brief von Dr. Wulff, der launig die Erlebnisse in der Zeit unserer Trennung schildert:

1. Lager bei der Insel nördlich vom Mac-Millan-Tal, 18. Mai 1917.

Bruder!

Deine Abteilung startete 8,30 Uhr vorm. Ich ging 7 Stunden auf die Jagd ohne Resultat. Kam wieder und fand im Innern des Zeltes ein Chaos und ein Durcheinander von Hasenwolle und Fleischfetzen. Der zurückgelassene Satanshund hatte den Zugriemen durchgebissen und sich an zwei von meinen schönen Hasen gütlich getan. Selbstverständlich Prügel, aber in meinem Herzen muß ich die Unternehmungslust des Hundes bewundern.

Da ich um 8 Uhr abends eine Temperatur von 16,2 Grad unter Null notierte, kochte ich Hafergrütze und kroch in den Schlafsack, den Windschutz des Zeltes und das herrliche Klima des Schlafsackes segnend. Wollte eben allen Sorgen der Welt entrückt einschlafen, da ritsch, ratsch zerreißt das Zelt kreuz und quer, und ich liege zwischen lauter flatternden Fetzen wie in einem havarierten Zeppelin, von Gott und allen guten Geistern verlassen an dem öden Strand der Lincolnsee. Es war Harrigan, der wiederkam und in wilder Karriere das Zelt über den Haufen fuhr. Es kostete ihn eine gute Stunde Flickens in der Kälte, bis das Zelt wieder Form bekommen hatte. Eine Tasse Kaffee beschloß das Abenteuer, und dann kochten wir das, was der Hund von dem letzten Hasen übriggelassen hatte.

19. Mai. Stilles, sonniges Wetter. Ich 8 Stunden auf der Jagd im Tal, zwei Hasen, Schneehühner, interessante pflanzenbiologische Temperaturreihen. Harrigan blieb den ganzen Tag im Zelt. Gegen Abend ziemlich starker Südostwind mit Schneetreiben und 17 Grad Kälte.

20. Mai. Das Tal im Südwesten von Kap Wohlgemuth scheint, bei klarem Wetter im Zeiß-Feldstecher gesehen, von der Bergseite her ganz mit Gletschern erfüllt zu sein. — Die Bahn jetzt nach dem Sturm sehr viel besser. Harrigan reiste heute um 1 Uhr nachm. in den Nares-Inlet, um Moschusochsenfleisch zu holen.

21. Mai. Petroleum und Zucker zu Ende. Benutze das trockene Wetter, um Kamiker und Schlafsack zu trocknen. Der letztere verliert die Haare stark. — Harrigan kam um 6 Uhr nachm. mit einem Schlitten voller Fleisch zurück. Hatte im Fernrohr drei weitere Moschusochsen gesehen, die wir wahrscheinlich expedieren werden, wenn der Rest des Fleisches geholt wird.

Ich ging um 10 Uhr nachm. auf die Jagd in das Tal. Kehrte zum Zelt zurück.

22. Mai. 7,30 Uhr vorm. 7 Hasen und 5 Schneehühner. Zu meiner

Verwunderung sind Hendrik und der Bootsmann noch nicht zurück. Von den 7 Hasen erlegte ich 4 Stück auf einmal: Pang, pang, 2 auf jeden Schuß. Ich habe sogleich die Körpertemperatur von allen Hasen und Schneehühnern gemessen und interessante Resultate erhalten.

Ich ging um 11 Uhr abends am 22. Mai mit Harrigan auf die Jagd. Schlechtes Resultat. Er nichts, ich 2 Schneehühner. Kamen am 23. Mai 3 Uhr vorm. wieder zum Lager. Hendrik und der Bootsmann jetzt den 6. Tag abwesend, fängt an unheimlich zu werden. Wie machen sie es mit dem Hundefutter? Harrigan beunruhigt sich ganz und gar nicht, sondern sagt nur, sie kommen „by and by“, und damit trösten wir uns und fluchen über unsere unbrauchbaren Primusse.

Hendrik und der Bootsmann kamen um 10 Uhr vorm. an. Hatten vier Tage zum Rückweg vom Depot gebraucht und jeder einen Hund verloren. Sie hatten einen Teil des Gepäcks ein Stück im Westen draußen gelassen, das Harrigan jetzt holen soll.

24. Mai. Gestern den ganzen Tag Schneefall und Siesta im Zelt. Heute schöner Sonnenschein. Gegen Abend wieder Schneefall. Harrigan hat sich aufgemacht, um das Gepäck zu holen, das Hendrik und der Bootsmann östlich von Kap May zurückgelassen hatten. Der Bootsmann begleitet ihn, um zu jagen.

25. Mai. Sie kamen um 7 Uhr vorm. mit 5 Hasen wieder. Die ganze Nacht hat es geschneit. 10 Grad Kälte. Leichter Schneefall den ganzen Tag. Jetzt um 5 Uhr nachm. teilt mir Hendrik mit, daß wir abends nach Kap Wohlgemuth aufbrechen sollen. Bei Kochs altem Lagerplatz liegen nur noch zwei Fleischstücke (eine Hunderation), die es sich nicht lohnt zu holen, und die drei Moschusochsen, die Harrigan von dort aus mit dem Feldstecher gesehen hatte, befinden sich so weit im Fjord drin, daß wir sie in Frieden lassen wollen. Wir setzen also die Jagd auf der andern Seite des Fjords fort, und ich lege einen Brief an Dich an der Landspitze bei Kap Wohlgemuth nieder. Harrigans Hunde sind in gutem Zustand, aber die andern sind sehr mager. Ich lasse Euch 4 Hasen zurück.

Cheer up, boys, und kommt bald nach.

Wulff.

Bruder!

26. Mai. Wir hatten die Schlitten gepackt und waren 10 Uhr nachm. reisefertig, als starker Nebel uns einhüllte und die Reise unmöglich machte. Der Nebel war den ganzen Tag so dicht, daß wir kaum die Hunde sehen konnten. Von den vier Hasen, die ich für Euch bereitgelegt hatte, haben wir drei heute als Hundefutter verwenden müssen. Auch der Bootsmann hat mit einigen Hasen gefüttert und Harrigan mit dem letzten Moschusochsenfleisch.

27. Mai. Der Pfingsttag beginnt mit demselben Nebel und 15,5 Grad unter Null. Unter diesen Umständen können wir nicht mehr daran denken, mit allem Gepäck weiter als nach Kap Wohlgemuth zu kommen, um uns dort sofort wieder auf die Jagd zu begeben. Wie weit Ihr unter diesen Umständen nachkommen wollt, oder das Sichere dem Unsichern vorziehen und das Hundefutter (die zwei Fleischstücke), die bei Kochs Lager im Nares-Inlet liegen, verwenden und die

drei Moschusochsen suchen wollt, die Harrigan weiter im Innern des Fjords gesehen hat, mußt Du selbst entscheiden. Die Bahn nach Kochs Lager ist nicht die beste.

Es ist mir unter anderem gelungen, ein sehr hübsches Pflanzenverzeichnis von der Mündung des Mac-Millan-Tals aufzustellen und die Vegetationsverhältnisse dort zu beschreiben. Aber wo ist der Frühling und der Sommer?

Bereit zum Aufbruch 2 Uhr morgens. Hei! Wulff.

Schon am folgenden Tag, am 29. Mai, gelangen wir nach Kap Wohlgemuth durch denselben schweren Schnee, den wir bisher in den Fjorden angetroffen haben. Es scheinen hier viel Niederschläge zu herrschen, aber nur selten Wind. Die Spuren unserer Kameraden sind für uns eine große Hilfe, aber trotzdem brauchen wir elf Stunden, um die 29 Kilometer zurückzulegen. Hier bei Kap Wohlgemuth feiern wir den humorvollen Namen, indem wir unsern Hunden das letzte Fleisch geben, das wir besitzen. Auf einem kleinen Schneeschuhausflug finden wir an einem Schneeschuhstock einen neuen Brief von Wulff.

2. 27. Mai (Pfingstsonntag), Kap Wohlgemuth.

Hei, Chef!

Starteten vom alten Lager auf der kleinen Insel heute morgen 2,30 Uhr vorm. bei strahlendem Sonnenschein. $^1/_2$—3 Fuß lockerer, hinderlicher Schnee. Ich ging den ganzen Tag auf Schneereifen voraus, und wir erreichten Kap Wohlgemuth 2,30 Uhr nachm., nach genau 12 Stunden, also müde. Es sah äußerst kritisch für uns aus. Der Bootsmann und Hendrik mußten jeder einen Hund, der nicht mehr konnte, auf dem Eise zurücklassen. Ob sie sterben oder sich wieder zum Lager finden, ist ungewiß. Wir haben keine Spur von Hundefutter mehr. Die Hunde sind fast am Ende und mager wie lebende Skelette.

500 Meter vom Strand bei Kap Wohlgemuth entfernt, entdecke ich in etwa 2 Kilometer Abstand ganz oben auf dem Berg südlich des Kaps einen einsamen Moschusochsen. Du kannst Dir denken, wie das unsere Gemüter belebte. Rasch zum Strand, Zelt aufgeschlagen und Tee und Hasenfleisch gekocht. Nach zwölfstündiger Schneepromenade war ich müde und blieb im Zelt. Die drei andern stiegen hinauf und erlegten den Moschusochsen, eine Kuh, die der Bootsmann schoß. Es war sein erster Moschusochse. Hundefütterung. Harrigan lud uns zum Kaffee ein, den er von Thule mitgenommen hatte. Die beiden zurückgebliebenen Hunde kommen im Lager an.

28. Mai (zweiter Pfingstfeiertag). 2 Uhr nachm.

Trotz Wind und Schneegestöber verlegen wir das Lager ein Stück nach Osten um das Kap herum, um in einem Tal, das gleich östlich von dem Vorgebirge zu liegen scheint, auf die Jagd zu gehen.

Wulff.

Am nächsten Tag um die Mittagsstunde treffen wir bei den Kameraden ein, die uns mit stürmischen Willkommenrufen begrüßen. Sie haben wieder sechs Moschusochsen erlegt, die uns wie eine Gabe des Himmels für unsere hungrigen Hunde erscheinen.

Harrigan hat gestern einen Jagdausflug in das Innere des Nordenskiöldfjords unternommen, ist aber rasch umgekehrt, da er sich darüber klar war, daß das Land kein gutes Jagdgebiet sein konnte. Überall sah er hohe, senkrechte Felswände; die wenigen Schluchten, die quer zu den großen kompakten Bergketten verliefen, waren Steinwüsten ohne Vegetation. Er ist nicht weit ins Innere gedrungen und wir, die wir uns so lange wie möglich an die auf den alten Karten verzeichneten Ländergebiete klammern müssen, hoffen, daß der Fjord so tief sein möchte, daß wir in seinem Innern Land mit Wild finden.

Eins mußte jedoch gleich entschieden werden. Nach dem ursprünglichen Plan sollte ein festes Hauptlager am Ende des Nordenskiöldfjords errichtet werden, und hier sollte der Botaniker der Expedition in aller Ruhe seine Beobachtungen machen, während wir andern herumstreiften. Mit Wulff sollten Hendrik Olsen, Harrigan und der Bootsmann zurückbleiben und durch die Jagd Vorräte für unsere Rückreise beschaffen. Koch, Ajako und ich dagegen wollten nach dem Wildland und dem Nyboegletscher hinüber, den Independencefjord überschreiten, nördlich um Pearyland herumgehen und dem Steinmal von Mylius Erichsen bei Kap Glacier, dem von Koch bei Kap Bridgman und Pearys Steinmal bei Kap Morris Jesup einen Besuch abstatten. Nach reichlich anderthalb Monaten sollte die Expedition sich wieder an der Mündung des Nordenskiöldfjords versammeln und gemeinsam die Rückreise antreten.

Aber nach Inukitsoqs Schlittenreise in den Fjord muß der Plan mit der botanischen Station aufgegeben werden, und wir beschließen, die Expedition in zwei Abteilungen mit folgenden Aufgaben zu teilen:

Eine Jagdabteilung soll sogleich nach Norden nach dem De-Long-Fjord gesandt werden, um in der Gegend nördlich von dort bis Kap Morris Jesup Jagd auf Moschusochsen zu treiben. Dieser Abteilung schließt sich Dr. Wulff an, um soviel wie möglich von der Küste zu Gesicht zu bekommen.



Am Washingtonland entlang.



In glattem Trab vorwärts.

Dagegen wollen Koch, Ajako und ich uns ans Ende des Nordenskiöldfjords begeben, eine Kartenaufnahme von ihm machen und dann über das Inlandeis die Jagdgebiete bei dem Mohntal aufsuchen; von dort wollen wir durch den Independencefjord im Norden um Pearyland herumgehen.

Alle diese Pläne wurden in der besten Laune erörtert, während die Kameraden uns, den Neuangekommenen, mit allen möglichen Delikatessen von den frisch erlegten Tieren aufwarteten. Der Gesprächsstoff war nach der Trennung der letzten zwölf Tage unerschöpflich, und da wir schon am nächsten Morgen wieder jeder nach seiner eigenen Richtung aufbrechen sollten, lag über diesem Zusammensein eine Herzlichkeit, die mir unvergeßlich sein wird.

In den Nordenskiöldfjord. — Müde Hunde, keine Jagd.

Die Lage war ernst, sofern die Jagd hier versagen sollte. Aber noch war es Zeit, die Flinte ins Korn zu werfen und die Rückkehr anzutreten. Denn selbst wenn eine Möglichkeit bestand, daß die Seehundjagd uns später Fleisch verschaffen könnte, so waren diese Aussichten mitten in dem alten Polareis so unsicher, daß man nicht unbedingt mit einem glücklichen Ausfall rechnen konnte. Sollten wir uns aber jetzt schon rückwärts retten, so müßte es bei halbverrichteter Arbeit geschehen, und das wollte keiner von uns. — Bei der Abreise war uns allen klar gewesen, was uns bevorstand, und die Lage war jetzt bereits so, daß unser Leben der Einsatz geworden war für die Aufgaben, die wir lösen wollten. Aber zu meiner großen Freude war nicht ein einziger unter den Kameraden, weder unter den Männern der Wissenschaft noch unter den Eskimos, der einen Augenblick im Zweifel war, was wir zu tun hatten. Alle waren wir einig, die Expedition trotz allem fortzusetzen, und nicht einer wollte nachlassen, ehe wir die Versprechen eingelöst hatten, die wir seinerzeit gegeben hatten, als wir Dänemark verließen.

* *
*

Durch ein Meter tiefen, weichen Schnee fuhren wir langsam in den Fjord hinein, während unsere Kameraden den Kurs nach Kap Salor nahmen, wo sie ein Depot aus Pearys Zeit zu finden hofften.

Es gelang uns nicht, weiter als 17 Kilometer in den Fjord einzudringen. Hier schlugen wir früh am Morgen unser Lager vor einer breiten Schlucht auf, die sich ins Land hineinzog, und Ajako begab sich auf die Suche nach Moschusochsen. Acht Stunden trabte er durch das Land; aber alles, was er sah, waren Steine und Gletscher auf allen Berggipfeln. Keine Spur von Moschusochsen oder Hasen war zu sehen, und auch Schneehühner schienen in dieser Wüste nicht zu leben.



Lemming, an einer Polarweide knappernd.

Nachdem er uns diese entmutigende Botschaft gebracht hatte, legte sich der Nebel dicht über Berge und Eis, und wir konnten nichts anderes tun, als zu warten, zu warten mit sehr knappen Rationen für uns selbst und ohne Futter für die Hunde. — Auf dem Eis in der Nähe des Zeltes fand ich einen toten Lemming. Er war ganz allein durch den tiefen Schnee von der andern Seite des Fjords hergekommen. Das energische, hartnäckige kleine Tier schien durch den Nebel gewandert zu sein; es war bisweilen im Kreise herumgegangen und hatte sich in unregelmäßigen Zickzacklinien bewegt; es hatte sich augenscheinlich verirrt. Es war beinahe unfaßlich, wie dieses kleine Nagetier, das nicht viel größer ist als ein ausgewachsener Schneesperling, es fertiggebracht hatte, sich durch den tiefen Schnee zu arbeiten, dessen oberste Schicht so weich war, daß das Tier mit seinem kleinen sehnigen Körper eine tiefe und sicher außerordentlich anstrengende Furche hat pressen müssen. All seine Pfoten waren abgeschunden und so zerrissen, daß die Zehen mit dem geronnenen Blute zusammengefroren waren. Sicher hat sich der Schnee ebenso, wie es bei unsern Hunden geschieht, an den Haaren zwischen seinen Zehen festgesetzt, und das Tierchen hat so energisch versucht, die Zehen mit den Zähnen zu reinigen, daß Haut und Haare dabei abgegangen sind. An dem einen Fuß befindet sich



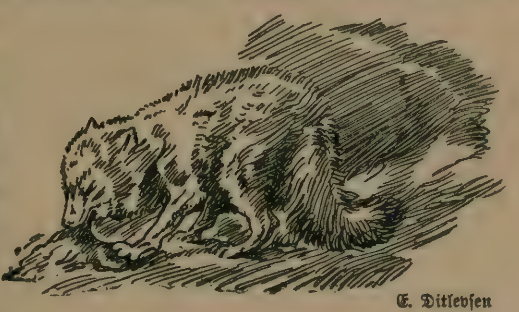
Lemming.

eine tiefe Wunde, die es sich nur selbst zugefügt haben kann, und der Blutverlust, den es dabei erlitten hat, ist sicher schuld an seinem Tod gewesen.

Die Eskimos, die die ungewöhnlichen Eigenschaften des Lemmings, seinen Mut, seine Ausdauer und Hartnäckigkeit bewundern, sagen von ihm, er habe die Brust eines Menschen, den Bart eines Seehundes, die Füße eines Bären und die Zähne und den Schwanz eines Hasen — eine Beschreibung, die sein Äußeres treffend charakterisiert.

* * *

Am 2. Juni mußten wir wieder vier Hunde schlachten, da wir noch immer kein Futter haben beschaffen können. Ajako und Koch fahren jetzt mit zehn Hunden, ich mit sieben; obgleich dies noch eine schöne Zahl ist, dürfen wir doch zunächst nicht mehr von ihnen töten; denn wollen wir mit unserm Hundefutter und mit unsern Sammlungen auf der Heimreise fahren und nicht laufen, so möchten wir vier Schlitten mit je sieben Hunden als Gespanne haben.



Polarfuchs mit einem erbeuteten Lemming.

Die sechs Moschusochsen, die an der Mündung des Fjords erlegt worden waren, reichten für unsere 44 Hunde nur für drei Fütterungen für jedes Gespann. Wir haben es daher vorgezogen, zwei Fütterungen an dem alten Lagerplatz zurückzulassen, um nicht ganz mittellos dazustehen, wenn wir später zurückkehren, um Chip-Inlet zu überschreiten.

Trotz des ungünstigen, unsichtigen Wetters, das wir gehabt haben, ist es uns doch gelungen, den Nordenskiöldfjord zu untersuchen, da ein frischer Wind ab und zu die Wolken beiseitegeschoben und uns die notwendige Aussicht gewährt hat. Die Natur entspricht hier ganz und gar dem Bild, das wir vom Viktoriafjord kennen. Das ganze Umland ist bis auf einen ganz

schmalen und nackten Küstensaum mit Gletschern bedeckt, und der Fjord, der in dem breiten Inlandeis endet, hinter welchem Nunatake auftauchen, ist kaum mehr als 20 Kilometer lang. Die Ausdehnung ist in gewissem Grade davon abhängig, wo man das eigentliche Meereis aufhören und das schwimmende Inlandeis anfangen lassen will. Etwa fünf bis sechs Kilometer fjordwärts von unserm Lager schiebt sich eine große Eisbergbank querüber, so daß die Passage vollkommen versperrt ist. Da diese Eisberge in einer Höhe von 3 bis 6 Meter bis dicht an den Hauptgletscher herangehen, mit tiefem Schnee in allen Spalten, und augenscheinlich von diesem bewegt werden, ganz wie das schwimmende Inlandeis im Viktoriafjord, so kann man behaupten, daß der eigentliche Fjord hier endet. Diese Eisberge machen ein weiteres Vorwärtsdringen unmöglich. Es gibt also von hier keinen Aufstieg zum Inlandeis, und es ist selbstverständlich, daß wir jeden Gedanken, nach dem Independencefjord durchzudringen, aufgeben müssen. Es gibt weder einen Weg noch haben wir Proviant dafür.

Sobald Chip-Inlet untersucht ist, müssen wir so rasch wie möglich den Kameraden nacheilen und uns später, wenn der De-Long-Fjord aufgenommen ist, nach Süden zu den Seehunden bei Dragon Point begeben.

Unsere geographischen Entdeckungen sind bis jetzt außerordentlich interessant gewesen. Schon jetzt wird es notwendig sein, das Verhältnis zwischen Inlandeis und Küstenland in dem Teil von Grönland, den wir bereist haben, in ganz anderer Weise anzugeben. Wir finden alles in weit größerem Umfang als erwartet vereist. Aber wenn es auch selbstverständlich die Aufgabe jeder Expedition ist, soviel Neues wie möglich nach Hause zu bringen, so ist doch nicht zu leugnen, daß wir um unserer eigenen Sicherheit willen gewünscht hätten, weniger Korrekturen anbringen zu müssen in all dem schönen ausgedehnten Jagdgebiet, das bisher auf allen amerikanischen Karten verzeichnet gewesen ist.

* *
*

Wieder sehen wir heute einen Lemming, der eine Fjordwanderung versucht. Er kommt aus der Schlucht neben unserm Lager und nimmt unverzagt den Kurs querüber, dort wo der

Fjord am breitesten ist. Im Verhältnis zu seiner Größe schießt er mit schwindelnder Eile vorwärts und schwimmt in seltsamen Sprüngen durch den Schnee. Oft verschwindet er ganz in einem Tunnel, um weiter vorn aufzutauchen, wie ein Seehund, der Atem schöpft. — In seiner Winzigkeit wirkt er in den gewaltigen Umgebungen, die ihn verschlingen, mit seiner fabelhaften Energie verblüffend. Einer unserer Hunde wittert ihn und fährt mit solchem Ungestüm auf ihn los, daß die Stränge zerreißen. Im selben Augenblick steigt eine Schneewolke von der Spur des kleinen Wanderers auf, noch ein paar Sekunden kämpft sich der Lemming auf seinem Weg vorwärts, dann fühlt er sich plötzlich hoch in die Luft gehoben und verschwindet noch lebend im Rachen des Hundes.



Lemming, Futter eintragend.

Sechstes Kapitel.

Das Lager am Eulennest.

Die erste Wanderung in Pearyland.

4. Juni. Wir hatten keine Wahl. Wir mußten den Nordenskiöldfjord so rasch wie möglich verlassen. Eine Jagdtour in das Gebiet, wo Hendrik und der Bootsmann ihre Moschusochsen geschossen hatten, ergab ebenfalls kein Resultat. Wir lernten nur eine Steinwüste kennen, die kein Fleisch für den Kochtopf verhieß, und gleich hinter den Küstenbergen lag das Inlandeis. Da das Wetter sich aufzuklären schien, entschloß ich mich, Chip-Inlet zu besuchen; der Fjord sollte kartographisch aufgenommen werden; dies geschah am besten auf der Ausreise. Das Land sah von fern gut aus; die Berge hatten sanfte Abhänge, und viele talähnliche Schluchten schienen das Land zu durchschneiden. Mit wenig Hoffnung im Herzen machten wir uns auf den Weg. Der Nebel hielt sich hartnäckig während der ganzen Tagereise, bis wir ganz nahe am Land waren. Da begann der Himmel sich langsam aufzuklären und durch die Wolken zu brechen, mit reichen Verheißungen für den Tag, von dem wir uns soviel versprachen. Schließlich beseitigte am Vormittag der Sonnenschein den feuchten Nebel.

Ein kaltes, schneeweißes Bergland lag in voller Winterkleidung vor uns, in strahlender Schönheit, mit kegelförmigen Bergen, großen Schluchten und einem sanft abfallenden Vorland. Kein Gletscher bedeckte das Land; es war endlich ein Stück des ersehnten Pearylands und schien gute Jagd zu versprechen.

Aber es kostete Zeit, dorthin zu gelangen. Fortwährend mußten zwei Mann neben den Schlitten und einer vorausgehen; so dauerte es zwölf Stunden, ehe wir die 31 Kilometer bis zu einem Punkt, der zum Lagern eingerichtet war, zurückgelegt hatten.

Wir kochten uns einen Haferbrei und eine Tasse Tee; dann machten sich Ajako und ich sogleich ins Land hinein auf. Keiner von uns konnte mit Rücksicht auf unsere hungrigen Hunde seine eigene Müdigkeit beachten. Auf Schneereifen, jeder seinen Hund an der Seite, stiegen wir die Hänge hinan.

Man sah sogleich, daß wir in Pearyland waren; denn so fruchtbare Oasen hatten wir bisher noch nicht erblickt. An vielen Stellen wuchs dichtes, wohlentwickeltes Gras, nicht nur die elenden, mageren Büschel, die wir zu sehen gewöhnt waren; überall kräftige Polarweide, Mohn, Steinbrech und Kassiope, alles jedoch noch winterwelk. Brennmaterial war jedenfalls genug da, wenn wir nur etwas zu kochen fanden. Zu Beginn der Tour schossen wir ein paar Schneehühner, die wir den beiden hungrigen Hunden gaben, die uns bei der Moschusochsenjagd helfen sollten. Wir gingen die Berglehne entlang fjordwärts und fanden bald eine Menge Exkremente von Moschusochsen, aber alle sehr alt. Vermutlich ist zu dieser Jahreszeit hier zuviel Schnee. Schneehühner sahen wir in großer Zahl, wir fanden es aber nicht richtig, unsere Munition an sie zu verschwenden.

* *
*

Auf einer steilen, malerischen Höhe, die nach einer Schlucht hin abfiel, entdeckten wir eine Eule, die augenscheinlich brütete. Denn kaum hatten wir sie erblickt, als eine zweite Eule, die wir nicht bemerkt hatten und die sich weit davon entfernt befand, unsere Aufmerksamkeit vom Neste abzulenken bemüht war. Zunächst lief sie über eine große Schneewehe; aber als wir uns nicht täuschen ließen, flog sie auf und begann über uns zu kreisen, ängstlich kreischend und augenscheinlich sehr nervös, je mehr wir uns dem Weibchen näherten. Da wir indessen unsern Gang unangefochten fortsetzten, wurde sie direkt feindlich. Hoch aus der Luft stürzte sie sich plötzlich blitzschnell auf uns herab, dicht an unsern Köpfen vorbei, so gewandt und so heftig, daß wir sie mit dem Gewehrkolben abwehren mußten. Dann stieg sie hoch, hielt sich lange kreisend über uns, um plötzlich wieder auf unsere Köpfe herabzustoßen. Ihre Bewegungen geschahen plötzlich und lautlos mit einer unberechenbaren Geschwindigkeit, und wenn sie dicht über uns hinschweifte, strich der starke Schnabel an unsern Augen

vorbei, und wir mußten uns ducken, um unsere Gesichter vor ihren ausgestreckten Krallen zu schützen. Ganz oben auf dem Hügel gewahrten wir ein primitives Nest mit neun weißen Eiern, nicht unähnlich Hühnereiern, nur etwas kleiner und runder. Das Nest war sehr einfach; es bestand nur aus einer Vertiefung in der Erde mit ein wenig Gras auf dem Boden. Wir ließen sie in Ruhe, zur großen Verwunderung des Männchens, das nur gewohnt ist, gegen Hermelin und Wolf zu kämpfen, die keine Schonung kennen.

Ein Stück davon entfernt schoß Ajako zwei Hasen, worauf wir uns trennten, um jeder in seiner Richtung zu jagen. Ich stieg bergan, um eine Aussicht zu erhalten, während er in der alten Richtung weiterging.

Der Berg, den ich besteige, ist ein 40 Meter hoher Schieferberg, schwarz und kegelförmig, von bröckligem Gestein bedeckt, das dem Fuß nur schlechten Halt gewährt. Als ich schließlich den Gipfel erreiche, bekomme ich eine Aussicht, die mir fast den Atem raubt. Unwillkürlich muß ich mir die Augen reiben, ehe ich zu glauben wage, was ich sehe. Unmittelbar vor meinen Füßen entdecke ich in der Richtung nach dem Fjordinnern einen großen Wirbel mit offenem Wasser und ein paar schwimmende Eisberge.

Ein ganz schmaler, zwei Kilometer breiter Fjord schiebt sich in das Land hinein, zunächst in der Richtung nach Nordwesten nach dem Mascart-Inlet hin. In dieser Richtung scheint er einen Arm abzugeben, wendet sich dann nach Norden und Nordosten nach der Gegend vom De-Long-Fjord und verliert sich schließlich zwischen den Bergen, ohne daß man das Ende sehen kann. Aber der Umstand, daß wir hier mitten in einem Sikussaqfjord, fast auf 83° nördlicher Breite, auf eine offene Stelle stoßen, deutet darauf hin, daß dieser schmale Arm der Teil eines Kanals sein muß, der entweder in den Mascart-Inlet oder in den Jewell-Inlet mündet. In der Öffnung steht ein starker Strom. Ich kann von meinem hohen Standpunkt aus deutlich die Wirbel sehen, die Hauptrichtung geht nach Chip-Inlet. Auf der festen Eiskante sehe ich zu meiner großen Überraschung und Freude zwei Seehunde und im Schnee Vertiefungen von einem dritten, der eben getaucht ist.

Diese überraschende Entdeckung eröffnet uns ungeahnte Möglichkeiten.

Das Land selbst ist nach allen Richtungen eisfrei, d. h. ohne



K. Kyhn.

Schneeeule beim Schutze des brütenden Weibchens gegen den Polarwolf.



zusammenhängende Gletscher; nur ein paar kleine lokale Gletscherzungen schieben sich von den Zinnen durch die vielen Schluchten herab, die die Berge durchschneiden. Überall sieht man hier viel Schnee.

Das Ende des Hauptfjords ist deutlich etwa 30—40 Kilometer landeinwärts von unserm Lager sichtbar, und erst jetzt wird es mir klar, daß wir einen großen, neuen Fjord entdeckt haben. Chip-Inlet war nicht sehr tief und sollte parallel zum Nordenskiöldfjord verlaufen; aber dieser Fjord existiert gar nicht. Dagegen geht nördlich vom Nordenskiöldfjord ein neuer großer Fjord nach Osten etwa 50 Kilometer nach Pearyland hinein. Fast am Ende des Fjords erkennt man einen großen Berg, der quer zur Fjordrichtung steht und in das Inlandeis übergeht. Während also die Südwestseite des Fjordendes in direkter Verbindung mit dem Hauptgletscher steht, erstrecken sich große verschneite, aber offenbar eisfreie Landgebiete in nordöstlicher Richtung.

* *
*

Als Ajako und ich wieder zusammentreffen, strahlen unsere Gesichter vor Freude über die Entdeckungen, die wir gemacht haben. Aber selbstverständlich sind wir augenblicklich hauptsächlich mit den Möglichkeiten beschäftigt, die uns diese unerwartete Wirbelströmung mit ihren Seehunden bietet. Wenn das Eis in der Nähe der Kante, wo die Seehunde liegen, von dem darunter verlaufenden Strom nicht zu sehr angefressen ist, bietet sich uns hier eine willkommene Möglichkeit, uns mit Fleisch zu versorgen. Da jedoch die Seehundjagd am besten in der Sonnenwärme der Mittagsstunde versucht werden kann, geben wir die Jagd vorläufig auf, durch unsere traurigen Erfahrungen bei Dragon Point belehrt, wo die Seehunde, Gott weiß warum, sehr scheu waren. Wir gehen daher ohne andere Beute als die beiden Hasen zum Lager zurück.

Frische Moschusochsenspuren oder auch nur ein Jahr alte Exkremente fanden wir nicht; die Lebenszeichen, die wir antrafen, schienen mehrere Jahre alt zu sein. Aber es ist ja möglich, daß die Moschusochsen sich noch weiter im Innern des Fjordes aufhalten, und das wollen wir untersuchen, sobald wir uns nur ein wenig ausgeruht haben. Vorläufig sind wir über 30 Stunden

ununterbrochen in Tätigkeit gewesen. Überall sahen wir eine Menge Lemmingbaue und ferner Schneehühner, die je zwei und zwei unter lebhaftem Gackern die Paarungszeit feiern.

Gegen Mitternacht sind wir wieder beim Zelt. Schon wieder müssen zwei arme Hunde als Futter für die Kameraden geschlachtet werden, eine kümmerliche und wenig stärkende Mahlzeit, aber immerhin doch eine kleine Magenfüllung, die den, der weiter soll, am Leben erhält.

Vom Schneesturm festgehalten.

Ich habe keine besondere Lust gehabt, Tagebuch zu führen, und habe mich daher die beiden letzten Tage ausschließlich auf die meteorologischen Beobachtungen beschränkt, die viermal am Tage in angenehmer Weise die Zeit kontrollieren.

Schlechtes Wetter und schlechte Bahn verfolgen uns systematisch. Durch Unmengen von Schnee hatten wir uns durchzukämpfen; auf der letzten Reise hatten wir bis zu ein Meter tiefen Schnee und mußten Schneeschuhe unter die Schlittenkufen legen. Der lockere Schnee, der in Klumpen unter den Füßen der Hunde festfriert, setzt ihnen schlimmer zu als der Hunger. Bei dem Versuch, die schmerzenden Pfoten zu reinigen, die oft so mit harten Eisklumpen besetzt sind, daß die Zehen auseinandergespreizt stehen, beißen sie sich die Pfoten blutig, wie ich es bei dem kleinen Lemming oben geschildert habe; sie bringen sich große Wunden bei und hinterlassen Blutspuren auf dem Eis. Diese Plage macht es ganz besonders schwierig, sie anzutreiben und raubt ihnen überhaupt völlig die gute Laune.

Und jetzt wird die Bahn noch schlechter. Der Schneesturm beginnt am 5., am 6. wütet er mit noch größerer Gewalt, und der Schnee häuft sich in großen, tiefen Schneewehen an, in denen die Schlitten hängenbleiben werden, wenn wir die Reise fortsetzen.

Es geht nicht anders; wir müssen, wie die kleine Steinbrechpflanze, die bisweilen in voller Blüte überwintert, die ganze Geschichte verschlafen und das Unwetter über uns hingehen lassen, als ob wir gar nicht existierten. Nachher ist Zeit genug, sich mit seinen Folgen zu befassen.

Noch am 7. Juni scheint der Sturm beständig im Wachsen; der Schnee peitscht gegen das Zelttuch, und die Windstöße drohen

es in Fetzen zu reißen. Unsere zehn noch lebenden Hunde liegen im Schnee draußen; es fällt ihnen offenbar schwer, sich mit all diesem Mißgeschick abzufinden. Wir dürfen keine mehr schlachten, wenn wir nicht ohne Vorspann bleiben wollen. In diesem Wetter auf die Jagd zu gehen, ist undenkbar.

Zeltwache mit dänischen Stimmungen.

Endlich! Endlich kam die Sonne mit klarem, blauem Himmel und erbarmte sich unser am frühen Morgen. Gegen 2 Uhr gruben wir uns zum Zelt heraus und trafen Vorbereitungen für die Jagd und für eine Rekognoszierungstour, die Koch und Ajako unternehmen sollten. Wir lagen tief in großen Schneewehen vergraben, so daß nur der First des Zeltes sichtbar war. Es war ganz wie zur Mittwinterzeit, und nichts um uns herum gab Zeugnis davon daß wir schon weit im Juni waren, dem herrlichsten und mildesten aller Sommermonate.

Von unsern Schlitten ist nichts zu sehen; nur die Spitzen der Ständer ragen hervor, und von den Hunden ahnt man nur die Umrisse ihrer Leiber im Schnee. Ihre Ruhe ist unheimlich, und sie zeigt uns leider, daß keiner von ihnen in der Stimmung ist, den Riemen zu durchbeißen und zwischen den Schlitten und den Zelten auf Raub auszugehen. Sie haben sich in ihr Schicksal ergeben und versuchen nur, in einen Kreis zusammengerollt und den Kopf zwischen Beinen und Schwanz vergraben, sich warm zu halten.

Um 4 Uhr machten sich Koch und Ajako auf den Weg. Ich mußte als Wache bei den Hunden im Zelt bleiben; denn die Hunde würden dieses in Fetzen zerreißen, wenn sie unter solchen Umständen einen Tag ohne Kontrolle verbrächten. Ich würde gern mit den andern getauscht haben, statt noch einen Tag in Untätigkeit zu verbringen, aber einer muß das Unangenehme auf sich nehmen.

Lange stand ich im Schneegestöber draußen und sah den Fortziehenden nach. Koch sollte das Innere des Fjords aufnehmen und Ajako sollte jagen, um wenn möglich die traurigen Überreste unserer Hunde zu retten.

In gleichmäßigem Marsch gehen sie in den Fjord hinein, wo die Wetterwolken noch über die zerrissenen Zinnen treiben, der eine auf Schneeschuhen langsam durch die lockeren, frischen

Schneewehen gleitend. Ajako, der unerschrockene Jäger, dessen aufrechte Haltung und geschmeidige Bewegungen verraten, daß er die Hoffnung, Großwild aufzuspüren, noch nicht aufgegeben hat, ist in seiner Erscheinung dem Wolfshund nicht unähnlich, den er am Riemen mit sich führt. Wie jener ist er leicht und muskelstark, ausdauernd und hungergewohnt. Und neben ihm schreitet Koch, breitschulterig, von kräftigem Bau und zähem Kraftbewußtsein.

Gute Jagd, ihr Wölfe! Niemals haben heißere Wünsche zwei Wanderer begleitet, heute gilt es! Der große Ernst ist jetzt über uns und unserm Schicksal.

Und während ich hier stehe, den rauhen Wind im Gesicht, und unsere Aussichten überprüfe, gehen die Gedanken unwillkürlich weiter zu der andern Abteilung, die dasselbe Wetter gehabt hat wie wir. Möge sie mehr Glück auf der Jagd gehabt haben, ehe der Sturm über sie kam und ihnen das Land verschloß.

Mir gegenüber sitzt ein Schneehuhnpärchen und gackert vergnügt miteinander; ihr Kleid ist ganz braun, und sie singen von dem Sommer, der jetzt herrschen sollte. Ihre unverzagte Gegenwart hebt die Stimmung immerhin ein wenig und lenkt die Gedanken von den unheimlichen, sturmgetriebenen Wolken ab.

Ab und zu sehen sie forschend auf das Zelt und den Menschen am Eingang herab, aber sie brauchen sich nicht zu ängstigen, sie dürfen ruhig vor mir den langen, einsamen Tag über ihr Spiel fortsetzen. Ich kann für so wenig Fleisch keine Kugel opfern, und unsere Schrotflinte haben wir mit Munition für die Rückreise in der Mündung des Nordenskiöldfjords deponiert.

Eine Spannung liegt heute über dem Tag, eine Spannung von der Art, wie sie sich nicht zu oft auf einer Expedition einstellen möchte.

* *
*

Zum erstenmal seit längerer Zeit haben wir Temperatur über Null, 1,2 Grad. Es ist windstill, der Himmel ist beinahe ganz wolkenlos. Das milde Wetter verlockt dazu, die Wartezeit mit Schreiben zu vertreiben.

Es ist jetzt 6 Uhr nachmittags und also 15 Stunden her, seitdem meine Kameraden fort sind. Sie sollten sofort zurück-

kehren, wenn sie auf dem Hinweg einen Seehund bei dem Stromwirbel fingen. Ihr Ausbleiben ist also kein günstiges Zeichen.

Ich habe das Gefühl, als stehe ich auf einer Schanze, einer gegen fünfzehn!

Die Hunde, im rasenden Hunger, haben sich fast alle von ihren Strängen und Riemen losgerissen und greifen ununterbrochen das Zelt an, wo noch ein kleiner Bissen gekochten Fleisches aufbewahrt wird. Es würde ein ungleicher Kampf gewesen sein, wenn das Leben ihnen nicht Respekt vor der Peitsche eingeflößt hätte, die, wie sie wissen, ihr lieber Herr immer zur Hand hat. Sie haben während des Schneesturms gelitten, aber das würde nicht viel für einen Wolfshund bedeuten, wenn sie nicht in der letzten Zeit zu oft schlaffes Hundefleisch an Stelle wirklicher Nahrung bekommen hätten; darum sind sie jetzt so desperat und drohend, und sie würden sich sicher über mich stürzen, wenn sie es nur wagten. Übrigens äußert sich die Not bei ihnen sehr verschieden. Die edleren Naturen sind nicht mehr gierig und zudringlich, ihre Augen haben einen unendlich verlassenen und melancholischen Ausdruck bekommen, sie halten sich abseits und suchen schneefreie Flecke am Land auf, wo sie sich in die Sonne legen und versuchen, ob die Wärme den Schmerz in ihrem leeren Magen lindert. Die Plebejer unter ihnen dagegen haben böse Augen bekommen; ununterbrochen belagern sie das Zelt und sind am Eingang, so oft sie glauben, mich überrumpeln zu können. Arme Tiere! Doch was können wir anderes für sie tun, als uns auf tagelangen Jagdtouren im Land halb zu Tode zu laufen. Wir schonen uns selber wahrlich auch nicht!

Der Tag vergeht mir langsam, und ich ertappe mich oft bei dem Glauben, daß meine Uhr stehengeblieben sei. Vergebens versuchen die Schneehühner mit ihrem Gackern ein wenig Abwechslung in die Einsamkeit zu bringen.

Ein Pärchen gurrt zärtlich und warm miteinander über das Nest, das sie bauen wollen. Ihre gurgelnden Kehllaute erinnern mich an den Gesang der Unken in den Teichen von Seeland. Ich vergesse, wo ich bin, und die Gedanken suchen Ruhe im Garten von meines Vaters Pfarrhof, wo ich diesen merkwürdigen Fröschen so oft gelauscht habe, deren reine Glockentöne oft aus dem

Schlamm des Teiches die Luft in den kühlen dänischen Sommerabenden mit Wohllaut erfüllten.

Eine milde Brise führt den Duft wilder Rosen von der Friedhofsmauer zu mir herüber, und viele alte Erinnerungen werden so lebendig, daß ich mitten im Eise das Vergangene wiedererlebe. Ich sehe meine liebe alte Mutter von den Erdbeerbeeten herkommen, die Schürze voller großer roter Beeren; wie gewöhnlich sucht sie die größten heraus und gibt sie uns, und es ist, als wäre der Geschmack doppelt so süß und kostbar, wenn man weiß, daß jede einzelne ihr Schmerzen in dem alten Rücken gekostet hat, wenn sie sich bückte, sie zu pflücken. Ich höre auch den festen, etwas schweren Gang meines Vaters zwischen den Bäumen des Gartens. Er macht seinen Abendspaziergang und bleibt immer wieder vor den Fruchtbüschen stehen, deren Wachsen und Gedeihen er in seinem lieben Garten von Tag zu Tag verfolgt. Hier und da hört man die Schläge gegen die Kugeln auf dem Krocketplatz drüben; der kühle Abendwind rauscht durch die großen Linden, während die weißen Obstblüten auf die Wege des Gartens herabfallen.

* * *

Während der Mittagshitze kommen die ersten fliegenden Sommerzeichen zu mir; ein paar Schmeißfliegen brechen summend ins Zelt ein und kreisen über dem unschuldigen kleinen Stück Ochsenfleisch, das ich so wachsam behüte. Drei neugierige Möwen segeln auf ihren scharfgeschnittenen Schwingen über das Lager hin und verschwinden in der Richtung des Stromwirbels, und wenn ich noch ein paar kleine Schneesperlinge nenne, die ebenfalls versucht haben, mir Gesellschaft zu leisten, so bin ich mit der Biologie des Tages fertig.

In dem stillen, milden Wetter bringt die Sonne den Schnee rasch zum Schmelzen.

Um 11 Uhr abends kommt Koch nach einer Wanderung von 25 Stunden zum Zelt zurück. Er hat kein Wild gesehen. Seine Entdeckungen bestätigen vollkommen, was ich jüngst von dem schwarzen Schieferberg aus gesehen hatte; wir sind in einem ganz neuen Fjord, der nichts mit Chip-Inlet zu tun hat, und der draußen von der Route, die man sonst eingeschlagen hat, nicht sicht-

bar gewesen. Wir einigen uns, diesen Fjord J.-P.-Koch-Fjord zu nennen. Die große Insel, die vor der Mündung von Chip-Inlet verzeichnet ist, gibt es ebenfalls nicht. An ihrer Stelle haben wir eine hohe bergbedeckte Halbinsel gefunden, die sich mit nicht weniger als 16 Gletschern zwischen dem Nordenskiöldfjord und dem J.-P.-Koch-Fjord vorschiebt. Das Land nördlich und östlich des Fjords ist teilweise eisfrei. Aber es ist eine wilde Alpenlandschaft, in der man sich keine größere Hoffnung auf Moschusochsen machen kann.

Ajako ist tiefer in den Fjord eingedrungen und ist um 9 Uhr morgens noch nicht zurück. Aber solange er fort ist, ist ja Hoffnung.

* * *

Hei!!!

Endlich, am 9. Juni um 9 Uhr, nach genau 30 Stunden kehrt Ajako zum Zelt zurück. Er hat zwei Seehunde bei dem Stromwirbel erlegt und drei Hasen. Die Hasen hat er auf dem Rücken; die Seehunde dagegen sind deponiert, da es praktisch sein wird, das Lager weiter nach der Wirbelstelle zu verlegen.

Unsere Freude über diese Meldung war so stark, daß wir den Eindruck hatten, als schlügen warme Wellen durch unser Inneres, und wir mußten allen unsern Gefühlen in sinnlosen Worten Ausdruck geben. Jetzt ist Hoffnung vorhanden, daß wir vorläufig einen Teil unserer Hunde am Leben erhalten können, und es ist auch nicht undenkbar, daß es uns gelingen wird, noch mehr Seehunde zu schießen.

Ajako ist tief im Fjord drin gewesen, wo er zahlreiche alte Exkremente von Moschusochsen gefunden hat; aber alles deutet darauf hin, daß diese Tiere vor vielen Jahren die Gegend verlassen haben, die sie wahrscheinlich nur auf ihrem Weg nach Osten passiert haben. Außerdem hat er eine brütende Eule gesehen und einen weißen Fuchs, der eifrig auf der Jagd nach fetten Lemmingen war.

Das schöne Wetter hat eine Menge Raubmöwen nach unserm kleinen Lager gelockt; entweder streichen sie über unsern Köpfen hin oder sie lassen sich auf den Hügeln an den Bergabhängen nieder und begrüßen von dort mit schrillem frohem Schrei den heimgekehrten Jäger.

Gute Tage am Stromwirbel.

Das Lager wird jetzt ein paar Kilometer weiter in den Fjord hinein verlegt, so daß wir von unserm Zelt eine bequeme Aussicht über den kleinen Stromwirbel haben, der vorläufig unsere Speisekammer sein soll.

10.—13. Juni. Leider werden Koch und Ajako wieder krank. Koch hat nach der langen Tour gestern Übelkeit und Schwindel bekommen. Sein Magen scheint gegen die ununterbrochene Fleischkost, auf die wir angewiesen sind, zu protestieren; er bekommt wohl ab und zu etwas Haferbrei, aber bei den unsicheren Lebensbedingungen müssen wir sehr vorsichtig umgehen, und Koch kann leider nicht täglich die Mengen erhalten, die sein Körper zu fordern scheint.

Ajako hat seine Augen in dem scharfen Licht auf der langen Fahrt überanstrengt und ist wieder schneeblind geworden. Daher verlasse ich, sobald das Zelt errichtet ist, die Kameraden und fahre nach dem Stromwirbel, um Ajakos Seehunde zu holen. Das Wetter ist ruhig und schön, und die milde Witterung hat ein paar Seehunde zu einem Sonnenbad heraufgelockt. Leider ist der eine sehr scheu und verschwindet in der Tiefe, lange bevor ich auf Schußweite herangekommen bin; dagegen gelingt es mir, den andern zu schießen. Jetzt sind wir obenauf; denn bei den wenigen Hunden, die wir noch haben, werden diese Seehunde mit all ihrem Speck einige Zeit reichen.

Unsere Freude ist wie gewöhnlich nicht ganz ohne Wermutstropfen. Unter den Hunden scheint eine ernste Krankheit ausbrechen zu wollen; einige von ihnen bekommen eine Lähmung des Hinterkörpers. Möglicherweise steht das in Verbindung mit dem Kannibalismus, auf den sie zu oft angewiesen waren; offenbar enthält das Hundefleisch ein Gift, das ihnen schlecht bekommt; es steckt jedenfalls in der Leber und in den Eingeweiden. Sie brechen häufig nach Hundefleisch, haben starken Durchfall und sind während der ganzen Tagereise schlaff und matt. Zwei von ihnen haben wir schon erschossen, da keine Hoffnung ist, ihre baldige Heilung zu erwarten.

Noch eins verursacht uns etwas Sorge, die Schwierigkeit, die Hunde dazu zu kriegen, ordentlich zu fressen. Den Speck, der ihnen so gut tat und auf den sie sich anfangs mit großer Gier stürzten,



Kap Constitution.

Bei Kap May.

wollen sie jetzt durchaus nicht mehr fressen. Dies hat indessen nichts mit Krankheit zu tun, sondern ist eine bekannte Erfahrung, die alle machen, die auf einer Langfahrt zeitweilig genötigt waren, ihre Hunde hungern zu lassen. Kommt man dann endlich an einen Ort, wo es Futter in Hülle und Fülle gibt, so nehmen sie nur ein paar große, gute Mahlzeiten ein und werden dann so wählerisch, daß nur das feinste reine Fleisch Gnade vor ihren Augen findet.

Am 11. Juni fühlt Koch sich etwas besser und begibt sich sogleich nach dem J.-P.-Koch-Fjord, um die angefangene kartographische Arbeit zu vollenden.

Am nächsten Tag ist er wieder sehr schlaff und müde, und da auch Ajako noch immer Schmerzen in den Augen hat, müssen wir noch ein paar Tage hierbleiben, obgleich es zu wünschen wäre, daß wir unsern Kameraden möglichst rasch nacheilen könnten.

Sodann mißglückten mehrere Seehundjagden. Die wenigen Tiere, die sich bei dem kleinen Stromwirbel aufhalten, sind so scheu, daß sie verschwinden, sobald wir uns nur zeigen. Am 14. vormittags beschließen wir daher, aufzubrechen und die unterbrochene Reise fortzusetzen.

In der Nacht werden wir durch Eisgänse geweckt, die paarweise über unser Zelt fliegen, um sich auf den grasbedeckten Abhängen niederzulassen. Noch lange klingt uns ihr Schrei mit seinem frischen, verheißungsvollen Klang in den Ohren. Es ist immer etwas Märchenhaftes bei dem sausenden Flügelschlag der Gänse, wenn sie auf breiten Schwingen am Horizont verschwinden.

Nach Kap Salor.

14.—15. Juni. Lange hatten wir uns auf den Tag gefreut, an dem unsere Arbeit hier drinnen beendet ist, so daß wir mit gutem Gewissen den Kurs nach Kap Salor an der Nordspitze der großen Insel vor der Mündung des Chip-Inlet richten konnten. Hier sollten wir nämlich, wie McMillan uns versprochen hatte, eins von Pearys Depots finden, das auf seiner letzten Nordpolexpedition 1908 angelegt war und aus Pemmikan, Keks, Zucker und Petroleum bestand. Das waren Delikatessen, die lockten.

Wir brechen um 8 Uhr nachmittags auf, und da die Bahn zum erstenmal seit längerer Zeit gut ist, gelingt es uns, in zwölf

Stunden die 40 Kilometer bis Kap Salor zurückzulegen. Wir machen östlich vom Kap gerade gegenüber Kap Emory halt, wo ein Bericht von Wulff für uns liegen soll. Es ist backwarm, die höchste Temperatur, die wir bisher gehabt haben. Bei 2 Grad Wärme entkleiden wir uns halb; darauf begeben Ajako und ich uns nach dem Depot, das etwa vier Kilometer von unserm Lager entfernt liegen soll.

Die Sonne brennt uns ins Gesicht, der Schnee schmilzt auf dem Eis zu Wasser und hat in dem alten Polareis schon Becken von über ein Meter Tiefe gebildet. Schweißtriefend erreichen wir das Depot, wo uns eine Blechbüchse, die am Ende einer aufgerichteten Stange hängt, einen Gruß von den Kameraden bringt. Gerade vor uns haben wir eine aufgepreßte Eiskante von zirka 20 Meter, davor ist das Eis eben, während das alte Polareis mit seinen Preßrücken bereits ein paar Kilometer seewärts beginnt. Auf dem Eisfuß verläuft eine alte Bärenspur.

Das Depot war insofern eine Enttäuschung, als wir nur drei Kannen mit Petroleum und sechs Dosen Pemmikan fanden.

Zu unserer Verwunderung finden wir Moschusochsen-Exkremente auch auf dieser Insel, die fast ausschließlich aus hohem Bergland ohne Spur von Tälern besteht. Moschusochsen können sich nur ganz vorübergehend hier aufgehalten haben. Drei Eisgänse kamen weit vom Polarmeer draußen herangeflogen, und an Land gackern die Schneehühner.

Um 11 Uhr sind wir wieder im Zelt und schwelgen nach Herzenslust in Pearys Pemmikan. Dieser Nordpolpemmikan hat im Gegensatz zum gewöhnlichen eine wunderbare Zusammensetzung: eine Menge Rosinen und Zucker sind in das Fleisch und Fett hineingeknetet, so daß die Masse fast den Charakter von Konfekt bekommen hat — jedenfalls könnte kein Marzipan uns besser geschmeckt haben. Um zu sparen, mischen wir ihn mit Hafergrütze und kochen einen dicken Brei, der sich uns mit einer ganz ungewohnten, aber nicht unbehaglichen Schwere in den Magen legt.

Wulffs Brief, der wie gewöhnlich in der einförmigen Tretmühle ein willkommenes Lebenszeichen ist, geht herum und gibt Veranlassung zu allerhand Diskussionen und Vermutungen. Dann kriechen wir in den Schlafsack, um die ungewohnte Sommerwärme

einmal außerhalb des Zeltes zu genießen. Ein Marsch von 36 Stunden liegt hinter uns, als wir endlich die Augen schließen.

Aber unsere Nahrung ist schwerer gewesen als die tägliche Hasenkost, und wir schlafen unruhig und wachen oft auf. Daher wird Wulffs Brief oft wiederholt, die letzte Neuigkeit seit langer Zeit; er lautet wie folgt:

Kap Salor, 2. Juni 1917.

Bruder!

Wir brachen am 31. Mai 8,30 nachm. von der Küste von Naresland auf. Anfangs klar und sonnig. Nach Mitternacht kalter Wind und Nebel. Sehr beschwerlicher, tiefer lockerer Schnee. Harrigan und ich langten am 1. Juni 10 Uhr vorm. bei Kap Salor an, also nach 13½stündiger, mühsamer Arbeit im Schnee. Hendrik und der Bootsmann sind wegen schlechter Hunde zurückgeblieben und kommen erst um 10 Uhr nachm. an, also nach einem Marsch von 25½ Stunden. Wir haben eine Dose von dem ausgezeichneten Pemmikan verzehrt, der jetzt gerade acht Jahre alt ist. Jetzt um Mitternacht ist freilich Nebel, aber um der Hunde willen müssen wir versuchen, das Land bei Kap Emory zu erreichen, wo wir feiste Moschusochsen und zahme Hasen im Überfluß zu finden hoffen. Hoffe, daß Koch seinen Tabak zur Verteilung im Sommer mitbringt. Ich fange an zu zweifeln, daß wir dieses Jahr überhaupt einen Sommer bekommen. Heute sind den ganzen Tag 3 Grad Kälte.

Großes Ereignis! Harrigan hat heute das Hemd gewechselt!! Das alte sah aus wie die ägyptische Finsternis. Hendrik hat heute neue Kamiker angezogen und geschworen, sie nicht abzulegen, als bis wir Moschusochsen geschossen haben.

Wir brechen auf in fröhlicher Laune und voller Blutdurst und Zuversicht. Am 4. Juni werden es 23 Jahre, seit ich Student wurde. Aber ich finde nicht, daß die Jahre viel von meinem Gottvertrauen geraubt haben. Ich fühle mich im Grunde noch ebenso voll göttlichen Leichtsinns wie in jenen Tagen.

Denkst Du in diesen Tagen daran, daß die ersten Juniwochen die beste Zeit zum Spargelessen sind; ham-ham, wenn man nur daran denkt! Ich hoffe, daß wir zur Austernsaison im November wieder daheim sind.

Eben kommt der Bootsmann mit unglaublich zähem Moschusochsenfleisch, und serviert — auf Zeitungspapier; das ist meiner Treu die Prosa des Lebens auf 83 Grad nördlicher Breite.

Wir verlassen den Ort am 3. Juni, 10 Uhr vorm., im Nebel.

Wulff.

Siebentes Kapitel.

Kap Salor bis zu Lockwoods Steinmal.

Begegnung mit Dr. Wulffs Abteilung.

Wir beschleunigen am 16. Juni die Fahrt, um die Kameraden möglichst rasch einzuholen. Wir lassen uns nicht Zeit, auf die Nachmittagskühle zu warten, sondern machen uns mitten in der Sonnenwärme um 9½ Uhr bei einigermaßen gutem Eis auf den Weg. Den Hunden hat die Ruhe und das fette Seehundfleisch gut getan. Mit den leichten Schlitten geht es rasch vorwärts, wenn nur einer von uns vorangeht. Um die Gelegenheit aufs beste auszunutzen, beschließen wir, auf der heutigen Tagereise wieder wenigstens 40 Kilometer zurückzulegen.

Schon nach zwei Stunden passieren wir Kap Emory, das in eine verhältnismäßig niedrige Landzunge ausläuft, wo Ajako in einer reich bewachsenen Schlucht einen Hasen schießt und eine Brut junger Schneehühner fängt. Das Land ringsum ist ein imponierendes Alpenland, das schneebedeckt und steil sich mit spitzen Zinnen in einen schmalen Fjord hineinzieht.

Ein paar Kilometer vor Kap Neumayer erblicken wir in einer kleinen Bucht plötzlich zwei Schlitten. Wir stutzen und können kaum Atem holen vor Spannung, als wir entdecken, daß es unsere Kameraden sind, die mit stark reduzierten Hundegespannen langsam, ganz langsam sich auf uns zu arbeiten. Wulff und Harrigan gehen voran, während Hendrik und der Bootsmann mit den traurigen Resten der drei Gespanne folgen. Wir beschleunigen die Fahrt, und es dauert wenige Minuten, bis wir zusammentreffen. An ihren magern, abgezehrten Gesichtern sieht man sofort, daß sie eine harte Zeit hinter sich haben, seit wir zuletzt beisammen waren.

Sechzehn Tage lang haben sie vergebens gejagt; in dieser

langen Zeit haben sie ausschließlich Hundefleisch verfüttern müssen. Jetzt flüchten sie, um ihr Leben zu retten, nach Süden, da es ihnen nicht möglich gewesen war, den De-Long-Fjord zu erreichen. Sie hatten fortwährend die Zahl ihrer Hunde verringern müssen und fuhren nun mit einem Gespann von fünf Hunden, das Gepäck in ein Seehundfell gepackt; das andere Gespann von neun Hunden kann noch einen richtigen Schlitten ziehen. Es waren also nur 14 von den 27 Hunden übrig, die, auf drei Schlitten verteilt, am 2. Juni Kap Salor verlassen hatten.

Bei Low Point hatten sie ihr Hauptlager gehabt und von dort Jagdausflüge bis nach Kap-Wycander hinüber unternommen. Da sie nicht die geringsten Spuren von Moschusochsen gesehen hatten, waren sie jetzt umgekehrt, um die letzten Hunde für die bevorstehende Rückreise zu retten. Unser langes Ausbleiben hatten sie als Zeichen dafür genommen, daß es uns geglückt sei, über das Inlandeis den Independencefjord zu erreichen. Da sie wohl einsahen, daß sie sich für eine so lange Wartezeit, die ihnen dann bevorstand, nicht Nahrung genug beschaffen konnten, hatten sie sich entschlossen, die Rückreise zu versuchen, solange sie selbst noch bei Kräften waren und einige Hunde übrighatten.

Gegen diesen Plan war nichts einzuwenden, wenn man bedenkt, welches Mißgeschick sie verfolgt hatte. Man muß unter solchen verzweifelten Verhältnissen nach eigenem Ermessen handeln, und die verschiedenen Abteilungen einer Expedition müssen innerhalb gewisser Grenzen so weit Freiheit haben, daß man nicht alles aufs Spiel setzt, um Verabredungen einzuhalten, deren Voraussetzungen nicht zutreffen. Aber ich war doch froh, daß ich ihnen begegnet war, und vorläufig ihre Rückreise auf eigene Faust verhindern konnte.

Wir schlugen nun ein Lager auf und erörterten die Lage bei einer Festmahlzeit von Seehundfleisch, Hasen und reichlichem Kaffee.

Meine Überzeugung war, daß ich alles daranwagen mußte, um weiter an der Küste, wo die Kameraden Schiffbruch erlitten hatten, vorzudringen; so nahe dem Ziel konnte ich mich nicht entschließen, meinen Plan aufzugeben und die Rückreise anzutreten, ohne mich selbst davon überzeugt zu haben, daß ein Weiterkommen unmöglich sei. Aber auf der andern Seite galt es auch, nicht

dummdreist etwas zu wagen, was für die ganze Expedition verhängnisvoll werden konnte. Ferner waren die Aussichten auf das, was uns weiter im Norden begegnen konnte, so düster, daß ich die Reise nur fortsetzen konnte, wenn diejenigen meiner Kameraden, die ich unbedingt mithaben mußte, sich zu dem Versuch freiwillig meldeten. Hier war ich zu meiner Freude wieder Zeuge, wie ernst sie es mit den Aufgaben nahmen, für deren Lösung sie ausgezogen waren. Koch und Ajako erklärten sich augenblicklich bereit, mich zu begleiten, und da ich, falls wir noch mehr Hunde verlieren sollten, zwei Mann bei jedem Schlitten zu haben wünschte, ergänzten wir unsere Abteilung durch den Bootsmann, der keine Angst davor hatte, zu den Küsten zurückzukehren, wo er eben gehungert hatte.

Dann wurde bestimmt, daß Dr. Wulff, Harrigan und Hendrik einen Versuch machen sollten, ihre Hunde mit den Seehunden des Stromwirbels zu retten. Sofern wir nicht mit allzu großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, konnten möglicherweise beide Abteilungen schon nach vierzehn Tagen bei Kap Salor wieder zusammentreffen; andernfalls wurde Dragon Point als der Ort bezeichnet, wo wir alle vor Beginn der Rückreise uns vereinigen sollten. Hierauf trennten wir uns.

Wulff hatte auf dem Weg, dem wir folgen sollten, ein paar Briefe in Steinmalen niedergelegt, die ihre Lage schildern; wir fanden sie alle, und da sie hierher gehören, gebe ich sie hier wieder:

1. Lager direkt südwestlich von Kap Bennett, 7. Juni 1917.

Bruder!

Nachdem wir Kap Neumayer am 5. Juni 2,30 vorm. passiert hatten, wo ich einen Brief für Dich hinterließ, folgten wir der Küste in tiefem Schnee bei hellem Sonnenschein bis hierher nach Kap Bennett, wo wir um 6 Uhr vorm. auf einem schneefreien Fleck am Strand das Zelt aufschlugen, da die Hunde nicht weiter konnten. Vier waren vor Ermattung auf dem Weg umgefallen und waren zurückgelassen worden, kamen aber später zum Lager geschlichen, wo drei erschossen wurden, um als Hundefutter zu dienen. Keine Spuren von Moschusochsen auf dem Wege hierher. Die Jagd im Land ergab 16 Schneehühner und 5 Hasen. Alle Schneehühner hatten große Eier mit Schale. Nichts anderes als sehr alte Moschusochsenexkremente, die nur selten anzutreffen sind. Ich sammelte eine Anzahl Pflanzen. Am Abend begann ein Schneesturm, der am 6. Juni mit voller Kraft anhielt, so daß wir den ganzen Tag in den Schlafsäcken verbrachten.

Heute am 7. Juni, Deinem Geburtstag, hat der Wind etwas nachgelassen,

aber derselbe widerliche mit Regen vermischte Schnee, der Hunde und Zelt mit Eis überzieht. Bleiben auch heute in den Schlafsäcken. Die Hunde fressen ihre Zugriemen und sind mager wie Skelette. Heute nacht hat der ganze Trupp mehrere Angriffe auf das Zelt gemacht, von dem Duft der Hasen angelockt.

Die Ärmsten tun mir leid, aber auch für uns selber sieht es nicht gar so rosig aus. Jetzt blühen daheim Flieder und Goldregen, und hier liegt man in Kälte und Schneesturm im Schlafsack an Grönlands Nordküste! Hätte man wenigstens eine große Schüssel mit Erbsen und Speck oder eine noch größere mit Pfannkuchen und Erdbeerkompott! Hei! Ich gedenke heute Dir zu Ehren für die Jungens einen zoologischen Alkoholschnaps zu brauen, um der Melancholie des Wetters die Spitze abzubrechen. Im übrigen ist die Stimmung all right, und der Bootsmann ist noch immer dick und fett. Der Primus summt, und Hendrik kocht uns einen Hasen, der große Embryonen enthält. Das Hafermehl reicht nur zu einer kleinen Tasse pro Mann jeden Morgen. Von Kaffee haben wir nur noch einen Handschuh voll, sowie zwei Pakete Tee.

Später. Keine Szenenveränderung. Der Geburtstagsschnaps hatte eine großartige Wirkung. Der Bootsmann sitzt im Schlafsack und singt seine heimischen Zauberlieder. Harrigan summt „Tipperary", und Hendrik singt dem Schnapsbrauer zu Ehren das schwedische Lied „Unser Land". Wir haben jetzt trotz unserer Armut Dir zu Ehren einen schmerzhaften Griff in den Kaffeehandschuh getan, und das Zelt fängt an nach Mokka, oder wie die Mischung sonst heißt, zu duften. Heil Dir, mein Junge!!! Wann hast Du das nächste Mal Geburtstag? Der Schneesturm bläst die Begleitung. — Vom „Mittagsschlaf" habe ich reden hören — jetzt heißt es für uns, nach allen Schwelgereien „Frühstück zu schlafen", 6—7 Stunden, wie es das Wetter verlangt.

Die Geburtstagsfeier nimmt unerwartete Dimensionen an. Jetzt haben die drei Eskimos, Gott helfe mir, gegen meinen schwachen Protest Hand an unsere „pièce de résistance" gelegt, an die einzige Pemmikandose, die unser Strohhalm in der Stunde der Not sein sollte. Diese fröhliche Gewissenlosigkeit gefällt meinem Bohèmesinn, und natürlich knabbere auch ich an meinem Anteil vom Raub. Aber das Prinzip! —

Heute abend zwei weitere Hunde erschossen und verfüttert. Der Schneesturm dauert an, jetzt stärker.

8. Juni. Die ganze Nacht Schneesturm, jetzt am Morgen schlimmer als je. — Eine Sturmmöwe (Larus glaucus) zeigte sich nachts auf dem Eis beim Zelt. Jetzt 2,7 Grad unter Null und Windstärke 7 bis 8. Nachmittags läßt der Sturm nach, und wir sprechen vom Aufbruch. Zunächst Hasen kochen und eventuell ein Griff in den kostbaren Kaffeehandschuh. Ich lege diesen Bericht bei Kap Bennett nieder. Hoffe, Ihr kommt bald nach, und wir haben dann gefunden, wo sich die Moschusochsen verborgenhalten. Jetzt zeigt sich die Sonne einen Augenblick; sofort steigt die Weltanschauung um einige Grade.

Noch einer von unsern Hunden verendet. Lag tot im Schnee unter den andern. Hendrik schoß heute in der Nähe des Zeltes ein Schneehuhn, das ein Hund ihm wegschnappte. Wohl bekomm's! Unsere Abteilung hat jetzt noch 19 Hunde, von denen zwei sehr schlecht sind. Es weht noch (Windstärke 3), ist

aber klar, so daß wir versuchen müssen, weiter zu kommen, um eine Katastrophe mit den Hunden zu verhindern. Passieren hier am 8. Juni, 6 Uhr nachm., auf dem Wege nach Kap Payer. Wulff.

2. Lager direkt westsüdwestlich von Low Point, 12. Juni 1917.

Knud Rasmussen.

Bruder!

Wir verließen also am 31. Mai abends Naresland. Hatten eine beschwerliche Fahrt nach Kap Salor, wo Harrigan und ich am 1. Juni 10 Uhr nachm. anlangten. Pearys Depot enthält drei Kannen Petroleum und sechs Dosen ausgezeichneten Pemmikan, aber keine Keks. Wir nehmen eine Kanne Öl und zwei Dosen Pemmikan. Ließen einen Schlitten und alles, was wir entbehren konnten, sowie einen Bericht für Dich zurück. Abmarsch im Nebel am 3. Juni 4 Uhr vorm. Passierten Kap Emory 6 Uhr vorm., wo ich einen Brief für Dich hinterlegte. Wir hatten hier noch 26 Hunde. Weiter an Snow Island vorbei, quer über den kleinen Fjord und über die niedrige Landzunge bei Blue Cape. Lager südlich von Kap Neumayer auf 83° nördlicher Breite. Hatten starken Nebel und fanden keine Spur von Moschusochsen.

Abmarsch 6. Juni 1 Uhr vorm. um Kap Neumayer herum, wo ich einen Brief an Dich hinterlegte. Die Hunde äußerst elend. Lagerten bei Kap Bennett 6 Uhr vorm., hatten hier drei Tage Schneesturm. Höchst widerwärtig. Weitermarsch 8. Juni, 6 Uhr nachm. Wir hatten jetzt nur noch 19 Hunde. Bei Kap Bennett hinterließ ich einen Brief an Dich. Da die Hunde nicht mehr konnten, ließen wir auf einem Eisberg mitten im Mascart-Inlet einen Schlitten und einen Teil des Gepäcks zurück. Packten das Notwendigste auf einen Schlitten und in ein Seehundfell, das die Hunde leichter über den tiefen Schnee ziehen können. Keine Spur von Moschusochsen. Lager westsüdwestlich von Low Point am 9. Juni, 6 Uhr vorm., hier größere Mengen von Hasen und Schneehühnern, aber keine Moschusochsen; sahen einen Seehund, bekamen ihn aber nicht.

Am 10. Juni 8 Uhr nachm. reisten Harrigan und der Bootsmann mit Schlitten und 15 Hunden (einer blieb bei dem Zelt) über Jewell-Inlet und dann zu Fuß nach dem Land bei Kap Wycander. Kehrten am 12. Juni 6 Uhr vorm. zurück. Keine Moschusochsen, keine Seehunde. Wir haben jetzt noch 14 Hunde. Die andern sind verendet oder erschossen und verfüttert worden. Selber haben wir die ganze Zeit Schneehühner oder Hasen zu essen gehabt. Ich habe auf schneefreien Stellen ziemlich viel botanisiert. —

Unter diesen Umständen die Reise fortzusetzen ist unmöglich. Wir haben uns geeinigt, zu versuchen, über Kap Salor Dragon Point zu erreichen, um womöglich durch Seehundjagd eine Anzahl Hunde für die Rückreise zu retten. Du kannst wohl begreifen, daß es mir im Herzen wehtut, mein Arbeitsfeld im Stich lassen zu müssen, gerade wo die Vegetation zu erwachen beginnt. Einige Ergebnisse habe ich ja gewonnen und hoffe, sie auf der Rückreise noch weiter zu vermehren. Die Ehre ist also gerettet, und das ist ja die Hauptsache. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich getan habe, was getan werden konnte, und daß ich auch keine Möglichkeit unbenutzt gelassen habe.

Aus den Depots bei Kap Salor und Dragon Point nehmen wir unsern

Anteil an dem Rückreiseproviant und legen auf der Rückfahrt weitere Briefe für Dich bei Kap Bennett, Kap Salor und Dragon Point nieder. Dieser Brief wird in ein Steinmal auf der äußersten Spitze von Low Point gelegt für den Fall, daß ihr von Osten her dorthin kommt.

Wir wollen die Heimreise über das Inlandeis nehmen und den Aufstieg im Innern des St.-George-Fjords versuchen. Auch dort werde ich einen Brief für Dich deponieren.

Dann wollen wir den Kurs nach dem Südende des Humboldtgletschers nehmen, daß die Küstenberge in Sicht bleiben und uns zur Orientierung dienen können.

Hören wir nicht bald von Euch, so werden wir versuchen, mit Hilfe der Eskimos in Etah ein Depot für Euch mit Lebensmitteln und Hundefutter in der inneren südöstlichen Ecke der Peabodybai zu errichten, wo ich vermute, daß ihr herabkommt.

Solltet Ihr auch im Herbst noch nicht zurück sein, so werde ich versuchen, eine Hilfsexpedition zustande zu bringen, die unserm alten Kurs folgen soll und Euch längs der Nordwestküste von Grönland und bei Fort Conger suchen soll, wohin Ihr Euch, wie ich annehme, wenden werdet, um zu jagen, wenn Ihr in Schwierigkeiten geratet.

Sollte ich von Etah oder Thule Gelegenheit zur Heimreise finden, so reise ich, da ich ja wenig für Euch ausrichten kann, werde aber vorher Hendrik und Freuchen, eventuell Pastor Olsen (Missionspfarrer bei Kangerdlugssuaq) Anweisungen geben.

Sollte ich vor Euch nach Dänemark kommen, so werde ich bloß dem Komitee, nicht aber der Allgemeinheit Bescheid über den Verlauf und die Resultate der Expedition geben.

Hier bei Low Point lassen wir alles, was wir entbehren können, zurück und packen den Rest auf einen Schlitten. Unser Lager liegt mehr nach dem Buys-Ballot-Fjord zu. Einen zurückgelassenen Schlitten findet Ihr eventuell auf einem großen Sikussaq-Berg mitten im Mascart-Inlet; dort findet Ihr auch die kinematographische Kamera. Aus dem Stativ machen wir uns Schneeschuhe.

Dieser Bericht wird um Mitternacht im Nebel und Schneetreiben 13. bis 14. Juni 1917 niedergelegt, Glück auf, Junge!

Dein Freund
Thorild Wulff.

Es war schöner Sonnenschein gewesen, während wir ruhig lagen. Jetzt kam wieder unser Todfeind, der Nebel, vom Polarmeer herangeschlichen, feucht und kalt, und legte sich über all das Land, das wir erforschen sollten. Die Stimmung wurde mit einemmal unsagbar öde und traurig. Nicht zum wenigsten in Anbetracht der Aussichten, die wir nach den Aussagen unserer Kameraden weiter im Osten zu erwarten hatten. Es war hoffnungslos,

die Reise bei unsichtigem Wetter fortzusetzen; wir schlugen daher das Lager um 10 Uhr abends zwischen Kap Neumayer und Kap Bennett auf.

Es galt, der Zukunft ruhig ins Auge zu sehen und die Entschlüsse, die zu fassen waren, noch einmal gründlich zu erwägen. Die Lage war in der Tat sehr ernst. An Proviant hatten wir nur noch ein Stück Seehundfleisch und ungefähr eine ganze Seehundhaut mit Speck. Unsere Hunde konnten nicht sobald wieder eine



Ajako mit seinem Seehund.

Hungerperiode aushalten, und ihre Zahl konnte auch nicht gut weiter vermindert werden, wenn sie zwei Schlitten ziehen sollten.

Um die trübe Stimmung zu unterstreichen, fällt das Barometer ununterbrochen und verspricht nichts Gutes für das Wetter, das wir erwarten können. Während die andern schlafen, überdenke ich unsere Lage.

Wird es möglich sein, auf diesem Weg vorzudringen, der den andern die Hälfte ihrer Hunde gekostet hat? Ich bin bereit, den Gedanken aufzugeben, bis nach Kap Morris Jesup oder Kap Bridgman zu gelangen, wie es immer mein Ziel gewesen ist; aber

den De-Long-Fjord? Sehr, sehr ungern! Nur mit schwerem Herzen wird es geschehen, wenn ich umkehren soll, trotz allem, was ich für diese Expedition eingesetzt habe, und ohne das Programm ganz durchgeführt zu haben. Gewiß sind jetzt die großen Fjorde an der Nordküste aufgenommen, und teuer ist es uns zu stehen gekommen wegen des Wildmangels, des Nebels und des tiefen Schnees, aber den De-Long-Fjord? Von unserm Lager sind es nur etwa 100 Kilometer bis zu diesem Arbeitsgebiet; doch wenn wir keine Jagd finden, werden wir vermutlich alle unsere Hunde einbüßen.

Um 5 Uhr nachmittags koche ich Tee und wecke Ajako und den Bootsmann, die beide aus Herzenslust geschlafen haben, ohne sich von nicht aufgenommenen Fjorden und unsichern Zukunftsaussichten stören zu lassen. Ich betrachte es als meine Pflicht, ihnen die Lage auseinanderzusetzen und ihnen eindringlich klarzumachen, welche Bedeutung es für die Expedition hat, wenn es ihnen gelingt, hier an diesem Ort Fleisch zu beschaffen.



Der Bootsmann in frisch erlegtes Wild gekleidet.

Der Nebel liegt noch immer über den Berggipfeln. Das Barometer fällt beständig, gleichmäßig und rücksichtslos, aber eine leichte Brise hat den Nebel etwas gelichtet, so daß das Eis und die untersten Bergpartien sichtbar sind; so schicke ich denn die beiden unverdrossenen Jäger fort.

17. Juni. Um 2 Uhr morgens kommen sie zurück. Ajako mit einem Riesenseehund, der Bootsmann buchstäblich in frisch erlegtes Wild gekleidet mit einer Gans, drei Hasen und acht Schneehühnern.

Wieder ist eine ernste Situation überwunden. Nie ist eine Beute nach unserm Zelt gebracht worden, die eine so entscheidende Bedeutung für die Resultate der Expedition gehabt hat, und ich bin wirklich von einer tiefen Dankbarkeit gegen das Schicksal erfüllt,

das sich den beiden jungen Eskimos mitten in dieser Wüste, in der die andern es haben aufgeben müssen, so gnädig gezeigt hat.

Wir können jetzt, ohne allzuviel zu wagen, die Reise nach dem De-Long-Fjord fortsetzen und hier noch zwei oder drei Fütterungen für jedes Gespann deponieren. Wir feiern das Glück mit einem Festmahl, woran auch die Hunde ihren reichlichen Anteil erhalten, und beschließen am Abend desselben Tages aufzubrechen.

Das Polareis, das dicht an die Küste herangedrängt ist, ist jetzt von einzelnen Rinnen, ungefähr 4 Kilometer vom Land entfernt, durchsetzt, und in einer dieser Rinnen hat Ajako seinen Seehund erbeutet, der wie gewöhnlich auffällig scheu war.

Nach Kap Mohn.

18.—20. Juni. Kap Neumayer ist — jedenfalls bei dem Wetter, wie wir es hier gehabt haben — ein ungewöhnlich trübseliges Vorgebirge, das wohl ein paar kleine Täler besitzt, in denen eine spärliche Grasvegetation belebend wirkt, das aber sonst nichts hat wie Steine und wieder Steine, die nicht einmal durch ihre Form dem Reisenden irgendeine Anregung geben. Wir haben hier unsere spannendsten Stunden verlebt, aber auch andere haben den Ort gekreuzt, den Tod auf den Fersen. Hier war es, wo Peary auf seiner Nordpolexpedition im Frühjahr 1906 das Land zu gewinnen suchte, als er bei seinem Vordringen vom Nordende von Grantland durch einen starken nach Osten gerichteten Strom aus seinem Kurs verschlagen worden war.

Ich sehe über das aufgepreßte und schwer begehbare Polareis hin, wo der Weg für die Schlitten mit Äxten durch die Eiswälle gebahnt werden mußte. Hungrige Männer, die ihr Leben mit ein paar Bissen rohen, gefrorenen Fleisches von halbverhungerten Hunden fristen mußten, arbeiteten sich nach den Küsten hin, wo auch wir es schwer gefunden hatten, uns am Leben zu erhalten. Ich muß an meinen Freund Manigssoq denken, der auf dieser Fahrt die Augen erfror und fürs Leben gezeichnet wurde. Vergebens hatte er versucht, Schritt zu halten mit den Kameraden, die in immer längeren Tagemärschen um ihr Leben kämpften, je mehr sie sich Grantland näherten, wo das Schiff und die Rettung zu finden war. Als er schließlich nicht mehr konnte, wurde er in

einer kalten Schneehütte mit einem gefrorenen Hundeschenkel als einziger Nahrung zurückgelassen, und hier kämpfte er mit dem Erfrieren, Tage hindurch ganz allein, bis ihn eine Entsatzabteilung vom Schiff erreichte und dem Leben zurückgewann.

Mit unserm Zigeunertemperament und dem Fang des gestrigen Tages waren wir so glücklich gestellt, daß wir vorläufig nicht im geringsten an die Lebenskonflikte dachten, die hier entstehen konnten. Jetzt gab es für uns wieder nur ein Vorwärts, das unsere Losung sein sollte, bis das Ziel erreicht war. Das Wetter ist schlecht. Schauer von kaltem, nassem Schnee treiben beständig über uns hin und verderben die Bahn. Den ganzen Tag arbeiten wir uns vorwärts unter Schneegestöber, das stundenweise die ganze Aussicht benimmt. Da wir aber keine Zeit zu verlieren haben, waten wir unverdrossen durch den Schnee. Wenn es zwischendurch einmal hell wird, offenbart sich vor uns die schönste Landschaft. Überall im Mascart-Inlet sind wir von hohen, kegelförmigen schneebedeckten Bergen umgeben, die von vielen Abwechslung und Leben bietenden Schluchten durchschnitten werden. Am Ende des Fjords sehen wir die Stelle, wo der Stromwirbelkanal mündet; damit haben wir die Lösung für das offene Wasser gefunden, das uns anfangs so rätselhaft war.

Draußen im Mascart-Inlet begegnet uns ein unsagbar trauriger Anblick. Wir finden hier auf dem hohen Eishügel den Schlitten, den unsere Kameraden zurückgelassen haben. Verschiedene armselige Kleinigkeiten sind neben ihm deponiert, um ihn zu erleichtern; aber das Ergreifendste ist die Leiche eines armen zurückgelassenen Hundes, der von Kap Payer aus vergebens versucht hat, der Spur der Fortziehenden zu folgen, bis er erschöpft diesen Schlitten erreichte, wo sich nichts Eßbares fand. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte ist er auf die Querhölzer hinaufgekrochen, wo er bei unserer Ankunft tot dalag.

Der Sturm scheint ständig zuzunehmen; die Windstöße peitschen uns das Gesicht mit nassem Schnee, und da schließlich unsere Kleider zu sehr leiden, müssen wir gegen unsern Willen schon bei Low Point das Zelt aufschlagen. Hier finden wir das Hungerlager der Kameraden, das keiner Erklärung bedarf; überall sieht man die Knochen der vielen Hunde, die sterben mußten, um von ihren Kameraden und den vier Männern verzehrt zu werden, die

trotz aller Ausdauer nicht imstande waren, sich genügend Jagdbeute zu beschaffen.

Vom Gipfel eines kleinen Berges entdeckten wir ganz nahe an Land einen kleinen Seehund, der trotz Wind und Wetter aufs Eis gekrochen ist. Da er auf gutem Eis liegt, glauben wir ihn schon beim bloßen Anblick erlegt und im Topf zu haben; denn keiner von uns zweifelt, daß er im Laufe einer Stunde unsere Beute sein wird. Es zeigte sich indessen bald, daß es ein Tier war, das nicht nur sein Leben ebenso lieb hatte wie wir, sondern das auch die Kunst zu foppen verstand. So oft einer von uns sich näherte, plumpste er durch sein Atemloch hinab, lange ehe wir auf Schußweite heran waren. Doch kaum wandten wir unsere Schritte wieder dem Land zu, so kroch er wieder herauf, um das Spiel zu wiederholen, so oft wir die Jagd von neuem aufnahmen.

Wir begreifen nicht, aus welchem Grund die Seehunde hier, wo sie nie gejagt werden, so ungewöhnlich scheu sind. Der Umstand, daß ihrer nur wenige sind, kann möglicherweise ihre Aufmerksamkeit jedem ungewöhnlichen Laut gegenüber mehr schärfen als an andern Orten, wo sie sich in größeren Mengen aufhalten; bisher haben wir immer nur einen Seehund auf einmal gesehen. Eisbären, die ihnen nachstellen, gibt es auch nicht, jedenfalls so wenige, daß sie kaum eine Rolle spielen können. Es widerspricht auch unserer Erfahrung, daß diese sie scheu machen; denn in der Melvillebucht, dem Eldorado der Eisbären, sind die Frühjahrsseehunde zahmer und weniger nervös als an allen andern Orten in Grönland.

Joe und Hans Hendrik machten dieselbe Entdeckung auf der Polaris-Expedition; es fiel ihnen sehr auf, daß die Seehunde beim allergeringsten Knirschen auf weite Entfernung sich durch ihre Atemlöcher hinabfallen lassen, so daß sie Hall gegenüber die Vermutung aussprachen, es müßten Menschen in der Nähe sein.

Wir haben vom Land aus durch das Fernrohr eingehend ein paar Seehunde beobachtet, ehe einer von uns die Jagd auf sie begann. Wenn ein Seehund im südlichen Grönland aufs Eis hinaufkriecht, um zu schlafen, wälzt er sich eine Viertelstunde im Schnee, streckt sich dann aus, legt den Kopf aufs Eis und fällt in so tiefen Schlaf, daß man gewöhnlich vorsichtig auf Schußweite herankommen kann, ohne ihn zu wecken. Hier im Norden

bleibt der Seehund dagegen nur einige Minuten hintereinander ruhig liegen, dann hebt er den Kopf und sieht sich forschend nach allen Seiten um, ganz als ob er ununterbrochen irgendeinen Hinterhalt erwartete. Wir glauben, es sind die großen und plötzlich einsetzenden Eispressungen, die die Tiere so furchtsam und nervös machen; denn wenn eine Pressung unter dem Druck der Eismassen des Meeres plötzlich und unvermutet einsetzt, wird sie die kleine Rinne, in der der Seehund sich aufhält, schließen und ihm den Zugang zum Meer und seiner Nahrung versperren. Selbst wenn es einem Seehund glücken sollte, durch die Rinne zu schlüpfen, würde er doch leicht riskieren, getötet zu werden. Das ist vermutlich der Grund, warum sie bei dem geringsten Laut zusammenfahren und überhaupt nur ganz kurze Zeit in Schlaf fallen.

Nachdem wir eine Menge Zeit mit dem neckischen Tier verloren hatten, gaben wir die Eisjagd auf, um unser Glück im Land zu probieren. Hier glückte es dem Bootsmann sehr rasch, drei fette, delikate Eisgänse zu erbeuten, die uns Trost und Ersatz boten.

Wir verbrachten einen Tag bei Low Point bei sehr wechselndem Wetter und einer Temperatur, die sich beständig auf 1 Grad unter Null hielt. Im Norden ist der Himmel klar, aber fortwährend treiben dichte Nebelwolken von Nordwesten heran und hüllen alles in einen feuchten, grauweißen Schleier. Dann darf die Sonne wieder einige

Landschaft beim Jewell-Inlet.

Harald Moltke nach Skizze von Koch

Augenblicke scheinen, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Gegen Abend legt sich ein Nebelband fest über die Berge im Südwesten, aber da der Horizont freibleibt, beschließen wir aufzubrechen.

Wir queren Jewell-Inlet, das mit seinen spitzen, hohen Alpenbergen sehr an Mascart-Inlet erinnert. Wir passieren Kap Wycander, das sich als eine Insel herausstellt, und kommen darauf in ein sanft abfallendes Küstenland, das nach der Mündung des De-Long-Fjords führt. Alle diese glatten Berghänge sind sehr fruchtbar und scheinen ein Lieblingsaufenthalt von Hasen und Schneehühnern zu sein. Ohne die Fahrt zu verzögern, gelingt es uns, vier Hasen und sechs Schneehühner zu erlegen. Aber trotz des Reichtums an Polarweide und Gras finden wir nicht das geringste Lebenszeichen von Moschusochsen. Der ganze zusammenhängende hohe Bergrücken, der von dem Sund bei Kap Wycander sich in den De-Long-Fjord hineinzieht, hat an seinem Fuß eine große, idyllische Ebene.

Auf einem vorspringenden tief gelegenen Punkt finden wir ein kleines Steinmal, das zu unserer Überraschung einen Bericht von Lockwood enthält.

In einer Rinne, 5 Kilometer vom Land, schießt Ajako einen Seehund, und wir dürfen sagen, daß wir jetzt für einen Aufenthalt in dem Fjord, in dem unsere Arbeit abgeschlossen werden soll, wohlverproviantiert sind.

Lockwoods Reise.

So oft wir an dieser einsamen Küste Erinnerungen an Männer treffen, die denselben Kampf für den Fortschritt kämpften wie wir, haben wir den Eindruck, als ob unbekannte Männer uns begrüßen und ihre Freundeshand den Kameraden reichen, die ihren Spuren folgen. Lockwoods Steinmal liegt auf der großen Ebene, die sich vor einem hohen, Kap Mohn vorgelagerten Bergrücken ausdehnt. Es ist klein und unansehnlich, nur reichlich ein Meter hoch, und zieht daher in keiner Weise die Aufmerksamkeit auf sich. Dies ist die Erklärung dafür, daß sowohl Peary wie McMillan vorbeigefahren sind, ohne es zu bemerken. Aber wir, die wir jede kleine Unregelmäßigkeit im Gelände untersuchen, in der ständigen Hoffnung, doch einmal Wild anzutreffen, entdeckten es schon auf bedeutende Entfernung. Der Bericht war in einer Konservenbüchse



Die drei ersten Moschusochsen.



Rast in der Mündung des Viktoriafjords.

untergebracht, die keineswegs wasserdicht war; nichtsdestoweniger war die Schrift leicht leserlich, trotzdem Wind und Wetter 35 Jahre lang über das offene Steinmal hingegangen waren. Der Bericht enthält mit altnordischer Knappheit eine Mitteilung, daß im Mai 1882 zwei Amerikaner, Lockwood und Brainard, mit dem Grönländer Frederik Kristiansen an diesem Ort vorbeikamen.

Lockwood war ein Mitglied der Greely-Expedition, die 1881 von Amerika auszog als ein Glied der großen internationalen meteorologischen Untersuchung, die in diesem Jahr über die ganze Welt vorgenommen wurde. Die Expedition, die in der Lady-Franklin-Bai ungefähr bei dem Discoveryhafen überwinterte, wurde soweit nach Norden von dem Dampfer „Proteus" gebracht, der unmittelbar nach der Landung der Expeditionsmitglieder heimkehrte. Hier wurde das Haus gebaut, das später unter dem Namen Fort Conger berühmt geworden ist.

In Amerika waren folgende Anordnungen getroffen, um die Verbindung mit den ausgesandten Gelehrten aufrechtzuerhalten: Schon 1882 sollte ein Schiff hinaufgesandt werden, und falls es ihm nicht gelang, in Verbindung mit dem Überwinterungsort zu kommen, sollten Depots auf Grinnell-Land, möglichst weit im Norden, angelegt werden. Das Jahr darauf sollte ein neuer Versuch gemacht werden; mißglückte auch dieser, so sollte die Entsatzabteilung so hoch wie möglich im Smithsund vordringen, um dann, wenn das Eis festgeworden wäre, mit Hilfe von Schlitten die Verbindung mit der Expedition herzustellen suchen.

In Godhavn und Upernivik wurden die beiden Grönländer Jens und Frederik Kristiansen angeworben, die der Expedition während ihrer ganzen Dauer von 1881 bis 1884 die trefflichsten Dienste leisteten. Die Amerikaner nahmen im Gegensatz zu Nares' Leuten die Eskimos ganz in ihre Dienste, und mit Hilfe dieser beiden ausgezeichneten Schlittenlenker gelang es ihnen, alle früheren Rekorde zu schlagen.

* *
*

Lockwood war ohne Zweifel der interessanteste und bedeutendste Mann in Greelys Stab. Am 3. April verließ er Fort Conger mit einer Begleitung von zwölf Mann, von denen jeder 130 Pfund ziehen sollte, und mit Frederik, der mit seinen acht

Hunden je 100 Pfund pro Hund transportieren sollte. Schon am 27. April schickte Lockwood alle menschlichen Zugtiere nach Hause und setzte mit Brainard und Frederik die Reise nach Norden fort. Bei Kap Bryant fand er gleich uns die Aussicht über das Land, das Beaumont mit so starkem persönlichem Einsatz erforscht hatte, und er versuchte sofort, den Kurs nach Kap May zu richten, von wo aus die vielen Geheimnisse des Landes im Norden sich den kranken Engländern geoffenbart haben würden. Kaum war man indessen ein paar Meilen im Land vorwärts gekommen, als man auf denselben weichen Schnee stieß, der Beaumont soviel Schwierigkeiten bereitet hatte. Kurz entschlossen ging Lockwood auf dem Meer weiter, statt sich mit Einzelheiten zu beschäftigen.

Schon am 4. Mai erreichte er Kap Britannia, das nach Greelys Befehl das Ziel seiner Reise war. Aber da die Küste, an der er zurückkehren sollte, gut mit Depots versehen und die Hunde noch keine nennenswerten Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hatten und daher bei vollen Kräften waren, entschloß sich Lockwood ohne weiteres, die Reise fortzusetzen, immer in einem Abstand vom Land, der ihm gute Bahn sicherte. Die Reise läßt sich am besten als eine Rekognoszierung charakterisieren; es war Lockwood darum zu tun, Land soweit wie möglich im Norden zu konstatieren, ohne es näher zu untersuchen. Daher konnte er gemäß der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, am 13. Mai mit gutem Gewissen die amerikanische Flagge auf der Lockwoodinsel an der Mündung des De-Long-Fjords aufpflanzen. England, das 300 Jahre lang die Ehre gehabt hatte, seine Flagge am weitesten nach Norden getragen zu haben, mußte hier der amerikanischen Expedition weichen. Englands höchste nördliche Breite, die Markham mit 83° 20′ 26″ erreicht hatte, war jetzt von Lockwood mit 83° 24′ geschlagen. Es war nicht viel, aber es war doch ein Rekord. Greely bespricht dieses Ereignis in seinem Buch wie folgt:

„Drei Jahrhunderte hindurch hat England die Ehre gehabt, den höchsten Punkt im Norden erreicht zu haben. Jetzt hat Lockwood, auf der Arbeit und den Erfahrungen der Engländer fußend, ihre Resultate von drei Jahrhunderten zu Land und zur See übertroffen. Mit Lockwoods Namen ist der seines unzertrennlichen Schlittenbegleiters Brainard verknüpft, ohne dessen wirksame Hilfe und rastlose Energie, wie Lockwood selbst sagt, das

Werk nicht hätte vollendet werden können. Mit berechtigtem Stolz blickten sie an diesem Tage von dem Ort ihres Erfolges, dem nördlichsten Punkt (Lockwoodinsel) nach dem trostlosen Kap, das den Namen des großen Washington tragen mag, bis kommende Generationen es überwinden."

Mir scheint, daß Greely hier, ohne im geringsten Lockwoods und Brainards Verdienste zu schmälern, auch den Grönländer Frederik hätte nennen dürfen. Denn ohne dessen Hilfe wäre der Rekord niemals aufgestellt worden. Es geht auch aus gelegentlichen Äußerungen Lockwoods hervor, wie hoch er Frederik als Mensch und als Reisebegleiter schätzte. Aber leider kam Lockwood selbst nie dazu, seine große Reise zu schildern.

Brainard, der ebenfalls eine ungewöhnliche Ausdauer besaß, äußert sich in seinem Tagebuch: „Wir haben eine höhere Breite erreicht als jemals früher ein anderer Sterblicher und wir haben Land gefunden, wo man keins vermutete. Wir entfalteten das glorreiche Sternenbanner in einer heiteren Brise mit unbeschreiblichem Triumphgefühl."

Schon am 1. Juni, 60 Tage nach dem Aufbruch, waren alle Teilnehmer der Expedition in bester Verfassung wieder in Fort Conger.

Leider muß ich aus Platzrücksichten die Beschreibung von Greelys Expedition bedeutend einschränken, obwohl sie die berühmteste von allen genannt werden muß, wenn man ihr tragisches Los in Betracht zieht. Die Mitglieder entfalteten während ihres ganzen Aufenthalts in Fort Conger eine energische Arbeit, sowohl landeinwärts wie nach Norden. Am interessantesten ist die Erforschung von Grantland, dessen Inneres damals vollkommen unbekannt war und wo man mit Hilfe kleiner leichter Zugwagen weit im Land herumkam. Von großer Bedeutung waren namentlich die ethnographischen Resultate insofern, als man im Innern des Landes in der Umgebung des Hazensees verschiedene Eskimowohnplätze feststellte. Greely nahm selbst an den Inlandreisen teil, und der Umstand, daß die Leute im Gegensatz zu allen ihren Vorgängern infolge einer vernünftigen Diät nicht an Skorbut litten, erhöhte in hohem Grad die Arbeitsfähigkeit.

Allen voran an Energie und Arbeitskraft stand Lockwood. Im Jahre 1883 begibt er sich von neuem auf eine Reise nach

Norden längs des von ihm entdeckten Landes und erreicht erstaunlich rasch die Schwarzhornklippen, wo er jedoch offenes Wasser trifft und umkehren muß.

Da der Weg hier versperrt ist, wählt sich Lockwood, wieder zusammen mit Brainard und Frederik, einen neuen Weg quer über Grinnell-Land, das er erforscht und wobei er auch den großen Greelyfjord entdeckt. Man hatte unterdessen zwei Überwinterungen durchgemacht, ohne in Verbindung mit den Hilfsexpeditionen zu kommen, die für die Rückreise in Aussicht gestellt waren. Da unglücklicherweise der Befehl gegeben war, die Expedition sollte, wenn sie nicht mit Schiffen in Verbindung käme, versuchen, nach Süden zu marschieren, dem Entsatz entgegen, begann man sich zum Aufbruch zu rüsten. Dieser sollte äußerst verhängnisvoll werden und den Anlaß zu der größten Tragödie bilden, die sich je bei einer arktischen Expedition abgespielt hat.

Dazu kam, daß sich an Bord zwischen einzelnen Mitgliedern sehr unerquickliche Verhältnisse entwickelt hatten, so daß sogar der seltsame Fall eintrat, daß der Arzt der Expedition Dr. Pavy während des letzten Sommers in Fort Conger wegen Insubordination in Arrest gesetzt wurde. Wenn es Verhältnisse im Leben gibt, in denen ein kameradschaftliches Zusammenarbeiten unter einer festen Leitung eine unumgängliche Bedingung dafür ist, daß alles so geht, wie es sein muß, so ist dies auf arktischen Expeditionen der Fall, wo die wenigen Menschen, die miteinander leben, ausschließlich aufeinander angewiesen sind. Darum bedeutet ein solches Vorkommnis für die inneren Verhältnisse der Expedition ein großes Unglück. Es entstanden auch Streitigkeiten darüber, ob man nicht ein paar Schlitten nach der Littletoninsel hinabsenden sollte, wo die Anlegung von Depots versprochen war. Es ist immer leicht, hinterher, wenn man von den Resultaten der Anordnungen ausgehen kann, zu kritisieren, und es läßt sich nicht leugnen, daß ein Plan wie der erwähnte, von den jetzt wohltrainierten Schlittenreisenden im Verein mit einem der Eskimos ausgeführt, sehr angebracht scheinen mußte. Aber Greely war dagegen und setzte durch, daß er aufgegeben wurde. Es wurde beschlossen, alle sollten an der Küste von Grinnell-Land entlang nach Süden ziehen, um mit Hilfsschiffen oder Depots in Verbindung zu kommen.

Beim Aufbruch wurde der Befehl gegeben, daß alles Privateigentum zurückbleiben sollte; doch wurde jedem der Offiziere erlaubt, 16 Pfund mitzunehmen, den Gemeinen dagegen nur 8. Ein solcher Unterschied wirkt in hohem Grade übel auf einer Expedition, wo nicht der geringste auf Rang gegründete Unterschied gemacht werden darf. Man traf auch die unglückselige Bestimmung, alle Hunde sollten bei Fort Conger zurückbleiben, wodurch man sich alle Jagdmöglichkeiten abschnitt, falls man gezwungen war, ohne Hilfe von außen eine neue Überwinterung vorzunehmen.

Am 9. August wurde die Station von allen 25 Mann in Booten verlassen. Zu diesem Zeitpunkt war noch für ein Jahr Proviant vorhanden, und man wußte auch, daß das Land reich an Wild war.

Unter großen Schwierigkeiten erreichte man mit den Booten zwischen treibenden Eisbergen Kap Sabine etwa 400 Meilen von Fort Conger, wo man endlich in einigen Steinmalen Mitteilungen fand über das, was bisher geschehen war, um der Expedition zu Hilfe zu kommen. Das erste Schiff hatte Schiffbruch erlitten, das zweite hatte nicht vermocht, durch das Eis genügend weit vorzudringen und war daher mit dem ganzen mitgebrachten Proviant umgekehrt. In einem andern Steinmal wurde hoch und heilig versichert, daß alles geschehen werde, was in Menschenhand liege, um die Expedition im folgenden Jahr zu retten.

Es blieb nichts weiter übrig, als dem Winter entgegenzugehen, so gut man es vermochte. Ein elendes Haus, das eigentlich nur aus einem Boot bestand, das mit dem Kiel nach oben aufgestellt war, wurde auf der Piminsel errichtet. Ein paar einzelne Depots wurden wohl gefunden, genügten aber bei weitem nicht für Herbst, Winter und Frühjahr. Man kann sich vorstellen, mit welcher Wehmut die Männer an das gute, warme Überwinterungshaus bei Fort Conger zurückdachten, wo sich sogar eine Kohlenmine ein kleines Stück vom Haus entfernt fand, an all den Proviant, der den ganzen Winter gereicht haben würde, und endlich an die Hunde, die die Jäger weit über das Land auf Moschusochsenjagden geführt haben könnten.

Das Hungerlager, wie es später genannt worden ist, entrollt die tragischsten Bilder von menschlicher Not und Elend. Der

Herbst verging noch am besten. Während dieser Zeit versuchte Greely die Stimmung der Leute durch Vorlesungen mitten in Kälte und Hunger aufrechtzuerhalten. Später fehlten die Kräfte zu jedem Widerstand, und einer nach dem andern erlag unter den fürchterlichsten Leiden. Der eine Eskimo, Frederik, starb infolge von Überanstrengung bei einer mißglückten Jagd; der andere, Jens, ertrank im Kajak bei einem Versuch, sich durch dünnes Eis zu arbeiten, um zu einem erschossenen Seehund zu gelangen. Als die Expedition diese Berufsjäger nicht mehr hatte, schien alles



Rettung der letzten Überlebenden.

langsam bergab gegangen zu sein. Selbst der energische, tatkräftige Lockwood konnte sich nicht mehr dem Einfluß des Hungers entziehen. Gegen das Frühjahr, als das Licht kam und die meisten außerstande waren, zu gehen, entdeckte man erst nach der Katastrophe, daß man zusammen mit einem toten Kameraden im Schlafsack gelegen hatte.

Endlich, am 22. Juni 1884, kam das ersehnte Schiff, aber da waren von den 24 Männern nur noch sechs am Leben. Greely selbst schließt seine Reisebeschreibung mit den ergreifenden Worten:

„Gegen Mitternacht des 22. hörte ich die Dampfpfeife der ‚Thetis‘, die auf Befehl von Kapitän Schley seine Leute zu-

sammenrufen sollte. Mein Gehör täuschte mich nicht, und doch konnte ich kaum glauben, daß ein Schiff sich im Sturm so nahe an Land wagen würde.

„Mit schwacher Stimme fragte ich Brainard und Long, ob sie Kraft genug hätten hinauszugehen, worauf sie wie gewöhnlich antworteten, daß sie ihr Bestes tun würden. Ich bat sie zurückzukommen und uns zu erzählen, wenn ein Schiff in Sicht wäre. Nach 10 Minuten kam Brainard von dem etwa 50 Ellen entfernten Höhenrücken zurück und teilte in sehr niedergeschlagenem Ton mit, daß nichts zu sehen sei, und daß Long gegangen sei, die Notflagge zu heißen, die vom Wind umgeweht war. Brainard kroch wieder in seinen Schlafsack, während wir eine ergebnislose Diskussion begannen über den Ton, den wir gehört hatten. Da behauptete Bierderbick, das Schiff müßte im Payerhafen liegen, was ich nicht glauben konnte; ich meinte, der Pfiff müßte von einem Schiff herrühren, das an der Küste entlang fuhr. Wir hatten alle Hoffnung aufgegeben, als wir plötzlich fremde Stimmen meinen Namen rufen hörten. Und plötzlich fühlten wir so stark, wie unser entkräfteter Zustand es zuließ: unser Land hatte uns nicht im Stich gelassen, all die langwierigen Leiden waren vorbei und die Reste der Lady-Franklin-Expedition waren gerettet!“

Achtes Kapitel.

Vom De-Long-Fjord bis Kap Salor.

Am Ziel der Expedition.

Die Rekognoszierung des gestrigen Tages hatte das Resultat ergeben, daß man von dem hohen 10 Kilometer fjordeinwärts liegenden Berg eine Aussicht über das ganze Gebiet, das wir noch aufzunehmen hatten, erwarten durfte. Der Insel gaben wir den Namen Hanne-Insel, während wir den Berg, der die Basis für die Beobachtungen abgeben sollte, Thuleberg nannten.

Ohne größere Schwierigkeiten legten wir auf gutem Eis die Strecke bis zum Thuleberg zurück, den Koch und Ajako sogleich bestiegen. Ein heftiger Sturm herrschte, und wir beobachteten den ganzen Tag viele sich vergrößernde Föhnwolken, die wie große Drachen über den Himmel trieben. Schon um 2 Uhr kam Ajako mit folgendem Brief von Koch zurück.

Thuleberg, 21. Juni 1917.

Ajako und ich kamen auf dem Gipfel, der 780 Meter hoch ist, früh genug an, um eine Mittagsbreite zu nehmen. Der De-Long-Fjord ist groß und reich an Überraschungen. Ich will bei Kap Mohn beginnen. Südlich davon ein Fjord nach Westen mit Sund nach dem Polarmeer und einem Tal nach dem Sund, südlich von der Hanne-Insel, so daß ich Wasser vor der Kap-Ramsay-Insel sehe. Dann ein Fjord nach Südwesten mit Tal, vielleicht nach dem Mascart-Inlet. Ferner ein Fjord nach Süden mit Inlandeis im Hintergrund. Dann ein etwa 30 Kilometer langer, breiter Fjord nach Südosten, von wo aus zwei Täler nach Osten führen, von denen das nördlichere sehr weit ins Land hineingeht. Vermutlich ist hier ein See in der Richtung nach dem Frederik-Hyde-Fjord. Der Wildfjord liegt nördlich von hier wie ein Panorama. Die beiden großen neuen Fjorde können mit vertikaler Basis aufgenommen werden. Starker und kalter Wind wird leider die Zeichnung etwas verzögern. Aber die Luft über Pearyland ist andauernd sehr klar.

Nach diesem ermutigenden Bericht begebe ich mich sofort zur Vermessungsstation hinauf. Es war eine beschwerliche, anstrengende Wanderung über lose Steine. Aber als ich endlich volle Aussicht über die Vermessungsstation hatte, fiel ich fast auf den Rücken vor Überraschung über die gewaltige arktische Landschaft, die man von hier überblickt.

Seewärts das Polarmeer, dessen Macht und Stimmungen ich schon so oft geschildert habe, landwärts Pearyland, das ich vom Independencefjord her kannte, das aber hier, dem erstarrten Meer gegenüber, einen ganz andern Wintercharakter hatte als auf der Ostseite zur selben Jahreszeit. Das Land war überall mit Schnee bedeckt und trug Gletscher auf allen Gipfeln; jede Hoffnung, hier ein Jagdland zu finden, das etwa dem Mohntal auf Adam-Biering-Land entspräche, war im Keim erstickt.

Allerdings hatten wir am Fuß des Thulebergs auf einigen kleinen grasbewachsenen Abhängen Reste von sehr alten Moschusochsenknochen gefunden. Aber sie waren vom Alter verwittert und ermutigten uns nicht, unser Glück in dem Küstenland der nächsten Umgebung zu suchen.

Lockwood, der diesem Fjord den Namen gegeben hat, ist, weil die Bahn dort günstig war, so weit seewärts vorbeigekommen, daß er keinen Überblick über den De-Long-Fjord hatte, den er als einen einzelnen großen Fjord ansah, der sich zwischen die Berge von Pearyland hineinschob. Später ist Peary ungefähr denselben Weg vorbeigekommen, und nach dessen Beobachtungen, die ebenfalls keine Einzelheiten über den Fjordkomplex geben konnten, hat man die Theorie aufgestellt, der De-Long-Fjord erstrecke sich möglicherweise so weit ins Land hinein, daß er sich wie ein großer Kanal mit dem vermuteten Pearykanal etwa in der Mitte zwischen dem Nordenskiöldfjord und dem Independencefjord vereinige.

Nachdem der große Pearykanal durch unsere Untersuchungen teils auf der ersten, teils auf der zweiten Thule-Expedition zu einer Mythe geworden war, bestand noch die Möglichkeit, daß der De-Long-Fjord im Gegensatz zu dem kleinen Nordenskiöldfjord so tief einschnitte, daß er an seinem Ende ein Umland habe von der gleichen Art, wie ich es im Innern des Independencefjords gefunden hatte. War dies der Fall, so war die Entfernung von hier bis zum wildreichen Mohntal im Adam-Biering-Land so kurz,

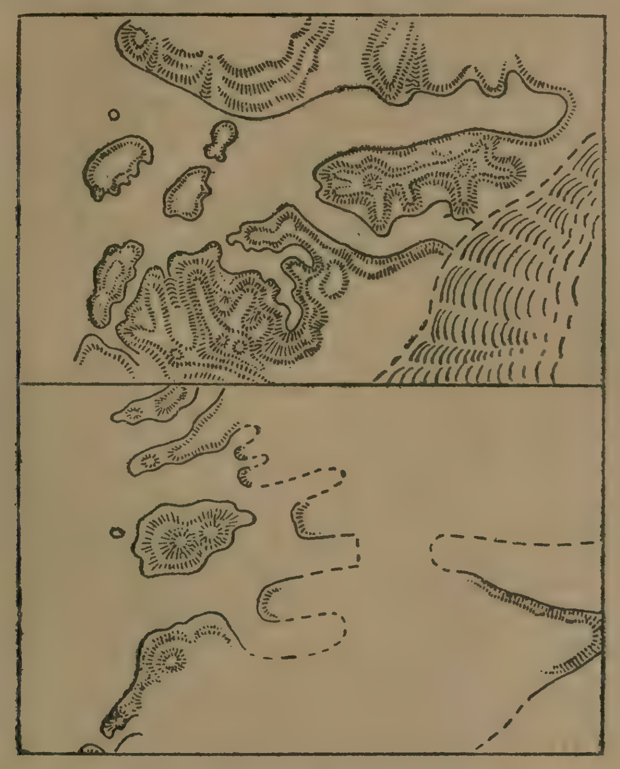
daß eine Ruhe- und Jagdstation angezeigt gewesen wäre, die vor allem dem Botaniker zugute gekommen wäre.

Diese Überlegungen waren es, die am 31. Mai zu der Teilung der Expedition geführt hatten, einer Teilung, die an und für sich kein Bedenken hatte. Denn wir wußten genau, daß man sich bei gutem Eis verhältnismäßig rasch in die Gegend von Kap Morris Jesup retten konnte, wo die Amerikaner zweimal günstige Verhältnisse gefunden hatten. Aber dieser Plan hatte sich, wie wir schon gehört haben, als undurchführbar erwiesen, hauptsächlich, weil ein Sturm von ungewöhnlicher Dauer die Hunde der ersten Abteilung vernichtet hatte. Koch und mir war das Glück günstiger gewesen, und nun standen wir auf dem Gipfel des Berges, von wo aus die Arbeit der Expedition abgeschlossen werden konnte.

Der Fjord war das nördlichste Ziel unserer Reise. Noch hier, bei dem letzten großen Fjord Grönlands, durfte man Überraschungen und Ergebnisse erwarten, die sich an die schon gewonnenen anschlossen. Dies war der Grund, daß wir trotz der übeln Erfahrungen alles aufs Spiel gesetzt hatten, um diesen Punkt zu erreichen. Jetzt, da wir am Ziel standen und wußten, daß unsere Rückkehr durch Seehundfleisch und -speck gesichert war, fühlten wir die unsagbare Freude, die nur der kennt, der eine Arbeit in Angriff genommen und sie trotz aller Schwierigkeiten durchgeführt hat.

Wir gaben den beiden neuen Fjorden Namen und nannten den Fjord nach Südwesten Th.-Thomsen-Fjord, nach dem Inspektor am Nationalmuseum, der uns bei unsern Vorbereitungen so oft mit gutem Rat zur Seite gestanden hatte. Der große Mittelfjord behielt natürlich seinen Namen De-Long-Fjord, während der etwa 30 Kilometer große Fjord nordöstlich von dem mittleren Arm nach Professor Bernhard Böggild, einem Mitglied des wissenschaftlichen Komitees der Expedition, benannt wurde. — Nicht nur die geologischen, sondern auch die kartographischen und ethnographischen Untersuchungen fanden hier ihren natürlichen Abschluß. Die Küstenstrecke von dem De-Long-Fjord bis Kap Bridgman war im Jahr 1900 von Peary bereist worden; hier hatten sich keine Abweichungen in den Konturen des Landes in Form von Inseln oder tieferen Einschnitten ergeben. Hier gab es also für uns keine Korrekturarbeit auszuführen, hier waren keine Irrtümer möglich.

Wenn Peary sich an andern Stellen, wie bei dem Nordenskiöld-fjord und dem De-Long-Fjord, ganz zu schweigen vom Independencefjord, geirrt hat, so habe ich schon früher gezeigt, daß diese Irrtümer begreiflich waren. Bei den großen Strecken, die Peary durch vollkommen unbekanntes Land zurücklegen mußte, kann es



Das Gebiet des De-Long-Fjords.
Obere Karte nach unserer Aufnahme; untere Karte, Stand der Kenntnis vor der Zweiten Thule-Expedition.

leicht passieren, daß man nichts weiter erreicht, als nur die allerwesentlichsten Konturen des Landes festzulegen, ohne sich irgendwie auf Einzelheiten einzulassen. Letztere Arbeit bleibt den späteren Expeditionen überlassen. Wir hatten daher keinen Grund, die Reise fortzusetzen, um so mehr, als wir bei unserer Abreise den Fjord hier als unser äußerstes Ziel bezeichnet hatten.

Was mich anbetrifft, so hatte auch ich ein Resultat erreicht,

das sich durch eine Fortsetzung nicht vertiefen ließ; denn die letzte Möglichkeit, daß eine Eskimowanderung jemals nördlich um Grönland herum stattgefunden haben könnte, war jetzt durch die Natur, wie wir sie hier bei dem letzten großen Fjord an der Nordwestküste fanden, abgeschnitten. Das Umland bietet keine Lebensbedingungen, und die von schwimmendem Inlandeis bedeckten inneren Teile des Fjords machen den Eskimos die allein rettende Seehundjagd unmöglich.

Trotz all dieser Erwägungen, die in jedem Punkt unangreifbar waren und die uns darauf hinwiesen, schleunigst die Rückreise anzutreten, konnte ich mich doch nicht von dem Gedanken losmachen, daß ich mit Rücksicht auf die Gesamtwirkung unserer Arbeit gern ganz um Kap Bridgman herumgekommen wäre, das im Jahre 1907 das Ziel der vortrefflich durchgeführten Schlittenreise des Kapitäns J. P. Koch gewesen war. Dann erst hätten dänische Reisende Grönland ganz umsponnen. Immer wieder mußte ich mir sagen, daß auf dieser Strecke in der Zeit, die uns zur Verfügung stand, keine Arbeit geleistet werden konnte. Aber die Unruhe wollte doch nicht aus dem Herzen weichen, und die einfache Handlung, den Danebrog an der Stelle zu heißen, wo dänische Forscher die Untersuchung Grönlands abgeschlossen hatten, erschien mir als ein schöner Abschluß unserer langen Reise.

Aber das Ganze war ja nur eine Formsache, ja ich will sogar zugeben, eine Sache der Eitelkeit, und die mußte zurückstehen vor den ernsten Resultaten, für die ich verantwortlich war. Die erste Abteilung war nach Süden gezogen, um die Reste ihrer elenden Hunde zu retten. Es galt, so rasch wie möglich mit ihr in Verbindung zu kommen. Und man mußte zugeben, daß auch unsere eigene Lage nicht günstig war. Ich habe erzählt, daß Koch im Sherard-Osborne-Fjord krank wurde und infolge der Fleischdiät dauernd an Verdauungsbeschwerden litt. Obgleich er mit der ihm eigenen Energie seine Arbeit ohne Unterbrechung bewundernswert ausführte, mußte er doch gestehen, daß er zeitweise seine Kräfte so geschwächt fühlte, daß er nicht an einer forcierten Tour nach Kap Morris Jesup oder Kap Bridgman teilnehmen konnte. Wir hatten oft davon gesprochen, daß Ajako und ich diese Reise allein machen sollten, während Koch und der Bootsmann mit dem einen Hundegespann und dem größten Teil des Proviants, den

wir uns verschafft hatten, langsam nach Kap Salor hinabfahren sollten, wo die ganze Expedition sich plangemäß wieder zu sammeln hatte. Aber als es zur Entscheidung kam, wagte ich doch nicht, die Expedition unter den schwierigen Verhältnissen, mit denen wir zu kämpfen hatten, noch weiter zu teilen. Wir errichteten daher am selben Tag unser Steinmal auf dem großen Berg, der uns die abschließende Aussicht über den letzten noch unbekannten Teil Grönlands gewährt hatte.

Endlich heimwärts.

22.—23. Juni. Die plötzliche Ankunft des Frühjahrs hat nun den Schnee so weit geschmolzen, daß man anfängt, Wasser unterhalb des Schnees anzutreffen. Dies ist ein Stadium, das mit Recht von allen arktischen Reisenden gefürchtet ist; denn jeden Augenblick wird der Schlitten von dem nassen Schnee festgesaugt, und man kann ihn nur mit äußerster Mühe wieder losbekommen. Die Hunde, die bei dem guten Seehundfutter schon wieder die Schwänze hochtrugen, werden leider in diesem Morast rasch mutlos. Es scheint uns daher hohe Zeit, uns auf den Weg nach Dragon Point zu machen.

Sogar unsere Schneeschuhe, an denen wir soviel Freude gehabt haben, werden schwer wie Blei von dem nassen Schnee, der daran festklebt. Einreiben mit Stearin hilft immer nur für ganz kurze Zeit, und die Schneereifen, die uns so gut in dem weichen Schnee trugen, werden ebenso wie die Schneeschuhe in dicke Schichten feuchten Schnees eingehüllt und hängen wie Klötze an unsern Füßen.

Wir brachen am 22. Juni um 7 Uhr auf und legten bis 1 Uhr die 22 Kilometer nach Lockwoods Steinmal zurück. Dann schlugen wir das Zelt auf und kochten Hasen, soviel wir zu essen vermochten; wir hatten nämlich unterwegs sieben erlegt, mit einem Stück Speck werden diese mageren Hasen zu einer Delikatesse. Wir leiden unter der Hitze und gehen halbnackt herum; die Temperatur hat sich während des Tages zwischen 3 und 6 Grad Wärme bewegt.

Um 9 Uhr abends setzten wir die Reise fort, nachdem in diesem Lager jeder einen ganzen Hasen verzehrt hat. Die milde Temperatur hat jetzt einem feuchten, kalten Wetter Platz gemacht.

Das ganze Eis des Polarmeers treibt uns seine Kälte ins Gesicht und schafft nicht gerade eine Johannisfeststimmung.

Schon jetzt scheint Bewegung in das Eis zu kommen; wir können deutlich eine Rinne von Kap Mohn bis nach Kap Neumayer hinüber verfolgen, während eine andere, etwa zwei Kilometer vom Land entfernt, der Küste auf Kap Wycander zu folgt.

24. Juni. Wie wir erwartet hatten, verbesserte das kühle Wetter die Bahn, und es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie die Hunde vorwärts stürmen.

Wir wünschen alle, das Johannisfest zu feiern; dieser Wunsch ging auf eine hübsche Art in Erfüllung. Als wir eben den Bootsmannsund bei Kap Ramsay passierten, flog eine große Eisgans über unsern Köpfen daher, umkreiste uns einmal und ließ sich dann zu unserer großen Verwunderung ein Stück vor den Hunden, gerade in guter Schußweite, nieder. Selbstverständlich mußte sie ihre Neugier mit dem Leben bezahlen und lieferte uns einen köstlichen Festbraten, der nach allen Regeln der Kunst in Fett gebraten wurde. — Die Tagereise endete um 6 Uhr vormittags bei Low Point, wo wir uns wieder für ein paar Stunden von dem Seehund zum besten haben ließen, der hier sein festes Standquartier zu haben scheint. Nach wiederholten, vergeblichen Versuchen entschlossen wir uns, von der Notwendigkeit gezwungen, ihn am Leben zu lassen. Die Entfernung des Tages betrug 24 Kilometer.

25.—26. Juni. Der erste Gedanke, so oft man erwacht, gilt dem Eis und der Bahn, die man finden wird. Wir stecken jetzt so in der schweren Arbeit, daß man in den ersten Stunden des Tagemarsches sich nur mit einer gewissen Schwierigkeit vorwärts bewegt. Man fängt unwillkürlich langsam an — es gilt die Kräfte zu schonen —, aber gewöhnlich verliert sich die Steifheit in den Gliedern erstaunlich rasch, und die Reise wird in festem Tempo beschlossen.

Die Schneeschmelze ist jetzt die Küste entlang in vollem Gange. Große Seen liegen unterhalb des Eisfußes, und das Wasser hat schon angefangen, sich einen Ablauf nach den Spalten zu suchen, die dicht unter Land entstehen.

Bei Kap Bennett finden wir wieder ein zusammengestürztes Steinmal, worin ein kleiner Bericht von Lockwood niedergelegt

war. Vermutlich war während einer Kaffeerast ein kurzer Gruß an andere Küstenwanderer hingekritzelt worden, sonst stand nichts Bemerkenswertes auf dem Zettel.

Nach 12 Stunden einförmigen Marsches auf schwieriger Bahn über Schnee, unter dem das Wasser stand, gelangten wir nach Kap Neumayer, womit wir eine Entfernung von 30 Kilometer zurückgelegt hatten.

Hier zwangen uns wieder Regen und Schnee stillzuliegen; um in Zukunft nicht zu sehr unter der schlechten Bahn zu leiden, überzogen wir unsere Schneeschuhe und die Schlittenschneeschuhe mit Seehundfell, das auf nassem Schnee sehr leicht gleitet.

Am Fleischtopf.

27. Juni. Die Eskimos haben eine Sage, daß auf dem Meeresgrund eine alte Hexe lebt, die über alle Jagdtiere herrscht. Sie hat eine verwickelte, umständliche Lebensgeschichte. Ursprünglich war sie mit einem Sturmvogel in Menschengestalt verheiratet; aber auf einer Bootfahrt, auf der man nahe daran war unterzugehen und glaubte, ihr Mann sei die Ursache des Sturmes, warf man sie über Bord. Als sie versuchte, sich am Rand des Bootes festzuklammern, wurden ihr die Hände abgehauen, worauf sie untersank. Auf dem Meeresgrunde entwickelte sie ganz besondere große Eigenschaften, die sie zur Herrscherin über alle Seetiere machten. Sie errichtete sich ein Häuschen, wo sie nach Menschenart wohnen konnte, und lebte hier herrlich und in Freuden. Eine Unbequemlichkeit war aber mit ihren handlosen Armstümpfen verknüpft, sie konnte sich das Haar nicht ordnen, noch sich von Ungeziefer reinigen; dabei mußten ihr die weisen Männer unter den Menschen durch Geisterfahrten nach dem Meeresgrund helfen. In ihrer Freude darüber sandte sie große Mengen von Jagdtieren nach den Fangplätzen, so daß an dem Wohnplatz, der seinen Geisterbeschwörer zu ihr herabgesandt hatte, Reichtum und Wohlstand herrschte. Man gab ihr den Namen „der große Fleischtopf".

Obgleich niemand von uns im Besitz von Gaben ist, die uns eine Geisterfahrt zu der Quelle des Wohlstands hinab gestatten, meint Ajako doch, daß wir die Gunst des Weibes gewonnen haben, denn nach mehrstündiger anstrengender Reise durch Schnee und

Wasser kamen wir um eine kleine niedrige Landspitze herum, wo wir buchstäblich strandeten, weil keiner von uns mehr konnte. Wir bestiegen eine Höhe, um einen Überblick über das Land zu erhalten, und entdeckten zu unserer großen Überraschung, daß nahe bei unserm Lagerplatz eine ganze Anzahl Seehunde lagen. Es war das erstemal, daß uns ein solches Glück lächelte; denn die Seehunde, die wir bisher erbeutet hatten, waren einzelne Tiere. Es wurde sofort Jagd auf sie gemacht, und im Laufe einiger Stunden hatten wir drei große, fette Seehunde geschossen. Endlich konnten wir füttern, ohne sparen zu müssen, und die Hunde liegen jetzt mit aufgetriebenem Magen da und schnappen nach Luft vor Sattheit und Wohlbefinden. Außerdem hatte uns das freigebige Land, das Blue Point heißt, drei Hasen und ein paar Schneehühner geschenkt.

Wir setzen daher unsere Mastkur konsequent fort. Die Jagd weiterzubetreiben, ist nutzlos, da wir bei der schlechten Bahn nicht mehr fortschaffen können; aber wir sehen nun unserm künftigen Geschick mit mehr Zutrauen entgegen, und in froher Dankbarkeit setzen wir der alten Eskimosage ein Denkmal und nennen diesen Landstreifen den „Fleischtopf".

In der heißen Sonne hat niemand Lust, das Zelt zu errichten. Wir breiteten unsere Schlafsäcke in ein paar länglichen Vertiefungen aus, die wir mit Kassiope gepolstert haben, und haben damit das weichste Lager für einen ermüdeten Körper erhalten. Wir können gerade noch unsere Pfeifen ausrauchen, ehe der Schlaf uns übermannt. Ein Volk Schneehühner läßt sich gackernd bei den Schlitten nieder, aber niemand denkt ans Töten.

Die Begegnung mit den Kameraden.

28. Juni. Seit wir den De-Long-Fjord verlassen haben, beschäftigen sich unsere Gedanken fortwährend damit, wie es wohl den Kameraden gehen mag; ihr Aufzug mit den schwankenden, ausgehungerten Hunden war wenig erfreulich gewesen. Wenn sie nicht bald Jagd finden, werden sie vermutlich alle ihre Hunde verlieren, und das würde eine Schwierigkeit mehr für die Rückreise sein.

Es war ungefähr an der Stelle dieses Lagers, wo wir sie das vorige Mal getroffen hatten; damals war beschlossen worden, sie sollten sich nach dem Stromwirbel begeben und versuchen, See-



Ajako bei Beaumonts Steinmal.



Kap Wohlgemuth.

hunde zu erlegen. Wir erwarteten nun, in der nächsten Nachbarschaft einen Bericht von ihnen zu finden. Aber vergebens suchten wir an allen vorspringenden Punkten nach Steinmalen, und da wir nichts fanden, begannen wir allmählich zu glauben, sie befänden sich noch im Innern des Fjords.

Auf schwerer Bahn setzten wir nach Kap Salor hinüber; es ging langsam, sehr langsam mit unsern übersättigten Hunden und den fleischbeladenen Schlitten. Der Schnee war wie gewöhnlich naß und weich; die Schneeschuhe trugen uns allerdings, aber die Hunde sanken tief ein, und meist war Wasser unter dem Schnee.

Koch war auf Schneereifen ein Stück voraus, während wir andern mit Schlitten und Hunden folgten. Aber je mehr er sich Kap Salor näherte, beschleunigte er allmählich seine Schritte, und wir, die wir seinen Spuren folgten, konnten sehen, wie seine Schritte immer länger und länger wurden. Ein paar Kilometer weiter vorn entdeckten wir endlich den Grund für seine plötzliche Eile; wir erblickten auf einmal das Zelt unserer Kameraden auf dem äußersten Vorsprung der Elisoninsel. Auch wir beschleunigten nun unsere Gangart, und vorwärts ging es durch Schnee und Wasser. Mit klopfendem Herzen trabten wir durch den Schneeschlamm; selbst die Hunde wurden von unserm Eifer angesteckt und liefen rascher. Welchen Neuigkeiten mögen wir entgegengehen? Hatten sie noch Hunde? Oder standen wir vor einer Wanderung von 1000 Kilometer mit nur drei Schlitten?

Man bildet hier oben in der Vereinsamung, so weit von andern Menschen entfernt, in diesen großen schweigenden Fjorden eine Gesellschaft für sich, in der die geringste Kleinigkeit Interesse und Bedeutung erhält.

Kein Wunder daher, daß die Neuigkeit, der wir jetzt entgegengingen und die so entscheidend für unsere Entschließungen war, uns ungeduldig und nervös machte; denn kein Leben ließ sich bei dem Zelt sehen, und wir pflegten doch immer, so oft wir einige Tage voneinander getrennt waren, das Wiedersehen mit Rufen und frohen Gebärden zu feiern. Endlich löst sich nach längerer Zeit die Spannung. Ein Mann zeigt sich vor dem Zelt und beginnt vor Freude über unsern Anmarsch mit den Armen zu fuchteln. Wir sind jetzt auf Rufweite heran; wir machen halt, einen Augenblick herrscht atemlose Stille.

„Wie geht es euch?"

„Gut!"

„Wie viele Hunde habt ihr noch?"

„Neun!"

„Habt ihr zu essen?"

„Harrigan hat sechs Seehunde geschossen!"

Jubel und Wiedersehenswirrwarr.

Dann wurden die Flaggen geheißt, die schwedische und die dänische, und wir feierten das Wiedersehen nach bestem Expeditionsbrauch. In besonderem Raffinement wurde eine Dose von Pearys Pemmikan verteilt, die ungleich allen andern, die ich gekostet, eine wirkliche Delikatesse darstellt, hauptsächlich wegen der vielen Rosinen, die ihm den ranzigen Geschmack nehmen, der sonst dem Pemmikan immer anhaftet.

Unsere Ankunft fand schon morgens um 6 Uhr statt; wir konnten also einen wirklichen Ruhetag halten und alle möglichen Zukunftshoffnungen gründlich erörtern. Aber zunächst mußten wir Neuigkeiten miteinander austauschen. Unsere Schicksale seit der Begegnung bei Kap Neumayer sind bereits bekannt. Die Erlebnisse der andern gebe ich nach einem Steinmalbericht wieder, den Wulff für uns hinterlegt hatte, in dem Glauben, unser Zusammentreffen werde erst bei Dragon Point stattfinden.

Lager im J.-P.-Koch-Fjord, 22. Juni 1917.

Bruder!

Nach der Trennung am 16. Juni gingen wir über das Vorgebirge östlich von Blue Point und lagerten auf der Südseite des Emoryfjords. Erschossen zwei Hunde als Futter. Am nächsten Tag mit allem Gepäck durch den „Kanal", der in der Mitte durch eine 10 Meter hohe schneebedeckte Landzunge geteilt ist, zu Eurem früheren Zeltplatz im J.-P.-Koch-Fjord. Harrigan hat einen Seehund gesehen und erlegt. Einige Tage Schneesturm hier. Eine 28stündige Fahrt mit leerem Schlitten in das Innere des Fjords ergab eine Anzahl Hasen und Schneehühner, sowie zwei Gänse, aber keine Moschusochsen oder Seehunde. Zwei Hunde sterben. Wir haben heute am 22. Juni noch zehn Hunde, natürlich in äußerst elendem Zustand. Ich habe gute botanische Resultate gewonnen, so daß Grönlands Nordküste jetzt botanisch ganz gut gekennzeichnet ist.

Wir verlassen heute am 22. Juni abends den Fjord mit dem Depot bei Kap Salor als Ziel. — Suche wenn möglich meine Kamera und drei bis vier Filmpakete zu retten, so daß ich beim Humboldtgletscher oder in Etah ein paar Vegetationsbilder aufnehmen kann, die ich gern haben möchte. — Wir wollen alles tun, um wenigstens ein Hundegespann für die Rückreise zu retten, aber

es sieht schlecht aus; denn von den zehn vorhandenen sind drei bereits dem Tode nahe.

23. Juni, Mittsommerabend.

Ein Hund stürzte und wurde gestern abend sterbend auf dem Eis zurückgelassen. Heute morgen sahen wir am Südende der Elisoninsel mehrere Seehunde und schlugen sofort das Lager auf der Ostseite auf. Endlich haben wir heute drei Seehunde erlegt! Die Hunde (jetzt neun an der Zahl) haben eine ordentliche Fleischfütterung bekommen, die erste seit 24 Tagen. Es ist ja ein wahres Wunder, daß sie diese Hungerperiode überlebt haben bei einer Ernährung mit toten, ausgehungerten Kameraden, alten Fell- und Riemenstücken von unseren Schlittengeschirren, Stiefeln und Taschen, Haseneingeweiden, den abgenagten Hasenknochen und unsern Exkrementen. Es tat ordentlich wohl zu sehen, wie diese kleinen energischen Tiere das schöne, blutige Seehundsfleisch gierig verschlangen. Wir hatten am 31. Mai 26 Hunde und heute am 23. Juni noch 9, haben also während der Hungerperiode 17 Stück verloren.

24. Juni, Mittsommertag.

Ich erwache 1/2 2 Uhr früh und friere. Es sind draußen 1,5 Grad unter Null. Meine Gedanken sind in diesen Tagen häufig zu Hause in Schweden — herrliche Zeit zu Hause!

Hundepemmikan und eine Pfeife Tabak waren mein Frühstück. Aber mit Hilfe von Holzspänen vom Schlitten und von Speck werden wir bald Feuer gemacht haben, und dann kochen wir bei Tagesanbruch eine ordentliche Mahlzeit Seehundfleisch. Ich gäbe viel darum, wenn ich heute ein ordentliches schwedisches Mittsommerfest daheim feiern könnte, mit Sonne und Wärme, Blüten und Blättern, Vogelgesang und Kuckucksruf, sommerlich gekleideten Damen, gutem, reichlichem Essen und Trinken usw. Hätte man nur etwas Brot — das letzte Brot habe ich am 5. April an Bord der „Danmark" gegessen. Von Pilsener wollen wir lieber gar nicht sprechen, so etwas hörte schon zu Beginn der Zeitenrechnung auf zu existieren. Nein, lieber nicht mehr ans Essen denken. Wir wollen froh sein heute, da wir unsere Seehunde von gestern für uns und für die Hunde haben. Wir sitzen im Schlafsack und bleiben wohl noch den ganzen Tag hier; denn wir haben das Zelt in einer ungewöhnlich schneereichen Gegend aufgeschlagen, fast ganz ohne schneefreie Flecken. Natürlich findet sich nicht ein Grashalm, nicht eine Flechte oder ein Moos für den Botaniker. Der Schnee ist tief und naß, so daß der Schlafsack unser Zufluchtsort ist. Wir müssen eine Weile wegen der Hunde hierbleiben, die nach dem langen Hungern ihr Mahl in Ruhe verdauen sollen. Würden wir sofort weiterfahren, so würden sie sicher die Nahrung wieder ausbrechen, und damit ist in diesen Zeiten weder uns noch den Hunden gedient.

Die Hunde, die gestern aus hygienischen Gründen nur eine mäßige Menge Seehundfleisch erhielten, haben sich heute satt fressen dürfen, so daß sie nicht alles auffressen können, etwas Unerhörtes in dem Leben eines Eskimohundes. Mit runden Leibern liegen sie im Schnee und schlafen süß und satt, was sie wirklich verdienen. Auch wir sind augenblicklich ganz geschwollen von Seehundfleisch,

Leber und Speck. Jetzt Tabak — draußen Graupelwetter — aber im ganzen ein den Umständen nach ganz erträglicher Mittsommertag.

3 Uhr nachmittags. Harrigan hat wieder einen Seehund erlegt und noch mehrere gesehen.

25. Juni. Aufbruch vom Seehundlager östlich der Elisoninsel ½2 Uhr früh. Ankunft bei dem Depot am Nordende der Insel ½9 Uhr vormittags.

Kap Salor, 9 Uhr vormittags.

Bei dem Seehundlager ließen wir alle Renntierfelle zurück; denn bei dem Depot haben wir Moschusochsenfelle für die Reise über das Inlandeis. Die Hunde sind nach den zwei Fütterungen in bester Laune, und mehrere strecken bereits die Schwänze in die Höhe, was ich lange nicht gesehen habe. Aber schwach sind die armen Teufel noch immer.

Lockerer, nasser, tiefer Schnee. Langsame Fahrt wegen der armen Hunde. Holten auf dem Weg die zwei großen Seehunde, die Harrigan auf dem Eis zurückgelassen hat. Wurden indessen zu schwer für die Hunde, so daß die Seehunde liegenbleiben und später geholt werden müssen. Wir hatten geglaubt, das Depot bei Kap Salor in zwei bis drei Stunden zu erreichen, aber in dieser klaren arktischen Luft beurteilt man die Entfernung immer zu kurz, dazu der lockere tiefe Schnee und viel Wasser in den Vertiefungen zwischen dem hügeligen Sikussaqeis. Kamen erst ½9 Uhr vormittags zum Depot, also erst nach sieben Stunden ermüdenden Marsches. Fanden alles in guter Ordnung, so wie wir es am 2. Juni verlassen hatten. Fanden zwischen den Steinhaufen auf dem Bergabhang einen kleinen, feinen von Moos und Flechten überzogenen Zeltplatz im Windschutz, wo wir uns mit unsern Moschusochsen- und Seehundfellen ein ungewöhnlich prächtiges Lager einrichteten. Ein großer Schmelzwassersee am Strande, in den Bergschluchten gehen beständig Stein- und Schneelawinen unter dem Einfluß der Sonnenwärme nieder. Wir bauen einen kleinen Kochofen aus Stein, um mit überflüssigem Holz zu heizen und auf diese Weise Petroleum zu sparen. Aus dem Depot nehmen wir Kaffee, Zucker, Hafermehl und Petroleum und bereiten uns ein kleines, belebendes Mahl. Mmm, wie das schmeckte! Luden Schrotpatronen und erbeuteten im Geröll ein paar Schneehühner. Jede Fleischmöglichkeit muß ausgenützt werden. Hier bei Kap Salor wollen wir einige Tage bleiben, um zu ruhen und die Hunde aufzufüttern, so daß sie wieder einigermaßen zu Kräften kommen. Die zurückgelassenen Seehunde sollen geholt, neue Seehunde eventuell, wenn das Glück günstig ist, erlegt werden, die Schneeschuhkufen sollen von dem Schlitten, den wir nicht mehr brauchen, entfernt werden, der Proviant für die Rückreise soll genau zwischen unserer und Eurer Abteilung verteilt werden, unsere Sachen sollen ausgesucht und alles, was entbehrlich ist, zurückgelassen werden. Dann fahren wir nach Dragon Point.

26. Juni, 6 Uhr vorm. nur 1,3 Grad Wärme und etwas Graupelschnee. Heute haben die Hunde wieder eine kräftige Mahlzeit von Seehundfleisch erhalten, so daß sie mit runden, wohlgefüllten Magen im Schnee dösen, eine wohlverdiente kleine Fleischorgie nach all dem Hunger. Da wir seit einigen Tagen

kein Petroleum mehr haben und alles hier mit Schnee bedeckt ist, heizen wir mit den Querhölzern vom Schlitten und mit Speck. Der Schlitten kann ja leicht beim Kap-Salor-Depot, das nur ein paar Stunden entfernt ist, wieder ausgebessert werden. Auch wir selber sind in diesen Mittsommertagen mit Seehundfleisch und -leber vollgepfropft, und der Speck rinnt uns wollüstig um die Mundwinkel. Hätte man nur ein Pilsener, so könnte meinetwegen das große Nirwana kommen und das Weltall einhüllen. — Harrigan hat heute noch einen Seehund erlegt und mehrere gesehen. Grüße!

Freund Thorild.

29. Juni. Einen Tag lang blieben wir liegen, um zu verschnaufen, jedoch nicht ganz untätig, obgleich es für die Hunde das beste ist, halb bewußtlos in der Sonne zu liegen und zu verdauen. Zwei von Harrigans Seehunden werden an der Mündung des J.-P.-Koch-Fjords geholt, ein anderer liegt auf dem Eis vor Kap Salor, vier Kilometer vom Land entfernt. Mitten im Packeis liegt hier neben einem recht bedeutenden Stromwirbel Neueis, das sich zwischen den massiven Preßrücken seltsam ausnimmt.

30. Juni. Wir könnten uns versucht fühlen, einige Zeit hierzubleiben, da der Fleischtopf, der nicht weit von hier entfernt ist, günstige Bedingungen für die Seehundjagd zu bieten scheint. Aber wir dürfen die Reise nach dem St.-George-Fjord nicht aufschieben. Ein Aufenthalt an dem Ort hier könnte nur die vorübergehende Bedeutung einer Mästungsperiode für uns und für die Hunde haben; aber bei der schlechten Bahn etwas von der Beute zu transportieren, ist undenkbar; außerdem sind wir ja nach den Erfahrungen der letzten Tage unbedingt sicher, die Seehunde, von denen wir so oft gesprochen haben, bei Dragon Point zu treffen.

Um 5 Uhr morgens erfolgt der Aufbruch; aber bereits um 9 Uhr müssen wir auf einer Scholle von trockenem Eis haltmachen, da die Wärme, die jetzt schon 3 Grad beträgt, den Schweiß aus dem Körper treibt, so daß er aus allen Poren rinnt. Gleichzeitig ermattet uns der geschmolzene Schneeschlamm mit dem tiefen Wasser so, daß wir nicht längere Zeit auf einmal fahren können. Die Tagereise war bescheiden; das Meßrad am Schlitten zeigt 8 Kilometer an.

Nach 12 Stunden machen wir in der Abendkühle einen neuen Versuch, finden aber noch schlechtere Bahn. Alle Augenblicke sitzen

die Schlitten im Morast fest, und wenn die Hunde den Kampf aufgeben und sich hinlegen und uns mit betrübten Augen ansehen, haben wir nichts anderes zu tun, als mit Aufbietung aller Kräfte die Schlitten wieder aus dem von Wasser durchsetzten Schnee herauszureißen.

1. Juli. Um die Hunde zu schonen, schlagen wir das Zelt bereits um 10 Uhr morgens auf; trotzdem wir nur 10 Kilometer zurückgelegt haben, sind wir alle schlapp und müde. Die Eskimos nennen eine solche Bahn „Putsineq". — Das Wetter ist ungewöhnlich schön; herrliche Farben, blau und rötlich, legen sich über die wunderbare Landschaft des Nordenskiöldfjords. Zum erstenmal blicken wir in diesen Fjord hinein und gerade von der Stelle, wo Peary ihn früher gesehen hat. Wir begreifen, daß er ihn von hier draußen für den Eingang zu einem gewaltigen Kanal, der sich bis zum Independencefjord hinüber erstreckt, hatte halten können. Man sieht aber von hier aus nur die Küstenberge an der Mündung, die den Eingang zum Kanal bilden. Das Ende kann man überhaupt nicht erblicken, weil das den Fjord abschließende Inlandeis ganz unmerklich in das Meereis übergeht, und der Fjord sich daher scheinbar unendlich weit in das Land hinein erstreckt. Die Rücken von ein paar Nunataken, die wir vom Fjord aus weit drinnen im Inlandeis erblicken, wirken von hier aus täuschend wie eine Fortsetzung der Küstenberge; es hat daher nahegelegen, sie in Verbindung mit dem Fjord auf der Ostseite zu bringen. — Wir sehen über die schöne Landschaft nach der Elisoninsel hin, die in Sonnenschein gebadet mit dem klaren Himmel über ihrer scharfen Silhouette eine Ruhe und einen Frieden atmet, der weit entfernt ist von der Unruhe, die wir vor einigen Stunden mit unserer Fahrt verursachten. Da hallte die Luft ununterbrochen wider von bald verzweifelten, bald wütenden Zurufen an die Hunde, die völlig versagten und kaum durch das letzte Stück Sumpf bis auf die kleine Insel zu bringen waren, wo Ruhe und das wohlverdiente Kraftfutter ihrer warteten.

Unser Zelt steht auf einer unansehnlichen kleinen Insel, der wir den Namen Zentruminsel geben, da sie in den kommenden Tagen den Mittelpunkt für die kartographische Aufnahme in diesem Fjordkomplex bilden wird.

2. Juli. Wulffs Abteilung, die von Kap Salor aus einen

andern Weg gewählt hat, kam erst heute gegen mittag an. Leider hat sie unterwegs einen Hund verloren, der umsank und nicht weiter konnte. Wir haben jetzt noch 20 Hunde; das wird für die Rückreise genügen, wenn es uns nur gelingt, sie bei guter Ernährung zu erhalten.

Ajako und der Bootsmann sind vorläufig nach der Mündung des Nordenskiöldfjords gesandt worden, wo wir auf der Hinreise eine Anzahl Kleidungsstücke und andere Dinge, die wir auf der Reise nicht brauchten, deponiert haben. Sie kommen in der Nacht mit einer Jagdbeute von 8 Hasen und einem Schneehuhn zurück. Außerdem hat Harrigan eine Strecke von dem Zelt entfernt einen Seehund geschossen; die Ernährung sieht also vorläufig sehr vielversprechend aus.

* * *

Es gibt nichts im Lagerleben, was das Gemüt so nachdenklich stimmt, wie ein Feuer, das knistert und kracht und dessen Rauch zum Himmel emporsteigt. Man versteht die Opfer der Alten, wenn sie mit der heiligen Flamme und dem Rauch ihre Gebete in die Luft schickten. Auch wir, die wir weniger naiv sind, können uns nicht befreien von der Naturverehrung, die solche Stimmungen uns aufnötigen. Unser Sinn kommt in Bewegung, wir dichten in Gedanken Lieder, bald frische und heitere, bald schwermütige und betrübte; aber wohin die Eingebung uns auch führt, in unserm Sinne ist etwas in Bewegung, was durch das Feuer erweckt ist. Das gilt vor allem in einer Natur wie dieser, wo man immer als der Ohnmächtige dasteht, der gezwungen ist, einen täglichen Kampf gegen Kräfte zu

Lauge Koch

Blick auf die Elisoninsel.

kämpfen, die stärker sind als wir selbst. Das Leben scheint ständig an einem Faden zu hängen, weil man die kommenden Ereignisse nie voraussieht und so wenig Gewalt darüber hat; dies drückt hier oben mehr als die vielen tiefen Freuden, die man erlebt, den Gedanken und Stimmungen seinen Stempel auf.

Ein merkwürdiges Land! Wir haben Juli, und doch sind große Strecken noch so mit Schnee bedeckt, daß man sich am liebsten auf Schneereifen oder Schneeschuhen bewegt. Die Blumen



Lemminge, vom Polarfuchs überrascht.

sind nicht nur geduldig, sondern sie setzen auch alle Kraft ein gegen ihren Todfeind und sprießen und blühen an vielen Stellen mitten im Schnee.

Ein gewaltiges Land! Doppelt gewaltig wirkt es auf den, der sich an seinen Küsten entlang kämpft. Der Blick schweift über breite, offene Horizonte, die durch Fjorde und Buchten über das Inlandeis laufen, um in blendender Ferne, die in den Augen schmerzt, sich mit dem Himmel zu begegnen. Steile rotbraune Felsen schießen aus dem Meer auf wie sperrende Wände, die den Ausblick verengen, aber mitten in die nackten Felsen malt die

Sonne ihre Farben, so daß die Armut geadelt wird und zu einem Werk des großen Lichtspenders wird.

Ein Land ohne Herz, wo alles Lebendige hart um Leben und Nahrung kämpfen muß. Wie ein gefrorenes Feld von Kälte und Öde preßt das Polarmeer sich an den Küsten hinauf, um seinem Bruder, dem Inlandeis, zu begegnen, der das kalte Land vom Innern der Wüste her bedeckt. Die armen Seehunde, die aus dem lebenspendenden Meer kommen, kriechen hier und da aufs Eis hinauf, werden aber überall von der Riesenmühle der Eis-



Knud Kyhn

Hermelin auf der Hasenjagd.

pressungen bedroht und stürzen in die Tiefe, ohne Zeit zu haben, Himmel und Sonne zu genießen; sie werden mager dabei, der Speck wird dünn; sie müssen gegen die Kälte kämpfen, die den Fetten nichts anhaben kann; das mächtige Gewölbe über ihren Seewegen trennt sie von ihren Freunden, so daß sie in die tote Einsamkeit verbannt sind.

Ab und zu setzt der Eisbär seine Tatzen auf den Schnee des Küsteneises, aber die Spuren zeigen, daß er landeinwärts geht, mit leerem Magen ohne Zutrauen zu dem Eis, das stärker ist als er selbst, und ohne daß die Täler, die zu arm sind, ihm Nahrung zu bieten, ihn zum Besuch einladen. Nur der Moschusochse und der kleine Lemming, die Verkörperungen der Genügsamkeit, gedeihen und werden fett, wie die Hasen, deren Zähne und Magen mit

gefrorenen kleinen Pflanzen vorliebnehmen. Und mitten unter ihnen geht das schlanke Hermelin auf Raub aus, wie ein Bündel lebender Muskeln, und überfällt Hasen und Lemminge; satt und stark, ganz unberührt von der Armut des Landes, weil es die kleinen Vegetarier die Arbeit für sich tun läßt. Es ist das gute Raubtier des Landes, weil es offen in seiner Feindschaft ist, und es ist darum ein glückliches und sympathisches Tier trotz seiner Blutgier. Aber hinter ihm schleicht der weiße Wolf daher, immer hungrig und mager, obgleich er seine Nahrung in denselben Jagdfeldern sucht, feig und erbärmlich, mit gesenktem Schwanz und das Fieber des schlechten Gewissens in seinen Augen, mehr Hyäne als Jäger.

Und dem Leben aller dieser Tiere liegt ein Wunder zugrunde, das Wunder des Landes und der Vegetation; denn in dem einen Monat, in dem die Sonne Macht gewinnt, entfaltet sich die armselige Pflanzenwelt, die das Tierleben schafft. Ohne diese verkrüppelten Kinder der Sonne keine Moschusochsen, keine Lemminge, keine Hasen, und ohne diese kein Hermelin, kein Wolf — ein Kirchhof, in dem nur das Schweigen des Todes brütet.

* *
*

Von unserm flachen Zeltplatz haben wir eine ausgezeichnete Aussicht über den Nordenskiöld-Einlaß. Ganz von selber wandern die Gedanken über die schmalste Stelle des Inlandeises zum Independencefjord. Von hier aus schauten Mylius-Erichsen, Hagen und Brönlund als die ersten über das Ende des Fjords und stürzten damit die alte Theorie vom Pearykanal. Und wenn es ihnen auch nicht gelang, die neue Entdeckung auf der Karte einzutragen, so legten sie doch einen Bericht in einem Steinmal nieder, der Kunde von ihren Entdeckungen gab. Das tragische Geschick, das sie auf der Rückreise traf, wo sie zu einer Übersommerung an einem wildarmen Ort im Danmarkfjord gezwungen wurden, ist allzu bekannt, als daß es hier wiederholt zu werden braucht. Es mag genügen, an die heldenmütige Tat zu erinnern, die Jörgen Brönlund ausführte, als er vom Depot auf Lambertland Nahrungsmittel für seine beiden Kameraden, die nicht weiter konnten, holte — ein Opfer, das doch nicht imstande war, ihnen das Leben zu retten. Als Brönlund nach Mylius-Erichsens und Hagens Tod

sich wieder nach dem Lambert-Depot hinkämpfte, um die wissenschaftlichen Resultate an einer Stelle niederzulegen, wo sie aufzufinden wären, ritzte er seine und seiner Kameraden Todesrunen auf ein Blatt seines Tagebuchs mit den wenigen aber stolzen Worten:

> Umkam am Neunundsiebzig-Fjord nach Versuch Heimreise über Inlandeis im Novembermonat. Ich komme hierher bei abnehmendem Mond und konnte nicht weiter wegen Erfrierung der Füße und der Dunkelheit. — Die Leichen der andern liegen mitten im Fjord, vor einem Gletscher (ungefähr 2½ Meilen). Hagen starb am 10. November und Mylius etwa 10 Tage später.

* * *

Die abschließende Kartenaufnahme des Innern des Independencefjords und seiner nächsten Umgebung wurde auf der ersten Thule-Expedition ausgeführt, als Peter Freuchen Kartograph war. Zur Erinnerung an seinen Einsatz zur Erforschung des nördlichen Grönlands tauften wir das große Land zwischen dem J.-P.-Koch-Fjord und dem Nordenskiöldfjord „Peter-Freuchen-Land“.

Neuntes Kapitel.

Über schmelzendes Eis nach dem Sommertal.

Eiswasserbäder.

3.—14. Juli. Endlich nach zweimonatiger Unbeständigkeit scheint beständiges Wetter einzutreten, das sich voraussichtlich diesen Monat halten wird. Glücklicherweise — denn wir haben nach jeder Tagereise, auf der wir in 12 bis 18 Stunden unter großen Anstrengungen die bescheidene Strecke von 15 bis 16 Kilometer zurücklegen, eine große Trocknung unseres ganzen Hab und Guts vorzunehmen; wir würden uns nicht zu helfen wissen, wenn nicht die gute Sonne während unseres Nachtschlafes alles wieder brauchbar machte, was die abscheuliche Sommerbahn zerstört hat.

Die Reise geht durch Eiswasser, und nur ausnahmsweise können wir einen Augenblick auf „trockenem Eis" verschnaufen. Die Wärme hat das unebene Polareis in ein hoffnungsloses System von Kanälen und Seen verwandelt, worin einzelne Flecken wie Inseln aus einem einzigen großen Eissumpf emporragen. Anfangs suchten wir hartnäckig die besten Stellen aus und gingen im Zickzack vorwärts. Das haben wir aber längst aufgegeben, da trotzdem alles triefend naß wird. — Wir waten den ganzen Tag bis über die Knie im kalten Eiswasser; und wie wir selbst bei der Arbeit mit den Schlitten, die sich beständig in den Löchern festfahren, bis auf die Haut naß werden, geht es auch allen unsern Reservesachen. Bei den verschiedenen Stellungen, die der Schlitten in den Vertiefungen einnimmt, spült das Wasser bald von vorn über den Schlitten, bald von hinten.

Von der Zentruminsel und dem McMillantal an der Mündung des Viktoriafjords sind wir auf diese Weise wie die Schnecken drei Tage lang dahingeschlichen, ein dreitägiger Marsch in kaltem

Wasser; es hat oft eine dünne Haut von Neueis, das den Hunden die Pfoten zerschneidet, wenn es in messerscharfe Stücke zerbricht. Das kalte Wasser schwächt die Hunde sehr, die nach der Hungerperiode noch nicht richtig zu Kräften gekommen sind, und wir haben zu unserm Kummer auch einen Hund zurücklassen müssen, der so erschöpft war, daß er stürzte und nicht wieder aufstand.

Wenn weder wir noch die Hunde mehr können, suchen wir uns eine Eisinsel auf und schlagen dort das Zelt auf. Ein idealer Zeltplatz ist es ja nie, aber man hat den Trost, daß man sich nicht lange nach Wasser zu bemühen braucht, wenn man kochen will; man öffnet nur den Zeltvorhang ein wenig und füllt Kochgeschirr und Kessel.

Unter diesen etwas entmutigenden Verhältnissen feierte Koch seinen 25. Geburtstag. Wir heißten die Flaggen, die dänische und die schwedische, und kochten eine Extratasse starken Kaffees. Jeder von uns gab dem Geburtstagskind ein paar Stücken Kandiszucker, eine hochgeschätzte und im Augenblick außerordentlich kostbare Ware. Der letzte Vorrat, für die Rückreise über das Inlandeis berechnet, ist in Rationen geteilt, und jeder wacht wie ein Raubtier über seinen bescheidenen Anteil. Wir hätten ein Fest feiern können; aber ich ließ mich nicht von der augenblicklichen Feststimmung fortreißen — aus Vernunftsgründen. Wir haben nämlich wohlschmeckenden Pemmikan, Hafergrütze und Hirse, aber das sind Herrlichkeiten, die erst angebrochen werden dürfen, wenn die Inlandeisreise beginnt; in dieser Wüste werden wir alle Reizmittel der Ernährung nötig haben. Trotz der Versuchung verhärtete ich daher mein Herz und ließ nur eine doppelte Ration Seehundfleisch kochen, dabei versprach ich aber feierlich, den Tag zu feiern, wenn wir auf der Rückreise auf dem Inlandeis die Höhe von 2000 Meter erreicht hätten.

Die kleinen, langsamen Tagereisen kommen dem Kartographen zugute, und es werden Breiten- und Längenbestimmungen und Peilungen nach allen hervortretenden Punkten vorgenommen, so oft sich die Gelegenheit bietet.

Bei einem solchen Aufenthalt, etwa 13 Kilometer vom McMillantal entfernt, wurde die Küste sehr sorgfältig mit dem Fernglas untersucht. Wir hielten Ausschau nach Hasen, die jetzt

auf weite Entfernung als kleine weiße Knäuel sichtbar sind. Unser Fleischvorrat war aufgezehrt, und Seehunde gab es auf diesem schlechten, mit Wasser bedeckten Eis nicht. — Der Bootsmann und ich waren zurückgeblieben, wir waren damit beschäftigt, unsern Schlitten festzubinden. Bekanntlich sind alle Querhölzer mit den Kufen durch Lederriemen verbunden, und wenn diese oft ins Wasser kommen, strecken sie sich, so daß die Verbindungen nachgeben und der ganze Schlitten zusammenfällt; in der Regel natürlich im tiefsten Wasser. Einen Schlitten zusammenzubinden nimmt eine Stunde in Anspruch und ist eine langweilige und schwierige Arbeit, namentlich mit froststarren Händen!

Während wir über die abgeladenen Schlitten gebeugt stehen und uns abmühen, die nassen und schwer zu hantierenden Riemen festzuziehen, kommt plötzlich Leben in den Haufen vor uns. Die Hunde haben bis jetzt müde und teilnahmlos auf den Schlitten gelegen, aber nun beginnen sie wie die Verrückten herumzuspringen, und Harrigan und Ajako laufen weit nach den Seiten, springen hoch in die Luft, fuchteln mit den Armen und schlagen sich auf die Schenkel, alles bei den Polareskimos Zeichen dafür, daß etwas Ungewöhnliches bevorsteht.

Der Bootsmann und ich sehen uns einen Augenblick ungläubig an, ohne ein Wort zu sprechen; denn dies konnte ja nur eins bedeuten, und während wir dastehen und starren und nicht recht zu glauben wagen, was wir am meisten hoffen, kommt der Bootsmann bedächtig mit dem erlösenden Wort: „Man narrt nicht hungrige, durchnäßte Kameraden, die sich durchs Wasser schleppen!"

Und im selben Augenblick stoßen wir beide ein dröhnendes Gebrüll aus: „Moschusochsen!"

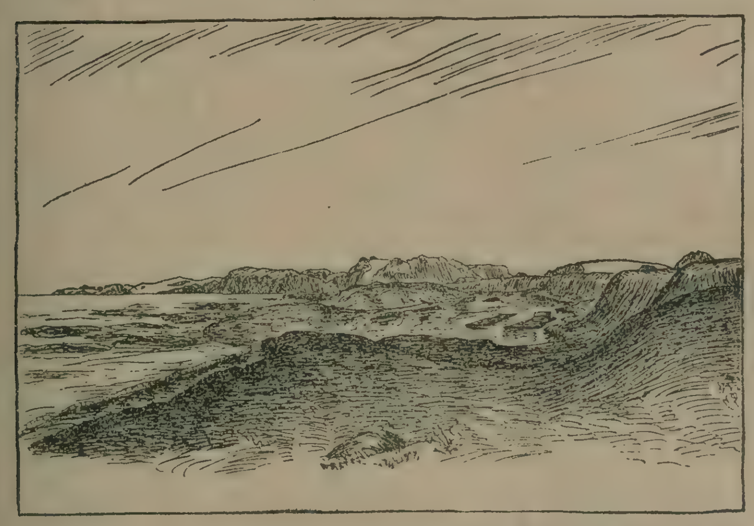
Der Schlitten war im Handumdrehen fertig, und so rasch die Bahn es zuließ, eilten wir unsern Kameraden nach. Alle Gesichter strahlten. Ja, es war wirklich wahr, was wir vermutet hatten. Wir überzeugten uns selbst mit dem Fernrohr: vor einer kleinen Gletscherzunge am McMillantal auf einem hohen Rücken oberhalb unseres alten Frühjahrslagers bewegt sich ganz deutlich eine Herde weidender Moschusochsen.

Wir umarmten uns und gebärdeten uns wie Verrückte. Alle Würde wurde beiseite gesetzt; denn das, was wir hier sehen, bedeutete nicht nur Nahrung in Fülle für uns selbst und die Hunde,

sondern es war auch gleichbedeutend mit Ruhe und Kleidertrocknen für ein paar Tage in dem schönen Tal, wo jetzt voller Sommer sein mußte.

Mit großer Schwierigkeit legten wir die letzte Strecke Wegs zurück; was unter günstigen Verhältnissen eine Stunde in Anspruch genommen hätte, dauerte jetzt 7, und endlich, nach 13 Stunden gründlichen Bades, erreichten wir mit triefenden Kleidern die Küste.

Ich kam eine Stunde später als die andern, da der Schlitten zum zweitenmal im Lauf des Tages zusammengefallen war und



Harald Moltke nach Skizze von Koch

Flußdelta beim McMillantal.

wieder festgebunden werden mußte. Die Kameraden hatten schon alle ihre nassen Kleider abgeworfen und nahmen splitternackt auf einem kleinen fruchtbaren Abhang Sonnenbäder. Das war auch wirklich notwendig; denn wir waren am ganzen Leib rot und runzlig, als ob wir längere Zeit eingeweicht worden wären; die Temperatur wirkte hier auf dem Land mit ihren 5 Grad Wärme vollkommen tropisch. Ich war heiser vom Antreiben der Hunde, die auf der letzten Strecke kaum durch das Wasser zu bringen waren. Dr. Wulff kam mir lächelnd entgegen und erzählte mir, er habe in der Stunde, da sie auf mich gewartet hatten, das Wort des heiligen Augustin bestätigt gefunden, „daß die Freude über

die Seligkeit nicht nur darin besteht, sich selbst auf der rechten Seite zu wissen, sondern auch und nicht zum wenigsten darin, daß man beständig die verzweifelten Rufe der Verdammten hören könne." So hatte es nämlich auf die im Lande befindlichen Kameraden gewirkt zu hören, wie ich bald mit jammernden, bald mit wütenden Zurufen meine Hunde draußen in dem Hölleneis antrieb.

* * *

Wir waren alle hungrig wie die Wölfe und begaben uns daher mit allen Hunden rasch über Land auf die Jagd. Leider wurden wir nach einer halben Stunde von einem flußähnlichen Wasserlauf von etwa 400 Meter Breite aufgehalten, und nachdem wir verschiedene verzweifelte Versuche gemacht hatten, hinüberzuwaten, mußte die Jagd bis zum nächsten Tag verschoben werden, da der Fluß sich nur ein Stück seewärts auf dem Eis draußen passieren ließ. Sich auf dieses Eis zu begeben, hatte heute trotz Hunger und Mordlust keiner den Mut, nachdem wir eben das Land glücklich erreicht hatten.

Um den Hunger zu stillen, wurde eine Hasenjagd veranstaltet, die einen ausgezeichneten Erfolg hatte. Im Laufe einiger Stunden mußten nicht weniger als acht von den kleinen Tieren im weißen Pelz daran glauben, und wir schlugen ein improvisiertes Lager auf, um uns ein wenig auszuruhen, ehe die Moschusochsenjagd im Ernst begann. Die nasse Kleidung wurde zum Trocknen ausgebreitet, und wir schliefen ein, halbnackt, in den verschiedensten Stellungen, ähnlich einer Horde Flüchtlinge, während all unser Eigentum um uns herum verstreut lag.

* * *

Nach fünf kurzen Stunden der Ruhe begaben wir uns wieder auf das Meereis und wanden uns an der Mündung des großen Flusses zwischen einer Unzahl von tiefen Kanälen hindurch, in der Absicht, eine Landung einige Kilometer westlich von dem Hauptlauf zu versuchen. Das Eis war hier besonders schlecht; die ganze Oberfläche war so stark im Schmelzen, daß sie überall das Aussehen angenommen hatte, als sei eine Fläche mit Tausenden von Nägeln dicht nebeneinander, die mit ihren Spitzen nach oben



Lauge Koch.



Der Schnee wird naß.

standen. Die Spur der Hunde wurde rasch blutig von all den vielen Nadeln, die ihnen die Ballen zerstachen; sogar wir fühlten Schmerzen durch die aufgeweichten Sohlen. Mit einem Gefühl der Befreiung betraten wir schließlich das Land und schlugen das Zelt in einer kleinen, geschützten Bucht neben einem freundlich rieselnden Bach auf. Schlitten und Gepäck wurden an Land niedergelegt, und sobald wir unser nasses Zeug auf den Klippen zum Trocknen ausgebreitet hatten, ging es in die Berge nach dem Tal, wo wir gestern die Moschusochsen gesehen hatten. Wir nahmen alle Hunde mit, um sie dem Kampfplatz so nahe wie möglich zu haben.

Nach einer Stunde Marsch eröffnete sich uns eine Aussicht über den Kamm eines kleinen Hügels, und kaum hatte ich angefangen, die Umgebung zu untersuchen, als es uns alle wie ein Schlag durchzuckte: kaum 100 Meter von uns weideten friedlich fünf Moschusochsen, ohne etwas von den Raubtieren zu ahnen, die in den letzten 24 Stunden ihren Tod beschlossen hatten. Alle Hunde bis auf zwei wurden sorgfältig an große Steine angebunden, ehe sie das wohltuende Wild witterten; denn wenn man die Hunde in Massen auf einen Moschusochsen losläßt, so stürzen sie sich, namentlich wenn sie hungrig sind, in der Regel so dummdreist und gierig auf ihre Beute, daß sie Gefahr laufen, aufgespießt zu werden; jetzt können wir es uns wirklich nicht leisten, noch mehr Hunde zu verlieren. Wir nahmen darum nur die beiden schlechtesten mit und näherten uns der Herde. Wir teilten uns in drei Abteilungen, und noch ehe uns die Moschusochsen entdeckt hatten, standen wir plötzlich auf drei Seiten wie aus der Erde geschossen vor ihnen.

Die Moschusochsen, die dalagen und wiederkäuten, erhoben sich bedächtig, ohne sich zu übereilen, und stellten sich wie gewöhnlich in ihrer Schlachtordnung auf, in dem berühmten Karree mit der Front nach allen Seiten. So blieben sie stehen, ohne den geringsten Versuch zu machen, zu fliehen, während wir die größte Mühe hatten, die beiden Wolfshunde zurückzuhalten, die stracks auf sie losstürzen wollten.

Es waren fünf Stiere; sie faßten alle die Situation mit erhabener Ruhe auf. Ihre großen, blanken Augen starrten uns furchtlos an, und sie begnügten sich damit, hier und da verächtlich die Mundwinkel ein wenig zu verziehen.

Sie sahen phantastisch aus und wirkten auf uns, die wir lange Zeit nur Hasen und Lemminge gesehen hatten, groß und gewaltig. Sie befanden sich gerade mitten im Haarwechsel, und die lose Wolle, die in großen zusammenhängenden Fladen abzugehen schien, lag auf ihren Mähnen und Rücken wie Büschel von Trauerflor. Ab und zu stießen sie die Luft mit einem schnaubenden Laut durch die mächtigen Nüstern aus, dann wieder schlugen sie wie in Ungeduld mit den Hufen gegen die Erde, so daß uns kleine Steine um die Ohren flogen. Im übrigen blieben sie ruhig stehen, ohne einen Ausfall zu machen.

Da die spärlichen und zufälligen Jagden uns bisher keine besonders günstige Gelegenheit zum Photographieren gegeben hatten, nahmen wir jetzt alle drei, Koch, Wulff und ich, Aufstellung und knipsten los. Geduldigere Objekte hätte sich kein Photograph wünschen können, obgleich wir sehr gründlich zu Werke gingen. Sie wurden von allen Ecken und Kanten aufgenommen, von 10 bis 2 Meter Abstand, im Profil, en face, in ganzer Figur und als Brustbild, und erst als wir fertig waren, ließen wir das Todesurteil ergehen.

Doch wir wollen den Versuch machen, sie erst ein Stück weiter nach dem Zelt zu treiben, damit wir es leichter haben, das Fleisch nach dem Meereis hinabzubefördern. So rückten wir ihnen denn, die Hunde beständig an der Leine, auf den Leib und fingen an, mit Steinen zu werfen. Zunächst schienen sie überrascht und äußerst empört über diese Behandlung, die ihnen offenbar höchst unwürdig vorkam. — Und dann fuhr der Teufel in sie! Der größte der Stiere, allem Anschein nach der Anführer, stampfte plötzlich mit den Hinterbeinen so fest auf den Boden, daß ein Regen von Kies und Steinen über uns fiel; dann stieß er ein Gebrüll aus, machte kehrt und galoppierte über die Ebene, hinter ihm die ganze übrige Herde.

Wir gaben sofort die beiden Hunde frei, die ihnen nachjagten. Aber das Ganze war so blitzschnell geschehen, daß die Stiere einen Vorsprung hatten, den die Hunde nur langsam einholten. Wir selber liefen aus allen Kräften, um in der Nähe und schußbereit zu sein, wenn die Herde etwa auf dem Gipfel eines Hügels haltmachte, um sich gegen den Angriff der Hunde zu verteidigen.

Aber die Sache verlief nicht ganz nach unserer Berechnung.

Die Stiere rannten um ihr Leben und entwickelten eine solche Schnelligkeit, daß es fast aussah, als ob ein Orkan sie fortwehte. Ganz am Ende der Ebene glückte es dem ersten der Hunde, die Herde einzuholen; wir sahen, daß er versuchte, sich in den Schenkel dessen, der am weitesten zurück war, festzubeißen. Aber statt stehenzubleiben und seine Kameraden im Karree zu sammeln, um den Angriff aufzunehmen, begnügte sich der Stier, in dessen Schenkel noch der Hund mit seinen Zähnen festhing, damit, sich blitzschnell umzuwenden, den Hund abzuschütteln, ihn mit den Hörnern auf seinen gewaltigen Nacken zu nehmen und ihn wie einen Ball in die Luft zu schleudern. Der arme Hund wirbelte herum und fiel schwer zur Erde nieder; sein Mut kostete ihm das Leben.

Unterdessen raste die Herde weiter; auch der andere Hund, ein alter erfahrener Bärenjäger, hatte jetzt die flüchtende Herde erreicht, und es gelang ihm, den letzten der Herde vor einer hohen, steilen Schlucht zum Stehen zu bringen. Ajako, der uns allen voran war, lief herzu, bereit zu schießen. Aber in dem Augenblick, als er die Büchse erhob, warf der Stier sich wie eine Lawine auf ihn herab, ohne sich um den bellenden Hund zu kümmern, der vergebens versuchte, ihn zurückzuhalten. Ich lief aus allen Kräften herbei, hörte aber zu meiner großen Freude den Knall eines Schusses, und dann einen zweiten, und einen Augenblick später war ich selber auf dem Walplatz unten. Noch glühend vor Erregung stand Ajako neben dem getöteten Stier, dessen furchtbarer, plötzlicher Ausfall ihm bei einem Haar das Leben gekostet hätte.

Die vier andern Stiere flüchteten weiter einen Hügel hinauf, wo sie dicht an unsern angebundenen Hunden vorbeikamen. Diese erhoben sich wie ein Mann und brachen in wütendes Gebell aus, worauf die Stiere, augenscheinlich verwirrt über die vielen Wölfe, abermals die Richtung änderten und nach dem Fluß im Südwesten flohen. Ein Nachzügler, der nicht folgen konnte, trennte sich von der Herde und galoppierte nach dem See hinab, wo wir im Frühjahr unser Lager gehabt hatten; hier wurde er nach einer hitzigen Jagd von zwei Hunden, die sich unterdessen losgerissen hatten, eingeholt und gestellt. Während sie ihn festhielten, kam der Bootsmann und schoß ihn nieder.

Die drei andern dagegen entkamen vorläufig. Aber wenn wir

auch sicher waren, daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis wir sie wieder finden würden, bereuten wir doch zu spät unsere Steinwürfe. Es wäre für den Transport entschieden das beste gewesen, die Tiere auf einer Stelle versammelt zu haben. Jetzt müssen wir uns vorläufig mit dem Humor begnügen, der darin lag, daß wir sie aus ein paar Meter Abstand photographiert hatten, um sie trotz unseres Fleischmangels entschlüpfen zu lassen. Übrigens habe ich zum erstenmal auf meinen vielen Moschusochsenjagden erlebt, daß eine angegriffene Herde nicht nach einem kurzen Lauf haltgemacht und ein Karree gebildet hatte, um so den unvermeidlichen Tod zu empfangen.

* * *

Den zwei getöteten Moschusochsen war die Haut abgezogen; wir hatten alles fette Mark aus den Knochen gegessen und waren in der milden Stimmung, die sich nach einer guten Mahlzeit einstellt. Doch läßt sich nicht leugnen, daß unsere Freude getrübt war; denn drei große, köstliche Tiere der Herde waren vorläufig entkommen, und wir hatten doch so sicher damit gerechnet, daß sie die Basis für einige behagliche Ruhetage in dem schönen und sommerlichen McMillantal werden sollten.

Darum waren wir uns auch alle klar darüber, daß etwas geschehen müßte. Wir und die Hunde mußten verschnaufen, ehe wir weiter über den breiten Sherard-Osborne-Fjord waten konnten. Jetzt hatten wir 30 Stunden lang unter sehr ermüdenden Umständen große Anstrengungen zu ertragen gehabt. Nach einigen Stunden Schlaf waren wir wieder gute 14 Stunden tätig gewesen. Aber es war doch wünschenswert, die Jagd auf die drei Moschusochsen ohne Verzug wieder aufzunehmen, ehe sie sich zu weit entfernten.

Schläfrig und müde waren wir jedoch alle. Während die letzte Mahlzeit in der Schlucht gekocht wurde, fiel einer nach dem andern in Schlaf. Das Waten vieler Tage in dem kalten Eiswasser war auch nicht ganz spurlos an uns vorübergegangen. Ein paar von uns hatten in höchst unangenehmer Weise die Kräfte in den Kniemuskeln verloren; besonders Harrigan und mir war es heute bei der Moschusochsenjagd so ergangen, daß wir ein ums andere Mal in die Knie sanken, wenn wir bergab liefen, weil wir in unsern Beinmuskeln keine Kräfte mehr hatten.

Unter diesen Umständen war es nur ein einziger Mann, auf den ich rechnen konnte; es war der beste und unermüdlichste Jäger der Expedition, Ajako. Ich habe immer wieder Gelegenheit gehabt, seine unschätzbaren Eigenschaften für eine Reise wie diese hervorzuheben, seine hervorragende Körperkraft, seine Ausdauer und seinen untrüglichen Jägerinstinkt. Er war es, der die ersten Moschusochsen erlegte, zu einer Zeit, als es anfing, für die Hunde kritisch auszusehen; er war es, der die ersten Seehunde bei dem Stromwirbel erbeutete und den Rest unseres Gespannes rettete, und schließlich war er es auch, der mitten im Polarpackeis draußen vor Kap Neumayer den Seehund aufspürte, der uns die Reise nach dem De-Long-Fjord sicherte. Diesem Mann machte ich denn auch jetzt den Vorschlag, die Jagd fortzusetzen zu einer Zeit, in der wir andern vor Überanstrengung nicht mehr konnten. Die Jagd, auf die er jetzt ausziehen sollte, würde mindestens 14 Stunden in Anspruch nehmen. Ajako nahm meinen Vorschlag mit Lächeln entgegen: Ja, es sei die ganze Zeit seine Meinung gewesen, daß es das beste sein würde, die Jagd unverzüglich fortzusetzen; damit war die Sache abgemacht.

Sobald der Inhalt des Topfes gekocht war, schütteten wir die köstlichen, in Fett schwimmenden Stücke von Zunge und Herzen auf einen großen flachen Stein und hielten zusammen unsere Mahlzeit. Dann ergriff Ajako sein Gewehr; nahm seinen Hund, der ihn auf allen seinen Jagden begleitete, und verschwand hinter dem nächsten Hügelkamm leicht und geschmeidig, ganz, als ob er sich eben von einer langen und erquickenden Ruhe erhoben hätte. Über seinem Gang und seiner ganzen Haltung lag die Schönheit, die nur Jugend und Stärke geben können.

* * *

Ungefähr zwölf Stunden später kam Ajako schwankend vor Schläfrigkeit zum Zelt zurück. Er hatte nicht nur die drei Moschusochsen, die versucht hatten zu entfliehen, gefunden und geschossen, er hatte auch noch drei dazu erlegt. Alle Tiere waren abgehäutet und zerlegt, und das Fleisch war zum Trocknen in die Sonne gelegt, damit es nicht durch die Schwärme von Schmeißfliegen verdorben würde, die hier überall, wo ein Stück Fleisch hingelegt wird, aus der Erde schießen.

Zu all diesen Neuigkeiten fügt er lächelnd hinzu, er habe noch eine weitere Herde von sechs Moschusochsen gesehen, die friedlich in der Nähe der Schlachtstelle weideten, ohne sich von der Jagd stören zu lassen. Er hat es aber für praktischer gehalten, diese letzten Tiere leben zu lassen, bis das Lager mehr in ihre Nähe verlegt wird.

Zum Überfluß hatte er außer den Herzen und Zungen der neuerlegten Tiere zwei köstliche Eisgänse auf dem Rücken, die er auf dem Rückweg zum Zelt in der Nähe geschossen hatte. Der Schlaf, den er sich nach diesem Jagdausflug gönnte, währte 24 Stunden und war ehrlich verdient.

* * *

Wir verlegten dann unser Lager 10 Kilometer weiter in ein Tal in der Nähe von Kap May, nicht weit von der Stelle, wo sich die toten und lebendigen Moschusochsen befanden. Der Aufbruch fand bei strahlendem Sonnenschein statt, und die wohltuende Wärme, die in den letzten Tagen auf dem Lande unsere von den Watetouren angegriffenen Körper durchwärmt hatte, verlieh uns neue Kräfte zu neuen Anstrengungen. Das war auch nötig; denn die 10 Kilometer mußten wir durch Wasser, Eisflüsse und über unebenes Polareis zurücklegen und wir brauchten dazu 15 Stunden. Wir schlugen das Zelt unten am Meereis auf und trafen unsere Vorbereitungen für die Jagd.

Der ersten Woche konnten wir vorläufig ruhig entgegensehen. Hier in dem fruchtbaren, wasserreichen Tal gab es Fleisch genug für Menschen und Hunde und viel Arbeit für den Botaniker der Expedition.

Zum erstenmal auf dem ganzen Marsch hatten wir alle bei 7 Grad Wärme und bei schönem, klarem, ruhigem Wetter wirkliche Sommergefühle, und wir gaben daher dem Tal einen Namen, der für das Ohr eines arktischen Reisenden einen süßen Klang hat: Sommertal.

Das Sommertal.

11.—14. Juli. Sobald unsere Kleider nach der Watetour von gestern wieder brauchbar waren, machten wir uns mit den Hunden an der Koppel in die Berge auf. Sie sollten jetzt vier Tage Land-

aufenthalt genießen, um zu Kräften zu kommen, und in dieser Zeit so viel Fleisch zu sich nehmen, wie sie könnten; sie sollten faulenzen, fressen und fett werden.

Uneingeweihte werden vielleicht oft den Eindruck haben, Schlittenreisende müßten rücksichtslose Tierquäler sein. Mag sein, daß wir hier und da hart gegen die Tiere sein müssen, wenn sie bei schlechter Bahn die Arbeit aufgeben und sich weigern, weiterzufahren; aber was soll man unter diesen Umständen anderes tun, als sein Herz zu verhärten und die armen Tiere vorwärts zwingen. Es ist ja nur in ihrem eigenen Interesse, wenn man sich bemüht, sie so rasch wie möglich aus der übeln Bahn herauszubringen.



Harald Moltke nach Skizze von Koch

Das Sommertal.

Schirrt man einen müden Hund ab, so legt er sich ganz einfach an Ort und Stelle hin, um zu sterben, ohne einen Versuch zu machen, nachzufolgen. Sind wir also auch ab und zu hart gegen die Hunde — in Lagen, in denen wir es selber nicht besser haben —, so kann doch niemand froher sein als wir, wenn wir zeitweilig den treuen Tieren ganz freien Lauf geben und sie dem Wohlleben des Augenblicks und einer unmäßigen Schwelgerei überlassen können. Wir wählen dann wohlbewässerte, geschützte Stellen für sie aus, am liebsten einen kleinen Bach mit fruchtbarem, weichem Erdreich an den Ufern. Hierhin wird ihnen alles Futter gebracht, und sie dürfen volle Revanche nehmen für all die bösen Tage, die sie durchmachen mußten.

Solche Tage sind leider spärlich wie Oasen in einer Wüste, in der man meist von Tag zu Tag um die Erhaltung des Lebens

kämpfen muß. Aber dann scheut auch kein Schlittenlenker die längsten und anstrengendsten Jagden, um Wild herbeizuschaffen, und mißglückt die Jagd, so teilt er gern das wenige, was er für seinen eigenen Kochtopf bestimmt hat, mit seinem Gespann.

Jetzt sollten also unsere 18 Hunde, der Rest von den 70, mit denen wir hier heraufkamen, ein paar Tage in Wohlleben verbringen. Darum wurden sie nach dem Sommertal geführt, an den Ort, wo Ajako sein Fleischdepot von den sechs Moschusochsen hatte. Zunächst sollte die zuletzt beobachtete Herde getötet werden. Es stellte sich jetzt heraus, daß es ihrer nur fünf waren und nicht sechs, wie wir ursprünglich angenommen hatten.

Die Jagd verlief diesmal leicht und schmerzlos. Die Moschusochsen, ein Stier mit vier Kühen, weideten dicht neben ihren getöteten Kameraden auf einer fruchtbaren Anhöhe. Wir näherten uns ihnen ungesehen in einem kleinen Tal und standen plötzlich und unvermutet vor ihnen. Sobald sie uns entdeckten, liefen sie zusammen und stellten sich in ihrer berühmten Schlachtordnung auf, dabei gaben sie in keiner Weise Zeichen von Überraschung oder Furcht kund. Ganz ruhig sahen sie uns in die Augen und begnügten sich damit, ab und zu ihre Hörner an den Steinen zu wetzen.

Eine solche Wildherde tritt wirklich mit imponierender Würde auf. Keinen Augenblick fallen sie aus ihrer bedächtigen Wiederkäuerruhe, solange die Zuschauer sich ruhig verhalten. Sie zeigen nicht das geringste Zeichen von Furcht, wie andere Tiere in der Wildnis, z. B. der Bär oder das Renntier, die schon auf weite Entfernung flüchten. Einen Moschusochsen zu treffen, heißt wirklich ihm begegnen; er bleibt ruhig stehen, freilich musternd und forschend; aber die Begegnung geschieht wie unter Ebenbürtigen mit einer schweigenden Würde, die fast den Charakter einer Audienz hat, mitten in der großen, stummen Öde, die keinen andern Laut kennt als das Brausen der Flüsse und den Schrei der Vögel.

Sie ahnen ja nicht, diese schwarzen, langhaarigen Majestäten, daß wir zweibeinigen Nippesgegenstände so ein heimtückisches Teufelszeug wie schnellschießende Magazingewehre mit uns führen, oder daß die Wolfshunde, die wir anfangs rücksichtsvoll zurückhalten, auf sie gehetzt werden, sobald sie versuchen wollen, sich unserer aufdringlichen Nähe zu entziehen.

Wie gewöhnlich wollten wir damit anfangen, sie zu photographieren; aber das paßte dem Stier ganz und gar nicht. Er machte ein paar blitzschnelle Ausfälle, so gefährlich und plötzlich, daß er schleunigst erschossen werden mußte, damit wir seine Frauen in Ruhe aufnehmen konnten. Sobald dies geschehen war, mußten auch sie eine nach der andern ins Gras beißen. Man muß sagen, daß sie den Tod mit derselben Geringschätzung der Schmerzen entgegennahmen wie die großen Stiere. Eine Kugel in die Schulter, und sie sinken in die Knie, starren uns noch einmal mit ihren großen unergründlichen Augen an, gerade als ob sie gegen die Heimtücke protestieren wollten, einen Feind aus der Entfernung und nicht im Nahkampf zu verwunden; dann fangen sie an in Schmerzzuckungen zu zittern, bis eine zweite Kugel ihnen mit einemmal den Atem abschneidet und die gewaltigen Körper mit einem schweren Seufzer auf den Kiesboden stürzen und den letzten Atemzug tun.

* * *

Nachdem das Abhäuten zu Ende war, bekamen die Hunde so viel Fleisch, wie sie bewältigen konnten; dann wurden sie an einem frisch fließenden Bach angebunden, wo sie sich einem behaglichen Schlaf hingeben konnten, bis sie imstande waren, von neuem zu fressen.

Wir selbst gingen zum Zelt hinab, um uns der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Aber wir schleppten so viel Fleisch auf dem Rücken mit, wie wir tragen konnten. Wir Menschen haben ja das vor den Tieren voraus, daß wir auch an das Morgen denken.

* * *

Das Sommertal steht in unserer Erinnerung da wie eine Oase mitten in der Zeit der Not. Hier hatten wir vollen Sommer und konnten uns bei jedem Schritt, den wir taten, über die vielen schönen Blumen freuen, die aus der armen Erde aufsproßten, überall, wo es nur eine Möglichkeit gab, Wurzel zu schlagen. Aber außer den vielen ästhetischen Freuden hatten wir auch den materiellen Genuß, daß wir reichlichen und wohlschmeckenden Proviant hatten, solange der Aufenthalt dauerte.

Das Sommertal erstreckt sich etwa sechs Kilometer von Norden

nach Süden, oder vom Meereis nach dem Inlandeis hinauf. Ein Fluß, der uns jetzt bei unserer Abreise die größten Schwierigkeiten bereiten wird durch das große und tiefe Delta, das er bis weit in das Polarmeer hinein geschmolzen hat, hat das Tal geschaffen und fließt zwischen 200 Meter hohen Höhenzügen dahin, deren Abhänge sehr fruchtbar sind. Von allen Hügeln und Bergen winden sich kleine Bäche zum Hauptfluß hinab, und aus verschiedenen noch nicht geschmolzenen Schneewehen sickert das Wasser herab durch ein Gewimmel von gelben, weißen und roten Blumen und grünem Gras.

Während wir am Zeltplatz auf dem Meereis nur eine Temperatur zwischen Null Grad und 2 Grad Wärme haben, steigt die Wärme bei Tag und Nacht auf 10 Grad im Schatten, sobald wir nur ein Stück in das Tal hinaufkommen; in der Sonne können wir sogar bis zu 25 Grad Wärme haben. Das wirkt in der Regel so stark, daß wir schattige Stellen aufsuchen müssen, um nicht gar zu sehr unter der Hitze zu leiden. In seltsamem Kontrast zu all dieser Sommerüppigkeit steht das Polarmeer, das sich mit seinem auftauenden, weißgrauen Eis nach Norden ausbreitet, soweit das Auge reicht.

* * *

Snorre berichtet irgendwo im „Heimskringla", daß Hakon Jarl, der vor den Gunhild-Söhnen geflüchtet war und sich bei dem Dänenkönig Harald Gormsön aufhielt, während des ganzen Winters über so viel nachzudenken hatte, daß er sich zu Bett legte. Er lag oft wach und aß und trank nur so viel, daß er seine Körperkraft behielt.

Ähnlich geht es mir in dieser Zeit; ich habe über ernste Probleme nachzudenken, und wenn mir die Verhältnisse auch nicht erlauben, zu Bett zu gehen, um in voller Ruhe alle Fäden zu entwirren, so kann ich doch den alten Wikinger und sein ungewöhnliches Benehmen durchaus begreifen. Oft liege ich in der Nacht wach, während die andern schlafen, und nie, scheint mir, ist man der „Morgenröte der Entschließungen" näher, als wenn man in voller körperlicher Ruhe in seinem Schlafsack liegt und das Gehirn arbeiten läßt; es läßt sich nicht leugnen, daß es jetzt für den, der die Entscheidung treffen soll, vieles zu überlegen gibt.

Die schlechte Bahn, das schmelzende Eis und das viele Wasser, durch das wir durch müssen, läßt die Frage auftauchen, ob es nicht praktischer wäre, den Sommer über hier im Tal zu bleiben, wo vorläufig reichlich Wild zu finden ist.

Meine Kameraden haben mich auch wiederholt gefragt, ob ich es nicht für das richtigste ansehen würde, die Reise vorläufig einzustellen und sie erst wieder fortzusetzen, wenn so viel Kälte in der Luft sei, daß das Wasser auf dem Eis gefröre. Ich habe aber die Entscheidung hinausgeschoben und daran festgehalten, daß wir weiterziehen müßten, sei es auch nur in den allerbescheidensten Tagereisen. In den Tagen, die wir hier gelegen haben, habe ich die Lage gründlich durchdacht und meinen Entschluß gefaßt.



Harald Moltke nach Skizze von Koch

Gletscherabschluß des Sommertals.

Wir müssen die Reise fortsetzen und trotz der schlechten Bahn, die uns augenblicklich entmutigt, müssen wir alle Kräfte daransetzen, eine Stelle am Ende des St.-George-Fjords zu erreichen, von wo aus wir aufs Inlandeis hinaufkommen können. Eine Übersommerung hier würde uns leicht dasselbe Schicksal wie Mylius-Erichsen bereiten können; denn man muß hier auf Landjagd rechnen, und wenn die nächste Umgebung leergejagt ist, wird es ungeheuer schwierig sein, neue Jagdgebiete zu erreichen. Auf Seehunde können wir nicht in solcher Menge rechnen, daß wir 7 Mann und 18 Hunde so lange damit ernähren können, bis die Bahn besser wird, und das wird kaum vor Anfang September der Fall sein.

Setzen wir die Reise fort, so können wir, falls wir nicht zu

sehr vom Unglück verfolgt werden, noch drei Gespanne von je sechs Hunden auf die Beine stellen. Augenblicklich sind wir alle in voller Kraft, aber niemand weiß, in welcher Verfassung wir und die Hunde sein werden, wenn wir hier zwei Monate ein Jägerleben geführt haben.

Jetzt können wir auch auf Seehunde bei Dragon Point hoffen, im September dagegen durchaus nicht; unser Fang während der Übersommerung müßte also einen Überschuß ergeben, der uns außer dem täglichen Bedarf auch Proviant für die Rückreise sicherstellt; dies ist aber sehr zweifelhaft.

Die Schwierigkeiten, denen wir jetzt begegnen, werden in anderer und ernsthafterer Weise wiederkehren, wenn wir die Rückreise verschieben. Wir werden später im Jahr mehr Schnee auf dem Inlandeis finden und infolgedessen wird unsere Ausrüstung und unser Proviant so mangelhaft werden, daß wir den Weg über Fort Conger nehmen und vorläufig dort überwintern müssen. Alle Dispositionen würden dadurch nur komplizierter werden.

Jetzt im Juli und August haben wir keine besonders niedrige Temperatur auf dem Inlandeis. Wir haben die Sonne, so daß wir unsere Kleider trocknen können, und wir können die Schlafsäcke und anderes entbehren, was unsere Lasten beträchtlich vermindern wird.

Selbst wenn wir bei Dragon Point keine besonders gute Jagd haben sollten, kann man es doch verantworten, mit dem Proviant, den wir augenblicklich haben, über das Inlandeis zu gehen. Schließlich können wir in dieser Jahreszeit die Reise abbrechen und auf das Land bei dem Humboldtgletscher hinabgehen, wo die Jagd auf Renntiere und Hasen gut sein wird. Später im Herbst werden wir wegen der Dunkelheit diese Jagdmöglichkeit nicht haben.

Und last but not least: zwei Monate Jägerleben hier, wo man ein großes Umland durchstreifen muß, werden unsere Fußbekleidung stark abnutzen, die schon jetzt von dem vielen Waten im Wasser sehr mitgenommen ist.

Also — heim so schnell wie möglich trotz aller Widerwärtigkeiten; jeder Tag, der vergeht, wird die Schwierigkeiten nur vermehren!

Zehntes Kapitel.

Vom Sherard-Osborne-Fjord zum St.-George-Fjord.

Zum letztenmal über den Sherard-Osborne-Fjord.

Nicht ohne Wehmut nahmen wir Abschied von dem kleinen Tal, wo wir und die Hunde vier köstliche Ruhetage gehabt haben. Wir haben alle das Gefühl, daß wir jetzt einem Kampf ums Leben entgegengehen, der unsere ganze Kraft erfordern wird.

Viel Proviant können wir von den elf Moschusochsen, die hier am Ort erledigt worden sind, nicht mitnehmen. Wir haben 24 Schultern und Keulen auf die Schlitten geladen; dies würde ja als Menschennahrung recht lange reichen, aber als Hundefutter macht es nicht viel aus, namentlich da es mager ist. Mehr als diese Menge können wir nicht transportieren; denn wir haben noch andere Dinge zu fahren, und es würde ein Ding der Unmöglichkeit sein, schwere Schlitten aus den vielen mit Wasser gefüllten Löchern herauszuziehen, die wir passieren müssen. Übrigens ist die Temperatur im Tal so hoch gewesen, daß es unmöglich war, das Fleisch frisch zu halten. Gewaltige Schwärme von Schmeißfliegen sind buchstäblich aus der Erde hervorgeschossen und legen ihre Eier überall in dem Fleisch ab. Ein abgehäutetes Stück, das man hinlegt, ist in wenigen Minuten vollkommen mit Fliegen bedeckt. So rasch entwickeln sich die Larven der Schmeißfliegen, daß die fetten und widerlichen Maden in den Augenhöhlen der geschossenen Tiere wimmeln. Auch das reine Fleisch wird in gleicher Weise verdorben; aber glücklicherweise ist es nicht viel, was so verlorengeht, da wir erstens unsere Hunde überfüttert haben und zweitens selbst so viel Mahlzeiten gehalten haben, als sich überhaupt tun ließ.

Wir setzen jetzt alle Energie daran, den Sherard-Osborne-Fjord zu passieren, wie schlecht und schwierig die Bahn auch sein mag; denn jetzt wollen wir heim. Vorgestern schickte ich Harrigan und Ajako auf eine Rekognoszierung nach Kap May aus. Ihre Beobachtungen besagten, daß die Strecke von unserm Lager bis zum Kap schwierig werden würde, dagegen schien der Fjord selber trotz einzelner Rinnen nicht ganz unmöglich zu sein. Wir spucken also in die Hände!

Am 15. Juli um 5 Uhr nachmittags sind wir zum Aufbruch fertig. Wie wir da auf dem Eis stehen, bereit uns ins Wasser zu stürzen, kommt uns das Sommertal idyllischer als je vor. Die Nachmittagssonne färbt alle die grünenden Abhänge, im Hintergrund liegt das Inlandeis über dem freundlich rieselnden Bach mit schönen rosa Farbentönen. Selbst das große Eismeer hat Festkleidung angelegt; einige phantastische Luftspiegelungen unterbrechen die tote Einförmigkeit des Horizonts und lassen die schönsten Luftschlösser über der Wüstenfläche entstehen. Die Beaumontinsel mit ihren scharfen dunkeln Klippen hat sich über das Eis erhoben und schwebt, in lila Farben gehüllt, hoch oben in der Luft.

Aber wir haben keine Zeit für Stimmungen. Vor uns haben wir die alltagsgraue Prosa in Gestalt der vielen wassergefüllten Becken, durch die wir hindurch müssen. In den ersten vier Stunden arbeiten wir uns durch das große Flußdelta hinaus, wo uns das Wasser oft bis zum Nabel geht. Die Hunde können an den meisten Stellen keinen Grund finden, und wir müssen selber die schwere Arbeit verrichten, die Schlitten über die tiefen Seen zu bringen. Besonders wenn sie mit dem Vorderende in den ausgehöhlten Eishügeln hängenbleiben, haben wir hart zu arbeiten; wir müssen uns dann hinlegen, die Arme ins Wasser stecken und so die Schlitten rückwärts aus dem Hindernis herausziehen.

Um unsere Sammlungen, das photographische Material, die Tagebücher und anderes vor einer Durchnässung zu behüten, bauen wir auf den Schlitten eine Etage auf, indem wir zwei Ständer auf dem vordersten Querholz errichten und eine Brücke aus Schneeschuhen zwischen diesen und den Ständern am hinteren Schlittenende bauen; dies hilft ausgezeichnet.

Bei Kap May wird das Eis bedeutend besser, und zu unserer großen Überraschung finden wir auf der ersten Hälfte des Sherard-

Osborne-Fjords das beste Eis, auf dem wir bisher gefahren sind. Das Schmelzwasser scheint durchgesickert zu sein, und die Becken stehen daher an den meisten Stellen trocken oder enthalten jedenfalls sehr wenig Wasser. Die Hunde traben wohlgemut vorwärts, während ein Mann auf dem Schlitten sitzt. Ein ermutigender Anblick, den wir seit dem 7. Mai nicht gehabt haben. Alle tragen sie jetzt Kamiker und leiden nicht sehr unter den scharfen Eisnadeln. Um 6 Uhr schlagen wir mitten im Fjord das Zelt auf, in der Nähe von der Riffinsel, einer der Beaumontinseln. Trotz der gelegentlich sehr schwierigen Bahn haben wir doch schon recht große Ladungen, die für die Heimreise berechnet sind. Wir haben Petroleum, Pemmikan, Keks, Kaffee, Tee, Zucker, Hafergrütze, unsere Kleidung und dazu auf jedem Schlitten unsere Moschusochsenschultern und Keulen neben Talg und geschmolzenem Mark. Wir brauchen tatsächlich keinen übermäßigen Zuschuß von Seehundfleisch für jeden Schlitten. Aber vorläufig haben wir, merkwürdig genug, noch keine Seehunde gesehen. Könnten wir nur für jeden Schlitten zwei Seehunde erbeuten, also im ganzen sechs, abgesehen von dem, was wir während des Aufenthalts vor dem Aufstieg auf das Landeis brauchen, so könnten wir mit Leichtigkeit das Land bei Kap Agassiz erreichen, nur etwa 400 Kilometer entfernt vom St.-George-Fjord.

* * *

Zum viertenmal kommen wir jetzt auf dieser Reise an den Sherard-Osborne-Fjord. Er ist unbestreitbar der schönste von allen Fjorden hier oben, mit dem weitesten Horizont nach außen und dem größten Luftraum nach innen und mit seinen eigentümlichen geologischen Formationen. Ganz draußen an der Mündung die Devonperiode hellbraun mit zahlreichen Gletscherzungen, die sich zwischen den hohen vorspringenden Kaps vorschieben, weiter drinnen die Silurformation, bläulich, bleigrau, stark in den Farben wechselnd bei den verschiedenen Belichtungen, und ganz im Innern das zartwirkende, zeitweise hellrote Algonkium, die eozoische Periode, mit den feinen Abtönungen der Morgenröte darüber. Und im Hintergrund sieht man durch eine mächtige, breite Pforte bei Kap Buttreß das Inlandeis, das sich hier wie ein weißlicher sonnenglänzender Nebel am Horizont abhebt.

In der schönen, stillen Herbststunde, da ich dies niederschreibe, kurz vor dem Aufbruch nach Dragon Point wird die mächtige Ruhe des Fjords hier und da von rollendem Donner unterbrochen, der von den vielen kleinen Lokalgletschern im Innern herkommt, die hier auf der Nordostseite des Fjords ungewöhnlich lebhaft zu sein scheinen. Unser Zeltplatz liegt etwa in der Mitte des Fjords. Um 7 Uhr nachmittags brechen wir auf mit dem Kurs nach Dragon Point.

Wir behalten glücklicherweise die vortreffliche Bahn wie gestern. Die vielen großen Wasserbecken haben sich durch die Schmelzporen des Eises entleert und sind jetzt an den meisten Stellen ganz leer. Das poröse Eis mit den scharfen Nadeln schmerzt etwas unter den Füßen, aber die Hunde, die ihre Kamiker tragen, verletzen sich glücklicherweise die Pfoten nicht. Gelegentlich kommen wir über große Seen, die eine Breite von 2 bis 3 Kilometer haben. Hier reicht das Wasser gewöhnlich nur ein Stück über den Knöchel, ist aber sehr kalt, da eine Schicht von dünnem Eis darüberliegt, die klirrend bricht, sobald wir uns darauf begeben. Dieses scharfe Neueis, das zwischen den Pfoten der Hunde zerbricht, belästigt sie etwas, da die vielen kleinen Stücke messerscharf sind; sie haben die harte Konsistenz des Süßwassereises, im Gegensatz zu der weicheren Zähigkeit des Salzwassereises. Um die schlimmsten und größten Seen zu vermeiden, fahren wir im Zickzack und kommen daher erst um 2 Uhr bei Dragon Point an, nachdem wir eine Entfernung von 30 Kilometer zurückgelegt haben.

Zu unserer Überraschung fanden wir hier einen breiten Gürtel von offenem Wasser zwischen dem Land und dem Meereis; das reichliche Schmelzwasser der letzten Tage ist vom Land herabgeflossen und hat das Eis erweicht. Der Druck des Gezeitenwassers von unten hat das seinige dazu beigetragen, das Schmelzen zu beschleunigen, und diese Kräfte haben im Verein miteinander einen breiten Gürtel offenen Wassers zwischen Land und Meereis hervorgebracht. Wir finden eine Stelle, die eine Breite von nur 40 Meter hat, und setzen mit den Schlitten darüber, die wir mit Fangblasen schwimmtüchtig gemacht haben.

Zu unserer unbeschreiblichen Enttäuschung haben wir noch nicht einen einzigen Seehund gesehen. Der Grund dafür ist sicherlich



Landschaft bei Kap Ramsay.



Ausguck nach Moschusochsen.

der, daß das Eis infolge der raschen Schneeschmelze so rauh und stachlig geworden ist, daß die Seehunde keine Lust haben, heraufzukriechen. Aber wir hoffen doch, daß eine einigermaßen systematische Jagd uns einen Ertrag liefern wird, da wir in einem Wassergürtel zwischen Land und Eis schon verschiedene Seehunde gesehen haben.

Nach einer raschen Mahlzeit gehen Harrigan und ich in die Berge, um vom Gipfel des hohen Drachenberges aus eine Aufstiegstelle zum Inlandeis zu suchen. Der Weg ist bösartig. Die vielen kleinen scharfen Steine, die die Berghänge bedecken, schneiden uns in die Füße, die schon von der Reise über das Eis wund sind. Diese Steine wechseln mit schwerem, weichem Lehmboden ab, der jetzt so aufgetaut ist, daß wir häufig einsinken und fest hängenbleiben, und schließlich müssen wir über ein paar Flüsse, die ebenfalls Schwierigkeiten machen.

Wir beschließen, den Berg südwestlich von Dragon Point zu besteigen, und machen auf dem Weg dorthin Jagd auf Hasen. Es gibt ihrer nicht wenige, aber sie sind alle unglaublich scheu. Es gelingt uns jedoch, acht zu erlegen, die wir am Fuß des Berges niederlegen.

Wir sahen einen Seehund auf dem Eis in dem Wirbel an der Mündung eines großen Flusses, der scheinbar das ganze Land bei Dragon Point durchschneidet. Das Eis, auf dem der Seehund liegt, ist jedoch infolge des Süßwassers so stark aufgetaut, daß es sich für uns als unmöglich erweist, auf Schußweite heranzukommen. Es ist der einzige Seehund, den wir bisher gesehen haben.

Der Aufstieg geht langsam vonstatten, da uns die Füße brennen vom Gehen auf den kleinen scharfen Steinen, die eine Marter für unsere Fußsohlen sind. Erst um 5 Uhr nachmittags erreichen wir die Höhe eines großen Firngipfels mit tiefem und ermüdendem Schnee. Wir befinden uns hier reichlich 1000 Meter über dem Meer. Aber die Mühe hat sich gelohnt. Wir haben eine herrliche Aussicht über den Sherard-Osborne-Fjord, den St.-George-Fjord und das Land nach allen Richtungen. Doch ohne ein Auge für das großartige, arktische Panorama zu haben, das in den frischesten, hellen Farben des gletscher- und firnbedeckten Landes spielt, suchen wir nur eins: die vielen

Zungen, die das Inlandeis nach dem Land hinabschickt, die uns den Aufstieg und den Heimweg ermöglichen sollen, und einstimmig ertönt unser Freudenruf:

„Die Stelle ist gefunden!“

Ungefähr 40 Kilometer fjordeinwärts schiebt das Inlandeis einen weißen Zipfel über sanft abfallende Berge herab, etwa 5 bis 6 Kilometer vom Fjordeis entfernt. Keine Spalten sind hier zu sehen, und über den Zinnen im Hintergrund leuchtet der gleichmäßige, breite Rücken des großen Gletschers. Hier wollen wir den Versuch machen.

Erst spät in der Nacht des 19. kommen wir wieder zum Zelt zurück, nachdem wir fast zweimal 24 Stunden auf den Beinen gewesen sind. Hendrik und Koch bestiegen noch den Drachenberg, um eine Beobachtungsstation mit der Aussicht auf all dies neue Land zu gewinnen.

Die Seehundjagd mißglückt gänzlich.

Am 19. Juli kamen im Verlauf des Nachmittags Ajako und der Bootsmann von einer dreitägigen Seehundjagd zurück, die keinerlei Erfolg gehabt hatte. Sie hatten den Fjord überschritten und waren der Küste bis Kap Bryant gefolgt, wo sie von einem breiten offenen Meer aufgehalten worden waren, das sich weit nach Norden und dann nach Westen in der Richtung nach den Schwarzhornklippen erstreckte. Keine Seehunde waren hier zu sehen gewesen, vermutlich, weil sie sich weiter im Meer draußen aufhalten. Dagegen hatten sie viele in dem breiten, am Land entlang führenden Wasserstreifen beobachtet. Hier hatten sie sechs Seehunde geschossen, gerade die Zahl, die ich als Sicherung für die Rückreise bezeichnet hatte. Aber alle waren sie wie Steine auf den Grund gesunken.

Das Benehmen der Seehunde ist hier an diesem Fjord und vielleicht überhaupt an der ganzen Küste von Nordgrönland so verschieden von dem, was man von allen andern Orten Grönlands kennt, daß wir in eine sehr ernste Lage geraten. Überall legen sich in dieser warmen Sommerzeit die Seehunde auf das Eis, und ein sicherer Schuß liefert eine leichte Beute. So bekamen wir ja auch unsere sechs Seehunde bei dem „Fleischtopf“ und bei Dragon Point; aber diejenigen, die wir jetzt im Wasser

schießen müssen, sind so mager, daß sie sofort sinken. Es ist möglich, daß die wasserbedeckte Eisfläche, auf der das Eis scharf und glatt ist, sie nicht zum Aufenthalt einladet, und daß sie das offene Wasser im Meer oder in der Nähe von Land und Eis vorziehen. Aber unter ganz ähnlichen Eisverhältnissen und in der gleichen Jahreszeit haben wir 1912 im Independencefjord und an den früher geschilderten Fangorten, Marshallbai und Renslaer Harbour, gesehen, daß die Seehunde heraufkriechen. Eine Wasserpantomime, wie sie hier längs des Landes aufgeführt wird, hat keiner von uns je zu Gesicht bekommen. Von unserm Zeltlager aus sind im ganzen drei geschossen worden, aber auch sie sind ohne eine Bewegung auf den Grund gesunken, und trotz aller Anstrengungen ist es nicht möglich gewesen, sie aus dem trüben Wasser aufzufischen. Es ist daher notwendig, daß wir schon jetzt einen bestimmten Überschlag über den von uns deponierten Proviant machen und über den, den wir uns durch die späteren Jagden verschafft haben. Mehr bekommen wir kaum, und er muß reichen, wenn auch nur ganz knapp.

Ich rechne 12 Reisetage vom Rand des Inlandeises bis zum Land bei Kap Agassiz an der südlichen Ecke des Humboldtgletschers; die Entfernung dahin beträgt 400 Kilometer. Rechne ich, daß wir vier volle Tage durch schlechtes Wetter aufgehalten werden, so kommen 16 Reisetage heraus. Aber um für alle Fälle gerüstet zu sein, müssen wir für 20 Tage verproviantiert sein.

Eine Aufstellung über das Depot, das wir im Mai hier auf der Landspitze niedergelegt hatten, ergibt folgendes Resultat: gewalzte Hafergrütze für 20 Tage bei einer einmaligen Zubereitung pro Tag, Keks, kleine Roggenkeks, 5 auf den Tag für 20 Tage, etwa 50 Pfund Pemmikan, in kleinen Rationen für sieben Mann auf 9 Tage berechnet, außerdem Kaffee und Tee für 20 bis 25 Tage. Wir müssen uns Fleischproviant für ungefähr 10 Tage verschaffen. Sind das, wie es augenblicklich aussieht, ausschließlich Hasen, so rechnen wir für sieben Mann auf den Tag drei Hasen; das besagt, daß wir 30 Hasen haben müssen. Da diese einen wenig ausgiebigen und knochenreichen Proviant bilden, so zerschneiden wir sie und nehmen nur die Hinterkörper mit.

Aber solange wir uns auf dem Meereis befinden, solange die vielen Seehunde im Schmelzwasser vor unsern Augen plätschern,

haben wir die Hoffnung, daß es uns doch gelingen wird, ein paar zu erlegen. Mißglückt die Jagd, so sind unsere letzte Zuflucht die Hunde; dies ist ja leider weder ästhetisch noch verlockend, aber es gibt Verhältnisse, in denen der Kampf ums Dasein die Linien in den zu treffenden Anordnungen vereinfacht, so daß die entstandene Lage bis zu einem gewissen Grade unsere Gefühle verändert.

Für die Hunde haben wir 24 Stücke Moschusochsenfleisch, meist Schultern und Keulen, außerdem Haut und Speck von zwei Seehunden. Dies, hoffen wir, soll für 12 Reisetage ausreichen, vorausgesetzt, daß wir bei dem Aufenthalt im St.-George-Fjord nichts davon verwenden müssen. Noch sieht es so aus, als ob die meisten der Hunde mit ein wenig Glück das rettende Land südlich des Humboldtgletschers erreichen könnten. Sind wir einmal dort, dann befinden wir uns in der Gegend von Etah, dem Jagdgebiet der Eskimos, und von da werden wir die letzten 250 Kilometer bis zu menschlichen Niederlassungen schon schaffen.

Schon jetzt sind wir uns alle klar darüber, daß die Heimreise unsere letzten Kräfte erfordern wird; aber wir haben keine Wahl, nach Hause müssen wir und fort aus diesen Gegenden müssen wir, wo das Wild uns keine Existenzmöglichkeiten für einen längeren Aufenthalt bietet.

Ajako und der Bootsmann sind gleich nach der mißglückten Seehundjagd auf die Hasenjagd gegangen und kehren bald darauf mit sieben Hasen zurück. Sie haben auch eine größere Schar Hermeline gesehen, wovon sie eins mitbringen. Um unser Moschusochsenfleisch zu schonen, füttern wir die Hunde mit Hasen, ein Mahl, das ihnen wohl mundet, sie aber nicht sonderlich zu sättigen scheint. Im Lauf des Tages kommen auch Koch und Hendriksen vom Drachenberg zurück. Koch ist begeistert über die schöne Aussicht, die er gehabt hat, und über die vortrefflichen Resultate, die die Bergbesteigung gebracht hat.

Der Hungertod lauert jetzt von allen Seiten auf uns, und wir entschließen uns zu einem raschen Aufbruch. Aber da es sich am besten lohnt, wenn die Jäger soviel wie möglich verteilt sind, wird der Zug so geordnet, daß die Expedition sich vorläufig in zwei Abteilungen gliedert. Wulff, Koch, Hendrik und der Bootsmann sollen dem großen Fluß, der das Land durchschneidet, so weit aufwärts folgen, bis sie auf die Höhe des Punktes kommen,

von wo aus wir nach dem Daniel-Bruun-Gletscher auf Warmingland hinübergehen wollen. Harrigan, Ajako und ich fahren die Schlitten nach dem Treffpunkt.

Während des Aufbruchs sind alle in bester Laune. Wir denken nicht mehr sehr daran, daß wir bald unweigerlich an den Hungerpfoten werden saugen müssen. Weit mehr beschäftigt uns der Gedanke, daß wir endlich den Weg nach Hause gefunden haben und daß unser Aufenthalt hier oben mit günstigen Ergebnissen abschließen möge. Vor der Trennung halten wir ein heiteres Scheibenschießen mit einem Revolver, der zurückgelassen werden soll, weil wir genötigt sind, alles liegenzulassen, was das Gepäck unnötig beschwert. Bei diesem Scheibenschießen übertrifft Hendrik wie gewöhnlich alle an Witz und Laune und steckt uns alle mit seinen komischen Narrenstreichen an. Gerade, ehe wir uns trennten, geschah etwas, was mir im Augenblick gleichgültig erschien, womit sich meine Gedanken aber später viel beschäftigen sollten, wenn ich auch die getroffenen Anordnungen nicht bereuen konnte.

Gerade als wir abfahren wollten, kam Hendrik zu mir und fragte, ob er nicht von dem Marsch über Land befreit werden könnte; er könne nicht sagen warum, aber er habe recht wenig Lust dazu, und er bat, ob er nicht mit uns über das Eis gehen dürfe. Ich erklärte ihm, daß die Verteilung aus praktischen Gründen geschehen sei, da es uns ja darum zu tun sein, möglichst viele zur Jagd über das Land zu verteilen, und daß die Wanderung über Land außerdem viel angenehmer sein würde als die Fahrt über das Eis, die meistens durch Wasserbecken gehen würde. Er entschuldigte sich dann, daß seine Fußbekleidung so schlecht sei, daß ihm das Gehen auf den vielen Steinen Schmerzen in den Füßen verursachen würde. Ich gab ihm daher sofort ein Paar meiner eigenen Kamiker, die er über die seinigen ziehen konnte, so daß seine Fußsohlen geschützt waren.

Im selben Augenblick kam indessen Harrigan, der die Unterhaltung gehört hatte, zu uns und sagte, Hendrik könne ja, wenn er so ungern über Land ginge, seinen Schlitten nehmen, dann würde er, Harrigan, mit dem Bootsmann zusammen auf die Hasenjagd gehen. Aber nun hatte unterdessen Hendrik sich anders entschlossen und erklärte, wenn ich es einmal bestimmt hätte, daß er zu der Abteilung gehören sollte, die über Land ginge, so wäre

es das beste, er füge sich — und dabei blieb es. Das einzige, was mich bei dem kleinen Intermezzo im Augenblick in Erstaunen setzte, war, daß Hendrik, der sich sonst immer in strahlender Laune den Aufgaben unterzog, die ihm gestellt wurden, bei dieser Gelegenheit sich anfangs geweigert hatte, den ihm zugewiesenen Auftrag auszuführen. Aber da er in den letzten Tagen sich mit seiner Remingtonflinte als einer unserer sichersten Schützen erwiesen hatte, wenn es galt, die scheuen, flüchtigen Hasen zu erlegen, war ich trotz allem froh, daß es bei der Bestimmung blieb — ich ahnte nicht, welch traurige Katastrophe die Folge dieses Beschlusses sein sollte.

Hendrik wird vermißt.

20.—24. Juli. Endlich, an einem schönen Abend des 20. Juli, brachen wir auf, um den Aufstieg an der Stelle zu versuchen, die wir vom Gipfel des Drachenberges dazu ausersehen hatten. Der Aufenthalt bei Dragon Point hatte unsere Hoffnungen in jeder Hinsicht enttäuscht; aber trotz des wenig befriedigenden Proviants waren wir doch in strahlender Laune, weil die Sonne beständig über uns schien und unsere Sachen trocknete, während wir schliefen.

Unsern Kameraden zuwinkend und die Hunde mit aufmunternden Zurufen anfeuernd, fuhren wir jetzt mitten auf den Fjord hinaus, wo die Verhältnisse besser schienen. Es zeigte sich aber bald, daß die Bahn abwechslungsreicher war, als wir sie je gehabt hatten. Das Eis bestand aus altem Sikussaq von ungewöhnlicher Bösartigkeit. Die Schmelzlöcher waren bis zu 3 Meter tief und lagen an einzelnen Stellen so dicht beieinander, daß nur schmale Eisrücken sie voneinander trennten, und diese waren so schmal und scharf, daß es beinahe unmöglich war, die Schlitten hinüberzubringen, ohne daß sie umstürzten. Hier und da fanden sich Rinnen, die ganz durch das Eis durchgingen; namentlich diese Rinnen machten uns viele Mühe, weil die Hunde sich weigerten, hinüberzuschwimmen. Mit allen Kräften mußten wir die Schlitten aufrecht halten, die jeden Augenblick Miene machten, in die Seen zu fallen, und es wurde allmählich außerordentlich ermüdend, sie zu stützen, da sie an Gewicht zunahmen, je mehr die Ladung sich mit Wasser vollsaugte. Trotzdem wir bei allen schwierigen Stellen einander halfen, ging es doch oft über unsere

Kräfte, die Schlitten auf dem glatten Eis zu halten, wo wir in unsern wassergefüllten schlotternden Stiefeln ausglitten, und wenn sie umstürzten, blieb uns nichts anderes übrig, als schleunigst ins Wasser zu springen.

Alles wurde naß; sogar unsere Heiligtümer, die auf der ganzen Reise aufgenommenen Filme, Wulffs Pflanzensammlungen, die photographischen Apparate mit vielen wertvollen Aufnahmen und vieles andere trugen Merkmale von dieser abscheulichen Fahrt davon. — Nach zwölfstündigem Marsch durchs Wasser machten wir um 9 Uhr vormittags halt, heiser vom Anfeuern der Hunde. Im ganzen war es uns nur gelungen, 20 Kilometer in den St.-George-Fjord einzudringen.

Um 5 Uhr nachmittags war das nasse Gepäck so weit getrocknet, daß wir die Fahrt fortsetzen konnten; wie es mit unserer Kleidung stand, kümmerte uns nicht weiter, denn wir sollten ja doch wieder kopfüber ins Wasser.

Gerade als wir zum Abmarsch bereit waren, erschien ein Seehund in einer Rinne dicht vor unserer Nase. Er erhielt augenblicklich eine Kugel in den Kopf, sank aber trotz aller Eile so blitzschnell, daß wir nicht Zeit hatten, ihn zu fassen.

Ein Nordwestwind steht auf, und Nebel setzt ein. Mit einemmal ist der Sommer wie aus dem Fjord hinausgeblasen, und mit dem Verschwinden der Sonne fangen wir an, in den nassen Kleidern zu frieren, daß uns die Zähne klappern. Vorwärts geht es jetzt durch Eis und Wasser, aber mitten in aller Eile müssen wir jeden Augenblick haltmachen, um die Kamiker der Hunde zu erneuern, die in dem rauhen und höckerigen Eis sich rasch abnutzen. Ohne sie würden die Hunde binnen wenigen Minuten große Wunden an den Fußsohlen bekommen und für den Rest der Reise unbrauchbar sein. Wir müssen ihnen also mit Händen, die geschwollen und steif von dem kalten Wasser sind, Kamiker anlegen. So rasch es geschehen kann, setzen wir unsere Fahrt fjordeinwärts fort, und zu unserer Freude stellt sich heraus, daß die Bahn besser ist als gestern. Der Wind fährt in recht putziger Weise rings um den Fjord herum; er kommt auf der südlichen Seite als Südostwind herein und geht am nördlichen Ufer als Nordwestwind hinaus. Wir sind mitten im Ring drin, und es wirkt geradezu wie ein Karussell.

Wir folgen dem Küsteneis einwärts und werden plötzlich durch einen Ruf vom Land her zum Halten veranlaßt. Durch den Nebel erkennen wir den Bootsmann, der auf einem großen Stein dicht an der Innenseite des Gezeitenwassergürtels sitzt, wild gestikulierend, wie es die Gewohnheit der Eskimos ist, wenn sie diese oder jene große Mitteilung zu machen haben. Sobald wir näherkommen, begreifen wir denn auch, daß es eine wichtige Neuigkeit gibt. Er hat eben einen Seehund geschossen, der jetzt, deutlich sichtbar, tot im seichten Wasser liegt. Er erzählt ferner, daß er auf dem Weg sieben Hasen geschossen habe. Jetzt kommt Leben in uns alle. In Eile wird aus Zeltstangen eine lange Stange angefertigt und an der Spitze eine Harpune angebracht, die wir in den Seehund hineinstoßen können, um ihn dann mit Hilfe der Fangleine, die an der Harpune festgemacht ist, heraufzuziehen. Es ist das erstemal, daß der erlegte Seehund an einer Stelle gesunken ist, wo man ihn sehen kann, und wir spüren bereits den Geschmack seines köstlichen Fleisches und die Wärme des Specks im Körper. Eine Fähre wird hergestellt — aber im selben Augenblick, als die improvisierte Harpune ins Wasser eintaucht, rollt der Seehund wie von einer unsichtbaren Hand gefaßt in die Tiefe und verschwindet!

Niemand fluchte bei dieser Gelegenheit, dazu war die Enttäuschung zu groß, und seltsam ruhig setzten wir unsern Weg fort, um die Kameraden zu treffen.

Der Bootsmann erzählte, Hendrik sei unterwegs zurückgeblieben, weil er vorgezogen habe, ein Schläfchen zu machen und dann die Hasenjagd fortzusetzen.

22. Juli. Um 2 Uhr morgens trafen wir Koch und Wulff, die von der langen Tour ziemlich angestrengt waren. Aber sobald sie gekochte Hasen und Kaffee bekommen hatten, war die Müdigkeit wie weggeblasen, und wir konnten von neuem die Lage erörtern. Das Land war unwegsam und öde gewesen, und obgleich sich eine große Anzahl Hasen gezeigt hatte, waren sie doch alle so scheu, daß man sich gar keine Hoffnung auf eine Jagd hier machen konnte, die eine Rast ermöglicht hätte.

Wulff gibt in seinem Tagebuch folgende Beschreibung der Wanderung:

„Nach der Trennung von Knuds Abteilung gingen wir in dem großen Tal aufwärts, Koch und ich auf der westlichen Seite des großen Flusses, Hendrik und der Bootsmann auf der östlichen. Nach mehrstündiger Wanderung schoß ich eine Lestris (Raubmöwe), die sicher weit im Lande drinnen an einem gefrorenen Bergsee ihre Jungen hatte. Wir rupften den Vogel sofort und verzehrten ihn, fast ehe er erkaltet war. Wir waren rasend hungrig. Später noch eine Raubmöwe. Ein sonniger warmer Tag.



Raubmöwe mit Jungem. E. Ditlevsen

21. Juli. Auf der westlichen Seite des Tals gab es auf der Hochfläche in der Nähe des Flusses, an dem wir dahinschritten, trotz des äußerst spärlichen Pflanzenwuchses viele Hasen. Ich schoß vier Stück, aber die meisten waren sehr scheu und flüchteten schon auf ein Kilometer Entfernung. Auch die Jungen waren sehr scheu; die Weibchen hatten Milch. Auf der Ostseite des Tals hörten wir Hendrik und den Bootsmann schießen und gewahrten sie ab und zu in weiter Entfernung. Koch erlitt einen kurzen Schwindelanfall bei der Bergwanderung, erholte sich aber bald. War äußerst mißgestimmt über die bevorstehende Heimreise und die Schwierigkeiten auf dem Inlandeis. Aber ich suchte ihn, der müde und hungrig war, zu ermutigen. Die tiefen Cañons hinderten das Vorwärtskommen beträchtlich, aber wir hielten uns meist auf den Bergeshöhen, um alle steilen Talsenkungen zu vermeiden. Die Hasenlast wurde schließlich zu schwer. Drei Hasen und ein Gewehr sind im Gebirgsgelände eine volle Last. Ich nahm die Kaldaunen heraus, die ich als Hundefutter aufhob. Koch und ich aßen sogleich den Kopf mit dem Gehirn, die Zunge, Nasenknorpel, Herz, Lungen, Nieren und Fett. Koch saugte die Milchdrüsen aus. Man ist jetzt so weit „eskimoisiert“, daß rohes Fleisch und rohe Eingeweide nicht im geringsten Ekel erregen. Nach 19 Stunden erreichten wir die Küste und hatten einen schweren, steilen Abstieg. Keine Spur von Knuds Abteilung.

Da Koch und ich nicht, wie wir erwartet hatten, in der Nähe der Schlitten an die Küste kamen, glaubten wir, daß sie südlicher vorbeigekommen seien, und

zogen am Strande weiter. Auf dem Fjordeis Rinnen und Spalten und ein breiter, offener Gezeitenkanal längs der Küste. Gingen zwei Stunden nach Süden, müde und hungrig. Legten uns nachmittags in den Sand und versuchten zu schlafen. Aber ich fand es zu kalt. Koch schlief sofort ein. Ich ging $2^1/_2$ Stunden weiter an der Küste nach Süden, ohne eine Spur von Knud zu finden, dann wieder zu Koch zurück. — Ein strammer und ermüdender Marsch von fünf Stunden. Koch war inzwischen erwacht und hatte den Rest eines Hasen aufgegessen — roh. Ich hielt ebenfalls ein blutiges Mahl von rohem Fleisch und trank dazu einen Schluck kaltes Wasser aus dem Bach. Hatte im Lauf des Tages meinen Tabaksbeutel verloren — fatal! Jetzt ist kalte, nebelige Nacht.

22. Juli, 12,30 Uhr vorm. Bei meiner einsamen Wanderung an der Küste fand ich ein paar ältere Moschusochsenschädel und ein ganzes Skelett, sowie frische Wolfsspuren im Strandlehm. Beschloß an der Küste entlang wieder nordwärts zu wandern, da wir glaubten, Knuds Abteilung sei durch schlechtes Eis aufgehalten worden. Sehr müde und erfroren. Endlich hörten wir im Nebel auf dem Eis draußen Hundegebell, Büchsenschüsse und die Stimme der Eskimos, die ihre Hunde antrieben. Bald waren wir mit Knuds Abteilung vereint, um 2 Uhr vorm. Wir lagerten auf dem Gezeitenkanal, über den Ajako Koch und mich trug. Wir waren 31 Stunden auf dem Marsch gewesen und 48 Stunden lang ohne Schlaf.

Wir hatten noch 18 Hunde; sollten wir diese mit Hasen füttern, so brauchten wir wenigstens 10 jeden Tag. Das wäre immer noch ein recht kärgliches Futter, da in dieser Jahreszeit nur wenig Fleisch an den knochigen Körpern sitzt. Wir sahen daher ein, daß die Jagd uns keinesfalls einen Ertrag liefern würde, der zur Ernährung der Hunde und unsrer selbst ausreichte und dazu noch einen Überschuß von etwa 30 Hasen brächte, die wir nach unserer Berechnung als notwendigen Zuschuß zum Rückreiseproviant brauchten. Es gab daher keine andere Wahl, als die Reise landeinwärts fortzusetzen, da jede Stunde Aufenthalt gleichbedeutend war mit einer weiteren Verringerung unseres Proviants. Dem Fortbleiben Hendriks schenkte zu diesem Zeitpunkt keiner von uns einen Gedanken. Wir waren es unter den wechselnden Lebensverhältnissen so gewohnt, daß jeder in seiner eigenen Richtung jagte und auf unbestimmte Zeit fortblieb, wenn er meinte, es verlohne sich, daß niemand auf den Gedanken kam, sich zu ängstigen. Aber zur Sicherheit gingen doch zwei Mann in die Berge hinauf, um in verschiedenen Richtungen zu suchen. Aber selbst, als sie um 2 Uhr nachmittags, 12 Stunden nach unserer Ankunft bei dem Zelt, zurückkamen, ohne etwas von Hendrik gesehen zu haben, war



Die Gegend, in der Hendrik vermißt wurde. Harald Moltke nach Skizze von Koch

keiner unter uns, der sich darüber beunruhigte. Diese letzte Wanderung ergab einen Ertrag von 11 Hasen, wovon 10 sogleich den Hunden überlassen wurden, während wir selbst den letzten teilten.

Es waren Ajako und Inukitsoq, die gestern in den Bergen gewesen waren; unmittelbar nach ihrer Ankunft wurde der Bootsmann nach der Stelle gesandt, wo sie sich am 21. abends getrennt hatten. Auch er kehrt nach langer Abwesenheit ohne Resultat zurück. Erst jetzt beginnen wir für Hendrik zu fürchten, und ununterbrochen durchstreifen ein oder zwei Mann die Berge und versuchen bei ihrem Durchforschen des Geländes durch Schüsse und Rufe seine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Bootsmann berichtete:

Nach zehn- bis zwölfstündiger Wanderung fjordeinwärts, wobei sie beständig Wulff und Koch auf dem andern Flußufer sehen konnten, waren sie zu einem großen Stein gelangt, an dem sie sich zur Ruhe niederlegten und versuchten, einen Hasen zu kochen. Sie waren nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen, welchen Weg sie einzuschlagen hätten, und wußten, daß sie jetzt die Stelle erreicht hätten, von wo aus sie sich nach dem St.-George-Fjord wenden sollten. Namentlich Hendrik, der mit Koch auf dem Gipfel des Drachenberges gewesen war, war wohl orientiert.

Sie waren beide sehr hungrig, aber da sie als Brennmaterial nur frische Weidenschößlinge hatten, gelang es ihnen nicht, Feuer zu machen, und sie mußten das Kochen aufgeben. Während sie dasaßen, ohne daß einer Lust hatte, rohen Hasen zu essen, schlief Hendrik ein; der Bootsmann wollte indessen so rasch wie möglich mit uns unten am Eis in Verbindung kommen und weckte ihn bald mit dem Bescheid, daß er jetzt weiterzöge. Darauf ging er zum Fluß hinab, der groß und breit war, fand aber doch leicht eine Übergangsstelle, wo das Wasser ihm nicht höher als bis an die Knöchel ging. Auf dem einen Flußufer gewahrte er bald ein paar Hasen und begann sie zu verfolgen. Vorher wandte er sich noch einmal um, um nach Hendrik auszuschauen, und sah ihn aufrecht neben dem Stein, wo er geschlafen hatte, stehen. Hendrik hatte zu dieser Zeit 4 Hasen erlegt, hatte aber noch 30 Patronen, und da der Bootsmann meinte, er würde seine Jagd nach andern Richtungen fortsetzen wollen, ging er nach dem Fjord hinab in der Richtung, die er und Hendrik Wulff und Koch hatten ein-

schlagen sehen. Durch eine Schlucht gelangte er darauf nach einer großen und steinigen Hochebene, die ihn direkt zum Fjord hinabführte; hier trafen wir ihn, eine Stunde nach seiner Ankunft.

* * *

Die Lage ist im Augenblick verzweifelt. Wir wissen nicht, was wir tun sollen oder wo wir suchen sollen, denn da das Land noch schneefrei ist, haben wir keine Spur, nach der wir uns richten können, und da Hendrik nach der Ansicht des Bootsmannes seine Jagd fortzusetzen schien, ist es schwer zu raten, in welcher Richtung er gegangen ist. Doch es ist undenkbar, daß er sich verirrt hat, namentlich weil es eine Insel ist, auf der er sich befindet. Wir neigen am meisten zu der Annahme, daß er bei der Verfolgung von Hasen mit seinem Gewehr gefallen ist und sich selbst erschossen hat. Die Hasen halten sich hier zwischen Schluchten und Steinen auf, und in einer solchen Örtlichkeit einen verunglückten Mann zu finden, ist ein reiner Zufall.

Ich muß in dieser Verbindung an eine Episode in der Kolonie Christianshaab im dänischen Grönland denken. Ein Knabe kam hier durch einen fahrlässigen Schuß 3 bis 4 Kilometer von der Kolonie entfernt ums Leben. Die ganze Kolonie, die etwa 80 Menschen zählte, machte sich auf, ihn zu suchen, aber ohne Erfolg. Erst nach drei Jahren wurde er von ein paar Schneehuhnjägern rein zufällig gefunden; er lag buchstäblich auf der Hauptstraße der Schneehuhn- und Hasenjäger, aber in einem Steinloch, wo nur der Zufall seine Entdeckung herbeiführen konnte.

Vorläufig fahren wir mit Suchen fort. Unterdessen geht das Fjordeis, das wir noch passieren müssen, um nach Warmingland zu kommen, seiner vollständigen Auflösung entgegen. Um uns herum wird das Schmelzwasser immer tiefer und bildet an einzelnen Stellen Löcher, die ganz durch das Eis durchgehen. Jeden Tag wachsen die Schwierigkeiten, die mit der Überschreitung eines solchen Geländes verbunden sind. Außerdem ist die nächste Umgebung leergejagt, und es wird immer schwieriger, die Hunde einigermaßen in Form zu halten.

Eine große regendrohende Wolkenbank zieht in Südosten auf und vermehrt das trostlose Unbehagen, das im Zelt herrscht und uns alle stumm macht. Bei jedem Laut aus den Bergen oben,

wenn ein Stein sich löst und herabrollt oder ein Vogel mit seinem Schrei die Stille durchbricht, fahren wir zusammen und laufen zum Zelt hinaus, um zu sehen, ob es nicht der Vermißte ist, der kommt. Sollte jetzt noch obendrein ein Sturm losbrechen, so wird es wahrscheinlich unmöglich werden, über den Fjord zu kommen; gutes Wetter haben wir schon so lange gehabt, daß eine Wetterveränderung unmittelbar bevorstehen muß.

Heute ist alles Land in der Richtung des großen Flusses durchsucht worden, ebenso die Küste, soweit man ihr im Hartßsund folgen kann.

24. und 25. Juli. Der allerletzte Versuch besteht darin, daß wir uns alle auf einmal über die Strecken der Insel zerstreuen, wo die Möglichkeit vorliegt, daß Hendrik verunglückt sein könnte. Zwölf Stunden lang sind wir ununterbrochen unterwegs, einer 3 bis 4 Kilometer von dem andern entfernt. Die ganze Nacht hallt die Landschaft von unsern Rufen in der großen drückenden Stille wider, aber nie tönt eine Antwort oder ein Notschrei zurück, auf den wir bis zum Äußersten gespannt warten. Unheimlich schallt Hendriks Name über die Insel, die jetzt sein Grab werden soll. Als wir endlich das Suchen aufgeben müssen, kehren wir zum Zelt zurück und schleichen uns müde und wortlos an unsere Plätze.

Darauf wurde ein Expeditionsrat gehalten und einstimmig beschlossen, daß nicht mehr für Hendrik getan werden könne und daß wir gezwungen seien, die Reise fortzusetzen. Die Wolkenberge, die vom Südosten her gedroht hatten, überfielen uns jetzt mit Regen und machten den Aufenthalt in unserm Lager noch unhaltbarer.

Mit schwerem Herzen rüsteten wir uns zum Aufbruch, aber vorher bauten wir auf vorspringenden Punkten drei Steinmale; eins oben auf einem Berggipfel, der von der großen Steinebene hinter den Strandbergen sichtbar war. Dort hinterließen wir einen Brief, der angab, welchen Weg wir gefahren wären, und wo Hendrik darauf rechnen könnte, in den nächsten Tagen uns zu treffen. Ein anderes Steinmal wurde mit dem gleichen Bescheid und einer Karte unten am Hartßsund errichtet, und endlich wurde ein Steinmal oberhalb unseres Zeltlagers gebaut und hier etwas Proviant und Kleidungsstücke niedergelegt, so daß der Vermißte ohne Schwierigkeit unser Lager auf Warmingland erreichen konnte, wenn er sich nur verirrt hatte.

Noch einmal untersuchten wir die ganze Umgebung, da keiner von uns sich entschließen konnte, aufzubrechen, und auf unserer Fahrt durch den Fjord durchforschten wir mit dem Fernglas immer wieder das Gelände, das wir in den letzten Tagen durchwandert hatten. Als wir von der äußersten Spitze von Warmingland aus landeinwärts nach dem Daniel-Bruun-Gletscher wanderten, hatten wir ununterbrochen 72 Stunden gesucht.

Die letzten Tagereisen auf morschem Eis.

Unser Leben stand jetzt auf dem Spiel; das war die brutale Wahrheit. Wir wagten uns daher auf ein Eis, das so brüchig war, daß man es unter andern Verhältnissen für unmöglich gehalten hätte, sich ihm anzuvertrauen. Aber wir mußten vorwärts, und zwar so schnell wie möglich. Drei von uns mußten beständig den Hunden vorangehen, die nicht länger durch das Wasser zu treiben waren; dieses war oft so tief, daß die Tiere schwimmen mußten. 12 Stunden nach unserm Aufbruch wurde ein Seehund in der Gezeitenrinne bei Warmingland erlegt. Einige Augenblicke war es, als ob wir aus der gedrückten Stimmung, in der wir uns befanden, herausgerissen würden, da die Hoffnung, endlich eine Mahlzeit mit Fett zu bekommen, uns aus unserer Mutlosigkeit aufrüttelte. Eine Eisscholle wurde als Fähre nach der Stelle gebracht, wo der Seehund gesunken war; es dauerte auch nicht lange, bis wir ihn erblickten, da das Wasser ziemlich klar und nicht besonders tief war. In größter Eile wurde unsere Harpune aus den zusammengebundenen Zeltstangen bereitgestellt, aber gerade als wir anfangen wollten, den Seehund aufzufischen, kamen ein paar große Eisschollen herangetrieben und legten sich wie eine Totenwache über den gesunkenen Seehund. Es nützte nichts, daß wir unsere Nachtruhe opferten und uns verzweifelt bemühten, ihn zu bekommen. Der Regen stürzte auf uns herab, und das kleine Stück des Oberkörpers, das vom Schmelzwasser nicht erreicht worden war, wurde unbarmherzig durchweicht.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß wir Menschen, selbst wenn wir in Wirklichkeit jede Hoffnung aufgegeben haben, trotz alledem solange wie möglich eine kleine, allerletzte Möglichkeit offenlassen. So hatten wir immer gehofft, Hendrik hätte aus diesem oder jenem unerklärlichen Grunde den Hartssund überschritten, und falls dies

geschehen wäre, würden wir ihn in Warmingland treffen. Heute schwand auch diese Hoffnung; und jetzt, da Hendriks Tod eine Tatsache ist, müssen wir das Schicksal, dem er zum Opfer fiel, erörtern. Es ist denkbar, daß er schlafend von Wölfen überfallen worden ist. Wir haben auf der heutigen Tagereise drei gesehen, von denen einer von dem Lande kam, das wir eben verlassen hatten. Oder er kann auch unvorsichtigerweise einen Fluß an einer Stelle durchwatet haben, wo dieser tief und reißend war, und der Strom kann ihn mit fortgerissen haben. Und schließlich besteht die Möglichkeit, die ich oben schon angedeutet habe und die wohl die wahrscheinlichste ist, daß er sich bei einem Fall mit seinem eigenen Gewehr erschossen hat.

Auf der heutigen Wanderung machte ich eine noch nicht erlebte Erfahrung mit einem Wolf. Bei einem Streifzug über Land hörte ich schleichende Schritte hinter mir, und als ich mich plötzlich umwandte, sah ich 50 Meter hinter mir ein Paar runde leuchtende Augen auf mich gerichtet. In demselben Augenblick, da unsere Blicke sich begegneten, erlosch der Glanz in den Augen, und das Tier blieb in schlaffer Haltung und mit feige schlenkernden Gliedern stehen, ohne jede Spur von Interesse für mich. Ich war unbewaffnet, hatte nur einen Stock in der Hand, und es war fast, als ob das Tier von meiner absoluten Ungefährlichkeit Kenntnis hatte, und doch wagte es nicht, mich anzugreifen! Es machte mir Spaß, den Wolf eine Weile auf die Probe zu stellen; sobald ich ihm den Rücken zuwandte und ein Stück weiterging, verdoppelte er seine Schritte und folgte mir. Aber in dem Augenblick, da ich mich umdrehte, erlosch wieder der Blick in seinen Augen, und er versuchte Interessen zu heucheln, die mit meiner Person nichts zu tun hatten. Ging ich dagegen rückwärts in meiner Richtung weiter, so folgte er nie nach, sondern begnügte sich damit, in derselben abwartenden, aber ganz gleichgültigen Stellung stehenzubleiben. So sah die Verkörperung der Heimtücke aus, und mit Schaudern dachte ich an das Schicksal des armen Hendrik.

26. Juli. Wir haben unsern Weg gestern abend fortgesetzt, nachdem wir einige Stunden an der Stelle, wo wir den Seehund verloren haben, ausgeruht hatten, und wir haben uns jetzt wieder in zwei Abteilungen geteilt, da ja immer die Möglichkeit bestand,



Über den Sherard-Osborne-Fjord.



Zum Tode bereit.

daß wir im Land drinnen etwas Wild fänden. Hier gehen Wulff, Koch und ich und spähen uns die Augen müde in dem gottverlassenen Land. Plötzlich werden wir aufmerksam, daß die Schlitten ein Stück in den Fjord hinausgefahren sind und haltgemacht haben. Wir richten sofort das Fernglas auf sie und entdecken, daß endlich der große Augenblick gekommen war, auf den wir so viele Tage gehofft hatten. Ein Seehund war oben auf dem Eis ein paar Kilometer von den Schlitten entfernt sichtbar, und Inukitsoq hatte bereits begonnen, zu ihm hinzukriechen. Es verging eine Stunde, in der wir kaum atmen konnten vor Spannung, bis unsere Erregung sich in mächtigen Freudenrufen löste: Inukitsoq hatte den Seehund geschossen! 16 Stunden lang waren wir wie die Schnecken vorwärts gekrochen, und selbstverständlich benutzten wir diese seltene und willkommene Gelegenheit, um das Lager aufzuschlagen. Mit großer Mühe segelten wir auf kleinen Eisschollen über die Gezeitenrinne, gelangten auf das Eis und waren kurze Zeit darauf bei den Kameraden.

Nun hielten wir eine Festmahlzeit nach allen Regeln der Kunst. Unser Fetthunger wurde mit dem köstlichen frischen Speck gestillt, und dann kochten wir eine fette Blutsuppe, die uns ein Gefühl der Sättigung gab, wie wir es seit dem Sommertal nicht mehr gehabt hatten. Die Hunde erhielten ebenfalls ihren reichlichen Anteil an dem Fang, und wir hatten eine Vermehrung unseres Proviantes erlangt, die für uns von der allergrößten Bedeutung war.

27. Juli. Wir standen jetzt nicht weit von der Aufstiegstelle zum Daniel-Bruun-Gletscher. Die Entfernung konnte kaum über 6 Kilometer betragen. Aber trotz aller unsrer Anstrengungen kommen wir auf dem morschen Eis in 12 bis 14 Stunden nicht viel mehr als etwa 10 Kilometer weiter.

Früh am Morgen ziehen wir in strömendem Regen fort, aber die gute Mahlzeit von gestern hat ihren Erfolg gehabt. Gestern hatten wir Blutsuppe mit Speck mit einer Tasse Hafergrütze vermischt, was ein vorzügliches Gericht ergab; heute haben wir gekochtes Fleisch.

Wir sind alle sehr mager, und wenn wir auch sonst sonnenverbrannt und gesund aussehen, so hat doch die Arbeit der letzten Monate ihre Spuren an uns hinterlassen. Unter solchen

Verhältnissen bedeutet eine gute Mahlzeit für den Körper dasselbe, wie wenn man Kohlen in einen Kachelofen stopft. Wir fühlen trotz des kalten Regenwassers und der durchweichten Kleidung keine Kälte und freuen uns den ganzen Tag über eine innere Wärme, die Erinnerungen an die Zeiten weckt, die man sorglos an den heimischen Fleischtöpfen verbrachte.

Abends gelangen wir an einen tiefen, reißenden Fluß, der ein großes Delta auf dem Eis gebildet hat und daher nicht zu passieren ist. Da wir ungefähr an der Stelle sind, wo wir den Aufstieg aufs Inlandeis versuchen wollen, schlagen wir das Lager an Land auf, in der Hoffnung, später eine Furt zu finden.

Der Aufstieg auf Warmingland.

28. Juli. Obgleich die Temperatur hoch gewesen ist und das Thermometer sich von Mitternacht bis Mittag zwischen Null und 2 Grad über Null bewegt hat, haben wir doch eine kühle Nacht gehabt, weil alle unsere Kleider und Felle naß waren.

Nie ist mir eine Nacht so endlos lang erschienen. Schnee und dünner Regen wechselten ab, und ich lag buchstäblich mit dem Barometer in der Hand da und sah beständig nach, ob nicht eine kleine Veränderung zum Besseren einträte. Aber vergebens! Schließlich mußte ich mich damit zufrieden geben, daß man im Leben und nicht zum wenigsten auf Reisen die schlechten Tage hinnehmen muß wie die guten; damit löste sich meine unruhevolle Spannung, und ich fiel wirklich in einen tiefen Schlaf.

Gegen Morgen erwachten wir zu einem gesegneten Tage; der Regen hatte aufgehört, und zwischen schweren Sturmwolken kam der Himmel zum Vorschein. Der Drachenberg und der Wyattberg tauchen aus dem Nebel auf und stehen mit ihren scharfen Umrissen wie mächtige Wächter an der Fjordmündung, wo jetzt alles in Wintertracht gehüllt ist. Später am Vormittag bricht die Sonne durch. Es wird schönes, ruhiges Wetter, und wir beeilen uns, die köstliche Wärme auszunutzen, um unsere nassen Sachen zu trocknen.

Der Tag hält, was er verspricht, je mehr wir uns dem Mittag nähern, und es ist, als ob sich mit dem guten Wetter alle Zukunftsaussichten mit einemmal verändern. Im offenen Wasser des großen Flußdelta kriechen sieben Seehunde auf das Eis herauf

und versprechen eine gute Rückreise mit Fleisch in den Töpfen an jedem Wandertag. Ja, nur ein paar davon würden mit ihrem leckeren Speck die Situation ganz verändern.

Wir besitzen noch 17 gute Hunde, die in wunderbarer Weise alle Widerwärtigkeiten überstanden haben; nie sind die Hunde einer Expedition zäher und ausdauernder gewesen als unsere. Nicht einmal die Schwimm- und Watetouren des letzten Monats in dem eiskalten Wasser haben sie sonderlich angegriffen.

Die Seehundjagd muß versucht werden; Inuktisoq kriecht auf das Eis hinaus, aber zu unserer großen Enttäuschung führt der Versuch zu nichts; das Wasser auf dem Eis ist so tief, daß die Seehunde sein Plätschern auf weite Entfernung hören, wie vorsichtig er sich auch bewegt, und mit schwerem Herzen sehen wir einen Seehund nach dem andern durch das Eis verschwinden. Aber auch diese Enttäuschung wollen wir auf uns nehmen, wenn sich das Wetter nur hält, so daß wir unsere Sachen trocknen und den Aufstieg beginnen können.

Im Laufe des Nachmittags wird ein Seehund in der Gezeitenrinne geschossen, aber wie gewöhnlich sinkt er unter. Wir wissen ja nun durch lange Erfahrungen, wie hoffnungslos es ist, auf dieser Jagd Munition zu opfern. Aber wir können es doch nicht lassen; es könnte ja doch sein, daß es einmal glückte. Und diese Hoffnung wird entscheidend, so oft die runden blanken Köpfe mit den großen starrenden Augen auf der Oberfläche des Wassers erscheinen und uns aus Entfernungen betrachten, die einen sicheren Schuß ermöglichen; aber das Süßwasser verhindert, daß die erlegten Seehunde schwimmen.

Hungrig und mutlos, aber doch mit einer gewissen Ruhe kehren wir nach dieser letzten Seehundjagd zum Zelt zurück; denn wir gestehen es uns jetzt offen ein, daß wir jede Hoffnung auf eine Proviantvermehrung aufgeben müssen. Wir müssen uns mit unserm Geschick abfinden. Das einzige Lebewesen, dessen Spuren wir ab und zu zu sehen bekommen, ist der heimtückische, feige Polarwolf, der gewöhnlich den Eisfuß gerade unterhalb des Zeltes, während wir schlafen, besucht, um zu sehen, ob sich nicht etwas zu stehlen findet; er leidet ja ebenfalls unter der entsetzlichen Armut des Landes. Auch auf dem Land ist die Jagd versucht worden, aber Hendriks Insel scheint die Grenze für das Wild

zu bilden; dort gab es doch wenigstens Hasen. Schweren Herzens müssen wir daher zu dem allerletzten Mittel greifen und einen unserer Hunde töten. Es ist das erstemal auf der Reise. Unsern spärlichen Gletscherproviant dürfen wir noch nicht anrühren, und ganz ohne Nahrung können wir einer harten Fußtour nicht entgegengehen.

Satt wurden wir also heute, aber das Fleisch war ebenso zäh wie der Hund bei lebendigem Leibe gewesen war, und anders wie sonst hielten wir unser Mahl ohne Freude.

Schon am Abend schwebt das Mißgeschick schon wieder drohend über uns. Große Unwetterwolken ziehen im Südwesten auf und treiben in großer Eile über die steilen Berge in den Fjord hinein; das Barometer fällt stark, und zu unserm Kummer peitscht der Regen wieder gegen das Zelttuch, während unsere Kleider auf uns verschimmeln. Wir beschweren die Zeltleinwand mit großen Steinen, ziehen alle Stützseile straff und machen uns auf das Schlimmste gefaßt.

Regen und Schnee.

29. Juli. Die ganze Nacht hat ein schwerer Sturm im Fjord gewütet. Glücklicherweise haben wir nicht viel davon gemerkt, da wir im Windschutz hinter dem Berg liegen. Und dann hat es geregnet wie nie zuvor, leider auch durch das Zelttuch, das nicht mehr dicht ist. Gegen Mittag steigt das Barometer ein wenig, und der Regen geht in Schnee über. Diese Abkühlung pflegt Besserung zu bedeuten. Das Land um uns herum ist jetzt ganz von Schnee bedeckt und die Stimmung ist herbstlich.

* * *

Ich halte streng darauf, daß wir den Proviant schonen, solange wir ruhig liegen; wir bekommen also heute nichts zu essen. Aber um 5 Uhr kommt Koch und meldet, daß sie es in dem andern Zelt nicht mehr aushalten könnten. Ich teile also ein paar kleine Portionen Moschusochsentalg aus und verspreche ihnen ein wenig Hundefleisch, sobald der Regen aufhört und wir Feuer machen können. Der Schnee fällt jetzt dichter als vorher, aber das Barometer scheint sich jetzt aufwärts zu bewegen.

* * *

Einmal am Nachmittag hörte ich vom Lande her ein starkes Gletscherkalben, ein Abbrechen von Gletschereis in die See, ein unheimlicher Ton. Es scheint sich also in der Nähe der Aufstiegstelle ein produzierender Gletscher zu befinden. Vom Drachenberg aus glaubten wir mit Sicherheit entscheiden zu können, daß der Daniel-Bruun-Gletscher mit dem Hauptgletscher im Nordosten in Verbindung steht, und zwar in der Richtung nach dem Rydergletscher im Sherard-Osborne-Fjord, wo das Inlandeis, soweit wir sehen konnten, eben in den Horizont überging. Harrigan und ich waren ganz sicher, daß hier die Bedingungen für den Aufstieg günstig sein müßten; wir wollten aber am liebsten vorher rekognoszieren. Aber das morsche Eis gestattet uns keine Untersuchungen weiter fjordeinwärts, und wir müssen daher alles auf eine Karte setzen und versuchen, auf das Inlandeis hinaufzukommen. Wir haben keine andere Wahl. Die vielen Hasenjagden haben uns viel Munition gekostet; es ist ein Unterschied, was man für eine Kugel bekommt, ob man einen Moschusochsen oder einen Hasen schießt.

Zu Mittag verzehren wir wieder ein paar Stücke Moschusochsentalg.

Unwetterstimmung.

30.—31. Juli. Die ganzen letzten 24 Stunden hat der Meteorologe Regenwolken und wieder Regenwolken gemeldet bei beständig fallendem Barometer. Um 2 Uhr morgens kann ich es nicht länger aushalten und greife zu meinem Tagebuch, um der trüben Stimmung, die uns beherrscht, Luft zu schaffen. Der Schnee fällt noch dichter als vorher, und er wird sich bald zu einer schlechten und schweren Bahn anhäufen.

Niemand wird sich wundern, daß es schwer ist, die Zeit totzuschlagen; schlafen können wir nicht ewig, und mit unserm Wolfshunger sind wir nicht zum Lesen aufgelegt, obwohl unsere Bibliothek noch die Bibel und Bruchstücke aus Snorres „Heimskringla" enthält.

Wir haben noch zwei Zelte; ich habe sie beide errichten lassen, damit unsere Sachen etwas geschützt sind. Wulff, Koch und Harrigan hausen in dem einen, Ajako, der Bootsmann und ich in dem andern. Die Stimmung in unserm kleinen Lager ist etwas

düster. Seltsam unmutig und bedrückt haben wir uns gefühlt, seitdem unser kleiner, froher Hendrik auf so seltsame Weise verschwand. An einem Tag wie heute erscheint alles um uns herum so trübe.

Es schmerzt uns zu sehen, wie unsere flinken Hunde mit jedem Tag magerer werden; uns selbst geht es auch nicht viel besser, aber wir begreifen den Zweck und sind darum bald die reinen Hungerkünstler.

Vorläufig müssen wir liegen und warten — warten auf eine Aussicht über den Gletscher, den wir besteigen sollen, warten auf die Sonne, die uns unsere nassen Kleider trocknen soll; später bei dem Aufbruch werden wir gewiß alle Kräfte, die wir noch besitzen, nötig haben. Alle haben wir ja Angehörige, mit denen wir fürs Leben verknüpft sind; in ihrem Namen und um ihretwillen wollen wir unser Leben teuer verkaufen und nicht nachlassen, solange unsere Beine uns noch tragen.

Vorläufig heißt es hier schweigen und warten; schlechte Zeiten schreiten langsam, das ist ihre Art.

* *
*

Um 6 Uhr morgens zwingt der Hunger uns, einen Einbruch in den Gletscherproviant zu machen. Wir kochen mit gutem Humor Hafersuppe auf dem Primus, da es unmöglich ist, draußen ein Feuer anzumachen. Für jeden werden zwei Tassen Suppe bereitet; der gute Haferbrei wärmt unsere Körper wie Feuer und legt sich wie eine Liebkosung in unsern leeren Magen.

O, wie das wohltat! Wir sind alle in einer wunderlichen kindlichen Stimmung, die uns an die Geburtstagsstimmung der Kindheit erinnert; dies war die Wirkung von ein wenig ordentlicher Nahrung. Jetzt können wir es wieder eine Zeitlang aushalten; denn solange wir ruhig liegen, heißt es, die Körperenergie auf das geringste Maß herabzusetzen.

* *
*

Die Mittagszeit ist in der Regel die Zeit, in der die Veränderungen zum Besseren eintreten; wir erwarten daher immer die Mitte des Tages mit Spannung; so auch heute. Um 12 Uhr

klart es auf, und ein paar Seehunde kriechen wie gewöhnlich ein Stück vom Zelt entfernt aufs Eis. Sie tummeln und wälzen sich in Wohlbehagen im Schnee, blicken ab und zu nach dem Lager herüber, um sich dann in voller Länge schlaftrunken wieder auszustrecken und mit geschlossenen Augen an dem kühlen Herbsttag ein Sonnenbad zu nehmen. Früher freuten wir uns, wenn sie heraufkamen, jetzt fangen wir an, sie zu hassen.

Harrigan hat nach dem letzten Versuch erklärt, er sehe es für hoffnungslos an, in dem tiefen Wasser Seehunde zu jagen; aber Ajako, der die Hoffnung nicht aufgeben will, solange noch die geringste Möglichkeit vorhanden ist, erklärt, er wolle es trotzdem versuchen, in das Wasser hinauszuwaten. Aus diesem Anlaß kochen wir Seehundfleisch und eine Tasse Kaffee, und augenblicklich erscheint uns die Lage lichter. Ach, wie hängen wir Menschen doch von unserm Magen ab und von dem bißchen Ballast, den er fordert!

Ich gebe zu, lieber Leser, daß man materiell gesinnt wird, hier oben, wo die Nahrung so sehr die Gedanken beherrscht. Aber das Verlangen nach Nahrung ist doch keineswegs das alleinherrschende. Viele Gedanken wandern auch zu den nächsten Angehörigen, und es ist das Heimweh und der Gedanke an sie, die zur Kraftquelle werden.

Und so ertrinkt man in einem Meer von guten Vorsätzen, und gelingt es einem, nur einen Bruchteil davon zu verwirklichen, so wird man ein leuchtendes Beispiel für die bewundernde Menschheit werden. Am festesten sind meine Erinnerungen mit dem Land verknüpft; ich habe in den Mietskasernen in Kopenhagen nie ein eigentliches Heimatsgefühl gehabt.

Eine Großstadt ist wie ein Vogelberg, der von Menschen geschaffen ist. Er mag für eine Zeit gut sein, aber dann bekommt man genug von dem Wirrwarr und den schreienden Alken, den pfeifenden Lummen und den gierigen Raubmöwen, und man sehnt sich von Herzen nach dem einsamen Nest der Wildente an einem stillen fernen See oder nach den Schären des Meeres, wo der Eidervogel auf den schaumgekrönten Wogen reitet.

Spät am Nachmittag kommt Ajako von der Seehundjagd zurück ohne anderes Ergebnis, als daß er bis auf die Haut naß geworden ist. Wir erwärmen ihn mit einer Tasse Tee und leihen

ihm von unserer Kleidung, bis seine eigene wieder trocken geworden ist. Noch immer fällt der Tauschnee dicht und unerbittlich!

* *
*

Am nächsten Morgen erwache ich gegen 3 Uhr und höre den Schnee nicht mehr gegen das Zelttuch klatschen; ich stürze hinaus und sehe zu meiner großen Freude, daß es aufgehört hat zu schneien und daß der Himmel klar ist, obgleich noch tiefe Wolken über den Bergen hängen. Die Landschaft ist winterweiß, so blendend, daß man kaum die Augen offen halten kann, und selbst das morsche, wassererfüllte Eis ist unter einer schönen Schneedecke verborgen. Ich koche Kaffee und wecke die Kameraden. Wieder sind ein paar Seehunde auf das Eis heraufgekommen, und wenn sie auch nur wie Irrlichter in einem Moor zu betrachten sind, so bieten sie doch immerhin ein wenig Aussicht für die Jagd.

Wir mußten gestern drei Hunde schlachten, da wir kein Futter für sie besaßen und auch für uns selbst nichts zu essen hatten. Wir machen ein großes Feuer an und kochen Fleisch an dem schönen Morgen. Gegen Mittag versuchten wir wieder eine Seehundjagd, die wie gewöhnlich uns 3 bis 4 Stunden in heftige Erregung versetzte. Es ist wieder Ajako, der seine Haut zu Markte trägt; der ganze Erfolg sind nur nasse Kleider. Dann benutzen wir das gute Wetter dazu, das Gepäck über den großen, reißenden Fluß, an dem wir gelagert haben, zu schaffen, und die erste Abteilung fährt es auf dem Neuschnee bis zum Rand des Inlandeises, der 6 Kilometer vom Zeltplatz liegt.

Noch ein Seehund.

1. August. Der neue Monat fing ungewöhnlich hoffnungslos an. Strömender Regen, kein Hundefutter, wenn wir nicht den Gletscherproviant angreifen wollen, und nur ein paar kleine Stücke mageres Hundefleisch für uns selbst. Mittags trat unvermutet eine Regenpause ein. Wieder wie gewöhnlich kroch ein Seehund gerade vor unserer Nase herauf, aber doch in solcher Entfernung, daß man ihn nicht vom Lande aus schießen konnte. Obgleich es jetzt nach dem Regen der letzten Tage fast lebensgefährlich ist, das Eis zu betreten, meldet sich Ajako doch wieder zum Versuch.

Auf großen Umwegen bewegte er sich auf den Seehund zu, weil jetzt Eis auf den Schmelzwasserlöchern lag, das unter seinen Tritten mit solchem Lärm zerbrach, daß die Seehunde es auf weite Entfernung hörten. Es kostete Zeit, auf Schußweite heranzukommen und erforderte eine bewundernswerte Geduld. Wenn der Seehund plötzlich den Kopf erhob und anfing sich umzusehen, mußte Ajako in dem tiefen kalten Wasser sich auf den Bauch legen und hier Minuten vollkommen unbeweglich liegenbleiben, bis der Seehund sich bequemte, weiterzuschlafen. Die meisten von uns waren so gespannt auf den Ausfall der Jagd, daß wir es nicht aushalten konnten, die vielen aufregenden Momente mit anzusehen; wir gingen ins Zelt und legten uns nieder, ohne daß jedoch ein Gespräch in Gang kam. Unsere Gedanken waren ununterbrochen bei dem Kameraden, der im Begriff war, ein Meisterstück auszuführen. Dann knallte der Schuß, und wir stürzten aus dem Zelt heraus. Der Seehund rührte sich nicht von der Stelle, und einen Augenblick später stand Ajako neben ihm und hatte ihn an den Hinterflossen ergriffen.

Jetzt, wo ich dies niederschreibe, sind wir selber und die Hunde froh und satt, und über die Hälfte des Seehunds wird für die Gletscherreise aufbewahrt.

Am nächsten Tag erwachen wir bei einem Himmel, der von sturmdrohenden Wolken flammt, die vor dem Südwestwind in den oberen Luftschichten rasch vorwärts treiben. Die Temperatur ist hoch, sie bewegt sich zwischen 4 Grad und 8,5 Grad über Null, und zwei stark entwickelte Nebensonnen mit Sonnenringen deuten darauf hin, daß eine starke Unruhe in der Luft ist, so daß wir unsern Aufbruch wieder aufschieben müssen. Im Laufe des Nachmittags fängt ganz richtig der Regen von neuem an, und wir müssen wie gewöhnlich ins Zelt kriechen. Aber die kleinen, kurzen Perioden von Sonnenschein und einer Temperatur im Schatten bis zu 9 Grad Wärme haben uns endlich ermöglicht, die Kleidung, die wir auf der Reise über das Inlandeis tragen wollen, nachzusehen und zu trocknen.

Als alles zur Abreise bereit war und wir nur auf gutes Wetter warteten, um aufzubrechen, bauten wir an einem großen Fluß ein Steinmal zum Andenken an Hendrik. Ergriffen vom Augenblick gedenken wir hier unseres verstorbenen Kameraden, und während

die andern neben dem Steinmal mit den Flaggen auf Halbmast stehen, halte ich folgende Gedenkrede, erst auf dänisch und dann auf grönländisch:

Irgendwo in meinem Tagebuch habe ich geschrieben, daß wir, die kleine Handvoll Menschen, die wir an den rauhen und öden Küsten uns miteinander einleben, eine kleine Gemeinschaft für uns bilden. Die große lebende Welt, von der wir auszogen, ist so fern, daß sie für uns nur in unsern Gedanken und in unserer Sehnsucht existiert.

Unser Heim ist das kleine Zelt, wo wir uns müde und hungrig nach den Ereignissen des mühevollen Tages sammeln; unser Land ist der zufällige Küstenstreifen, wo wir uns nachts zur Ruhe legen.

Wir leben das Leben so, wie man es in diesen Umgebungen leben muß, primitiv und einfach; wir tun unsere Arbeit so gewissenhaft, wie es jeder vermag, und bei der Lösung der Aufgaben, die die Expedition uns stellt, lernen wir einander tiefer kennen, als es Menschen sonst gegeben ist.

Die besten Eigenschaften eines jeden zeigen sich hier ebenso wie die minder guten, aber wir helfen einander nach bestem Vermögen, und bei der guten Kameradschaft und der Arbeitsfreude, die wir von Anfang an auf dieser Expedition hochgehalten haben, ist es gewiß jedem von uns so gegangen, daß trotz all der Gegensätze, die in Gemüt und Charakter zwischen uns bestehen, mit jedem Tag, der vergeht, mit jedem guten Ergebnis, das wir feiern, und mit jeder Schwierigkeit, die wir überwinden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wächst, daß immer neue Bande uns verknüpfen, und wir von Tag zu Tag einander höher schätzen.

Was den einen angeht, geht alle an; denn hier, wo wir ganz auf uns selbst angewiesen sind, unterstehen wir alle dem gleichen Schicksal und wir haben gemeinsam seine Fügungen hinzunehmen.

Wenn wir schon für gewöhnlich so empfinden, wie selbstverständlich ist es dann, daß sich diese Gemeinsamkeit in noch stärkerem Grade geltend macht, wenn etwas Ungewöhnliches geschieht oder gar, wenn eine Katastrophe eintritt, die einen Kameraden trifft.

Nie werde ich die Stimmung vergessen, die in unserm Zelt herrschte in den Tagen, da wir nach Hendrik suchten und beständig hofften, er möchte hinter einem Hügelkamm auftauchen. — Eine

unheimliche Stimmung — ein Gefühl trauriger Hilflosigkeit, nicht imstande zu sein, etwas zu tun, eine Nervenspannung, die uns zusammenfahren ließ und die uns aufhorchen machte bei jedem ungewöhnlichen Laut, der die große Stille draußen unterbrach.

Doch vergebens suchten wir, umsonst starrten unsere Augen sich müde über die Berge und Schluchten. Hendrik sollte nie zurückkehren; er sollte nimmer die Freude der Heimkehr zusammen mit uns andern genießen. Nimmer sollte es ihm beschieden sein, nach all den Mühen und Anstrengungen den Lohn für seine treue Hilfsbereitschaft zu ernten, und sein frohes Lachen beim Abbrechen des Lagers wird nicht mehr in unsern Ohren erklingen.

Es ist unnötig, hier bei diesem bescheidenen Gedenkzeichen etwas über Hendrik selbst zu sagen. Wir kannten ihn ja alle wie einen Bruder, und ihn kennen heißt ihn lieben.

Wir wissen, wie er aus dem Nichts heraus sich eine Stellung geschaffen hatte, die in seinem Volk und in seinem Kreis eine führende war. Wir wissen, mit welcher Treue und mit welchem Interesse er alle seine Pflichten erfüllte. In Thule wird sein Platz leer stehen, und es wird schwierig sein, ihn auszufüllen, und nie werde ich wieder einen Helfer finden, der in so ausgezeichneter Weise verstand, die Interessen der Station zu seinen eigenen zu machen. In Thule fand er ein Arbeitsfeld, das ihn ganz erfüllte.

All sein Leben hat er auf Streifzügen verbracht — bei der Danmark-Expedition an der Ostküste, wo er in reichem Maße Gelegenheit hatte, sich nützlich und bei allen seinen Kameraden beliebt zu machen — und später in verschiedenen Stellungen an so weit ausgedehnten Küsten, die sich von Kap Farewell bis zur Nordspitze Grönlands erstrecken.

Mit dem kleinen elternlosen Knaben starb nicht nur der Grönländer, sondern der Mensch überhaupt, der die größte Küstenstrecke seines Vaterlandes bereist und kennengelernt hatte.

Jetzt war allmählich Ruhe über ihn gekommen, und er sollte eben die Früchte seines vieljährigen Fleißes genießen, Haus und Heim gründen und sich dauernd an dem Wohnplatz niederlassen, den er sich weit im Norden gewählt hatte, als das Unglück ihn einholte und ihn traf, hier, fern von Verwandten und Freunden.

Die Polareskimos haben ein Sprichwort, das besagt, daß kein Mensch seßhaft wird und keiner Land für immer in Besitz nimmt,

ehe der Tod ihn einholt und seinen Leib an einen Steinhügel fesselt. Dann erst sind Mensch und Land fest miteinander verbunden. Ich schlage daher vor, daß wir im Sinne dieses Gedankens, der sich auf den gewaltigen Freiheitsdrang des Naturmenschen gründet, dieser Insel, auf der Hendrik sein Grab fand, seinen Namen geben.

Hendrik war ein Christ. Wir alle wissen, wie gern er seine Gesangbuchlieder sang, wenn er einmal trüben Sinnes war, und darum soll auch jetzt, ehe wir für immer das Land aus den Augen verlieren, wo er den letzten großen Kampf allein kämpfte, ein Vaterunser in seiner Muttersprache als ein Abschiedsgruß von seinen alten Kameraden ertönen.

Elftes Kapitel.

Die Rückreise über das Inlandeis.

Lager I. — Daniel-Bruun-Gletscher.

4.—5. August. Glücklicherweise hatten wir nach und nach so viel Gepäck zum Gletscherrand hinaufgeschafft, daß wir den Rest auf einmal mitnehmen konnten. Die Entfernung vom Fluß zu den Schlitten betrug 7 Kilometer, die wir in fünf Stunden zurücklegten. Ich muß zugeben, daß wir alle nicht in der Verfassung sind, in der wir für eine Wanderung von 400 Kilometer sein müßten. Besonders waren Wulff und Koch nach den verhältnismäßig raschen Märschen sehr matt und beklagten sich über die kleinen Rationen, auf die ich der kritischen Umstände wegen die Expedition hatte setzen müssen. Sie erkennen jedoch die Notwendigkeit dieser vorläufigen Hungerzeit vollkommen an. Wir haben jetzt in halben Rationen berechnet für 20 Tage Rückreiseproviant und außerdem Moschusochsenfleisch, etwas Speck und Seehundfleisch für die Hunde.

Da uns jetzt der anstrengende Aufstieg bevorsteht, kochen wir nicht nur einen Topf voll Haferbrei, sondern auch eine ordentliche Mahlzeit von Seehundfleisch. Der Pemmikan wird noch nicht angerührt, obwohl die Versuchung groß ist; wir sparen vorläufig; denn die Lage ist ziemlich ernst. Man muß sich erinnern, daß wir nur von einer fernen Höhe aus über unsern Weg nach Hause einen Überblick getan haben, der uns vorläufig bis zu diesem Punkt geführt hat; erst in ein paar Tagen wird es sich zeigen, ob es auch wirklich der Hauptgletscher ist, auf dem wir stehen. Jeder Gedanke an eine Rekognoszierung hatte in der Zeit, als wir uns an dem großen Fluß aufhielten, des Wetters wegen aufgegeben werden müssen.

Wir erstiegen den Daniel-Bruun-Gletscher an einer sehr steilen Stelle; nach einem Marsch von 2 Kilometer waren wir bereits in einer Höhe von 900 Meter. Hier war kein Fluß, und wir kamen erstaunlich rasch in „trockenem Schnee“ hinauf. Dann lagerten wir, und Inukitsoq und ich fuhren mit zwei Schlitten und halber Last weiter zum Inlandeis, um zu rekognoszieren. Am frühen Morgen des 5. August gelang es uns, 5 Kilometer durch tiefen, schweren Schnee vorzudringen. Von einer Höhe von zirka 1400 Meter zeigte sich uns das Inlandeis, so weit wir sehen konnten. Nordöstlich von uns, nur 4 Kilometer seitlich von unserm Kurs, verlief allerdings eine große Schlucht mit hohen Bergen auf beiden Seiten. Aber soweit man von unserm Aussichtspunkt beurteilen konnte, war sie weiter drin ganz mit Schnee erfüllt und ging in den Gletscher über. Am Ende des Fjords schob sich auf der Südseite ein ausgedehntes, langes, schmales Land ein, das in weiter Ferne den Charakter eines Nunataks annahm und schließlich ganz in das Inlandeis überging. Zwischen dieser Landzunge und der Schlucht konnten wir einen anscheinend gangbaren Weg erkennen, der ohne Unterbrechung auf den Hauptgletscher zu führen schien. Hier machen wir jetzt den Versuch. Das Gelände ist ziemlich hüglig, und nach dem mehrtägigen Unwetter hat sich viel lockerer Schnee aufgehäuft. Obgleich wir noch nichts Sicheres wissen, beschließen wir doch, die Reise landeinwärts fortzusetzen; mit diesem Entschluß kehren wir zu den Kameraden zurück und wecken sie mit einer Festmahlzeit von Pemmikan, Hafergrütze, Keks und Kaffee.

Folgende Temperaturen haben wir heute an unsern verschiedenen Aufenthaltsorten gemessen: Der Fluß am Fjord 5 Grad Wärme, das Inlandeis in einer Höhe von 760 Meter 1,2 Grad Kälte und der Aussichtspunkt 1140 Meter über dem Meer 4 Grad Kälte.

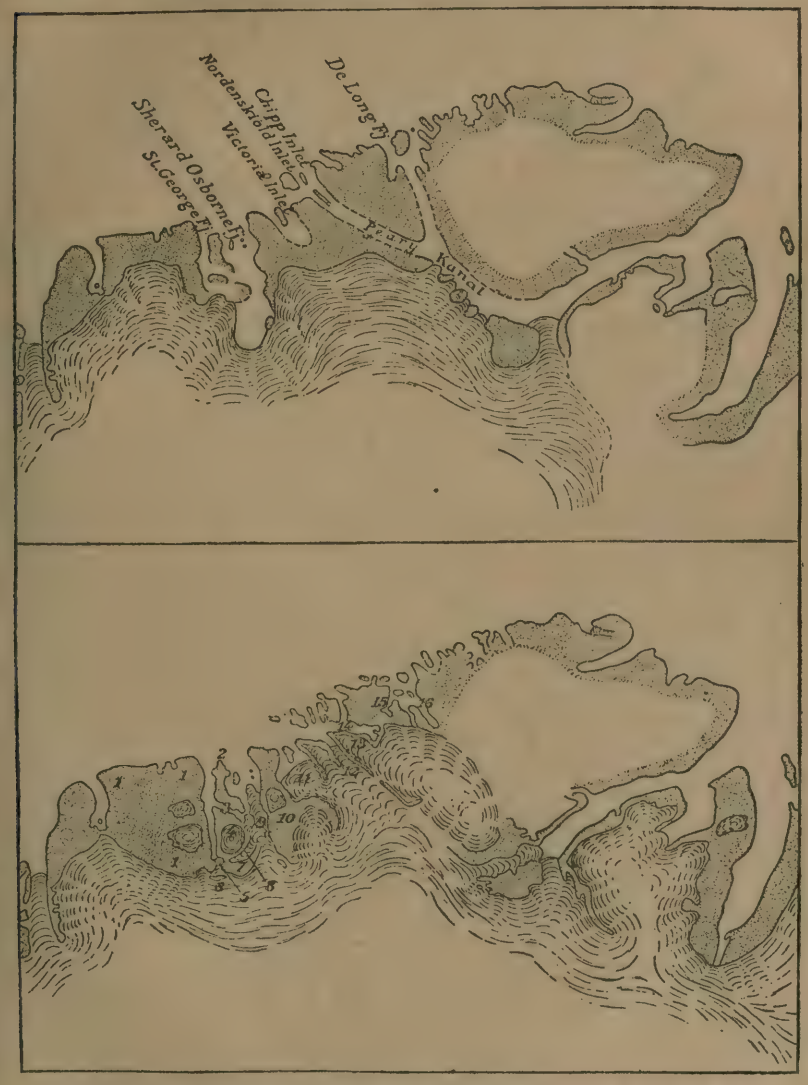
Lager II. — Daniel-Bruun-Gletscher.

1300 Meter über dem Meer.

6. August. Es glückte gestern, uns auf dem Inlandeis 10 Kilometer weiterzuarbeiten; aber es geht schwer und langsam durch den Schnee. Etwas hilft es, daß wir Schneeschuhe unter die Schlitten gelegt haben, aber die Hunde ermüden rasch.

Trotz allen Rekognoszierens ist es uns noch nicht gelungen,

Klarheit über die Wegverhältnisse zu schaffen. Aber schon der Umstand, daß wir jetzt so weit drinnen sind, daß eine Rückkehr



Die Nordküste von Grönland mit dem Independencefjord und dem Pearykanal vor und nach der II. Thule-Expedition.

1 Nyeboeland, 2 Hendrikinsel, 3 Hartzsund, 4 Warmingland, 5 Steensbygletscher, 6 Porsild-Nunatak, 7 Mitgardschlange, 8 Teufelsschlucht, 9 Rydergletscher, 10 Wulffland, 11 Ostenfeldgletscher, 11 Jungersengletscher, 13 Freuchenland, 14 J.-P.-Koch-Fjord, 15 Th.-Thomson-Fjord, 16 O.-B.-Bøggild-Fjord.

zum St.-George-Fjord kaum in Frage kommt, ist ein starker Anreiz. Gestern verloren wir den toten Fjord aus den Augen; trotz seiner Schönheit war der Abschied ohne Wehmut. Das Meereis mit seinen Tausenden von großen und kleinen Wasserlöchern erscheint vom Gletscher aus wie ein großes Mosaik, bis die Entfernung so groß wird, daß es als ein kleiner bläulicher Binnensee verschwindet.

Das Land hinter dem St.-George-Fjord erstreckt sich sehr weit hinein. Vor uns wird der Weg, dem wir folgen müssen, leider schon von dunklen Wolken durchschnitten, die immer ein Zeichen dafür sind, daß dort Land und nicht Eis ist. Möglich, daß sich noch mehrere Gletscherbrücken zwischen dem Schluchtenland nördlich von uns und dem großen neuen Land im Südwesten finden. Sollten wir aber auf Land stoßen, dann müssen wir sehen, mit dem Gepäck auf dem Rücken darüber wegzukommen.

Wir leiden unter der Wärme; denn das Thermometer bewegt sich zwischen 2,3 Grad und 4 Grad unter Null.

Lager III. — Der Bergkessel.

Entfernung 13 Kilometer.

Was wir die ganze Zeit befürchtet haben, ist eingetreten; der Daniel-Bruun-Gletscher ist nur ein lokaler Gletscher, allerdings von großer Ausdehnung, aber doch von allen Seiten von Land begrenzt.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam quer zu unserm Kurs Land in Sicht. Eine rasche Rekognoszierung überzeugte uns bald, daß es die Schlucht war, die wir schon ein paar Tage auf der Nordseite gehabt haben. An der Stelle, wo ich von unserm Aussichtspunkt aus den Eindruck gehabt hatte, sie gehe mit Schnee erfüllt in das Inlandeis über, biegt sie plötzlich nach Südwesten ab und vereinigt sich mit dem Land hinter dem St.-George-Fjord. Die Schlucht, die eine Tiefe von 600—700 Meter über dem Meere hat, ist überall von nackten, steilen Felsen umgeben, die jede Möglichkeit eines Abstiegs auszuschließen scheinen. Inukitsoq, der oft einen sichern Instinkt verraten hat, wenn es gilt, einen Weg zu finden, wurde zur Erkundung vorausgeschickt. Er ist eine ungewöhnlich selbständige Natur, immer klar in seinen Entschlüssen und mit einem sichern Trieb begabt, stets das Rechte zu tun. Es gelingt ihm denn



Aufbruch zur Moschusochsenjagd im Macmillantal.



Plötzlicher Angriff eines Moschusochsen auf einen Hund.

auch, einen Ausweg zu finden aus der verhängnisvollen Schwierigkeit, die sich uns hier entgegenstellt; nach einigen Stunden Schneeschuhlaufens entdeckt er einen Abstieg, der, wie es sich später zeigte, die einzige Stelle in der ganzen Ausdehnung der Schlucht ist. Dieses Ergebnis, das in der gegenwärtigen Lage so viel für uns bedeutet, war ein Pfadfinderheldenstück, das uns davor bewahrte, nach dem Fjord zurückzukehren.

Es ist klar, daß wir nicht gerade mit Begeisterung von der sauer erworbenen Höhe von 1300 bis 1400 Meter wieder in einen wilden, öden Bergkessel hinabfuhren, wo wir von vorn anfangen konnten, schneefreie Berge zu erklimmen, auf denen sich nicht fahren ließ. Aber die Aussicht auf die Heimreise bringt den Humor bald wieder auf die Beine; jetzt endlich sehen wir ganz deutlich den Hauptgletscher vor uns, der unser Weg nach Hause sein soll.

Lager IV. — Die Teufelsschlucht.

Die zurückgelegte Entfernung betrug nur 3 Kilometer; aber bekanntlich darf man eine Arbeit nicht nur nach der zurückgelegten Weglänge messen. Der Transport war mühsam und langwierig. Wir suchten uns einen Lagerplatz auf der andern Seite des Kessels; ein Schlitten mit doppeltem Gespann wird vorausgesandt, um zu kundschaften und mit einem Teil des Gepäcks weiterzufahren.

Trotz aller Hindernisse scheint das Land nicht allzu schwierig zu passieren zu sein. Teils über Firn, teils über Schneewehen kommen wir schon heute wieder aus dem Kessel heraus. Dann gelangen wir auf einen Berg, wo wir das Gepäck in mehrmaligem Hin und Her zu einem neuen Firnfeld auf der nordöstlichen Seite des Kessels hinübertragen müssen. Hier bleiben wir vorläufig, um den Erfolg der Erkundung unsrer Kameraden abzuwarten.

Die Sonne scheint, und wir haben das mildeste Sommerwetter mit einer Wärme bis zu 4 Grad. Es ist, als ob man nach einem bösen Traum einem neuen Tag entgegenginge, den leuchtenden Eisblink des Inlandeises vor Augen. Der Weg vorwärts zu dem weißen Gletscher führt heim zu all dem, wonach wir nach beendeter Arbeit verlangen. Das Heimweh hat sich mit einemmal gemeldet, jetzt da der Tag nicht länger vom Kampf

um die Nahrung verschlungen wird. Man empfindet es jeden Tag als einen Segen, zu wissen, daß man etwas zu essen bekommt, wenn die Rationen auch noch so klein sind.

Von dem Berg, auf den wir uns heute hinaufgearbeitet hatten, haben wir eine großartige Aussicht über den wilden Cañon, den wir die Teufelsschlucht nannten. Auf beiden Seiten führten 500 Meter hohe Berge steil in ein kahles bräunliches Tal hinab, durch das sich ein kleiner melancholischer Bach schlängelt. Der Gletscher hängt an den Abgründen über wie Wellen, die erstarrt sind in Entsetzen über die stumpfe Unheimlichkeit, die über der seltsamen Landschaft hier mitten in dem ewigen Winter liegt.

Kein Zeichen von Leben, kein Vogel, keine Pflanze mildert den Eindruck der äußersten Öde; nur ein paar armselige Flechten haben so viel Kraft aus der Sonnenwärme gesogen, daß sie die Steine mit ihrer grauen bescheidenen Decke bekleiden. Niemals, scheint mir, habe ich etwas gesehen, so fern und losgelöst von allem, wie diese Landschaft; sie kämpft ihren einsamen zähen Kampf mit den Gletschern, die von allen Seiten drohen, sie zu überspülen. Doch auch hier sind im Laufe der Jahrhunderte Veränderungen vor sich gegangen. Wir finden große, schöne Korallenstöcke, die Zeugnis davon ablegen, daß auch hier im Herzen des Winters einst ein tropisches Klima herrschte, wo die Wellen eines lebendigen Meeres von milden Winden getrieben munter über die Reste einer verschwundenen Zeit hinspülten.

* * *

Im Zelt herrschte heute eine ganz eigenartige Stimmung. Vielleicht ist es die Aussicht auf besseres Wetter, die jetzt endlich der Nervosität ein Ende macht, die sich unser während der drei Wochen bei dem beständig wechselnden Regen, Schnee und Wind bemächtigt hatte. Die außen und innen herrschende Unruhe ist von einer Sicherheit abgelöst worden, die Frieden bringt, und sobald wir ein wenig stilliegen, zieht unwillkürlich die Idylle in unserm Zelt ein. Auf den forcierten Tagemärschen ist keine rechte Zeit zu stillen Betrachtungen; aber an einem Nachmittag wie diesem atmet man auf bei der Beschäftigung mit all den Sammlungen, die wir uns jetzt bemühen, sicher heimzubringen. Das Inlandeis

ist nie ein sicherer Weg; passiert hier etwas, so verschwinden alle Resultate spurlos, und alle Mühen und der unverdrossene Kampf ums Dasein sind dann völlig vergebens gewesen. Jetzt sind die kostbaren Dinge durch Wasser und Wirbel, durch Schluchten und über Gletscherränder geschafft worden, und schon taucht eine neue Aufgabe auf: sie sollen zu Menschen gebracht werden; das macht sie einem doppelt kostbar.

Vor dem Zelt sitzt Wulff, damit beschäftigt, die einzige Vegetation, die wir hier in der Teufelsschlucht gefunden haben, zu präparieren, graue Flechten, die einzelne Steine bedecken. Diese Pflanzen, die auf den Steinblöcken wachsen, stehen in ihrer Genügsamkeit einzig da, und ich bitte Wulff, mir etwas von ihnen zu erzählen.

Flechten sind Organismen, die aus einer Alge und einem Pilz bestehen, die einen Bund zu gemeinsamem Haushalt geschlossen haben. Die Alge ist derjenige Teilnehmer in der Aktiengesellschaft, der allein die Fähigkeit besitzt, organische Substanz aus unorganischer Materie zu bilden. Der Pilz dagegen bildet die kleinen Luftwurzeln, die die Flechte an der Unterlage festhalten. Die Farbe der Flechten, so wie wir sie sehen, ist also das Resultat der Farbe der Alge und des Pilzes.

Die Flechten sind äußerst widerstandsfähig gegen Trockenheit, Wärme und Kälte; sie können nur in feuchtem Zustand wachsen und sind bei Trockenheit im Ruhestand. Hier in diesem Klima vegetieren sie vermutlich nur einige Tage im Jahr, und ein Fleck so groß wie ein Zehnpfennigstück kann hier, wo die Vegetation 350 Tage des Jahres stillsteht, mehr als hundert Jahre alt sein. Ihre Hauptnahrung ziehen sie aus den Verwitterungsprodukten des Steines, und das kann nicht viel sein. Es ist also eine Pflanze, die bei all ihrer Unansehnlichkeit die Ewigkeit vor sich hat.

Lager V. — Die Midgardschlange.

Bei schönem Sonnenschein brachen wir am 9. August vormittags auf und fuhren langsam den großen Firn der Teufelsschlucht nach Nordosten hinauf. Wir stiegen gleichmäßig aufwärts und stöhnten unter einer Temperatur von 4 Grad Wärme, geblendet von dem Licht, das, von dem frischgefallenen Schnee

reflektiert, uns in den Augen schmerzte. In einer Höhe von 1000 Meter maßen wir die geographische Breite. Wir haben jetzt eine schöne, großartige Aussicht über das merkwürdige Cañon- und Nunatakland, das wir in diesen Tagen quer zu unserm Kurs entdeckt haben. Es erstreckt sich wie ein Saum von 20 bis 30 Kilometer Breite oberhalb des Landes hinter dem St.-George-Fjord, mit großen Lokalgletschern auf der einen Seite und dem Inlandeis auf der andern. In einem mächtigen Bogen versperrte es uns den Weg auch in der Richtung auf den Sherard-Osborne-Fjord, wir geben ihm daher den Namen „die Midgardschlange". Es gibt keinen Weg außen herum: Nach einer kurzen Rekognoszierung beißen wir in den sauren Apfel; wir verlassen den Gletscher und fahren wieder abwärts. Wir fanden eine schöne, glatte Niederfahrt, und nachdem wir uns mit einer Tasse Tee gestärkt hatten, begann das Hinaufschleppen des Gepäcks auf das Inlandeis.

Das Land war trocken und eben, aber unfruchtbar und kahl wie eine Wüste; es wurde nicht von dem kleinsten Fluß belebt. Alles war vollständig ausgetrocknet, trotz der großen Gletscher, die sich von beiden Seiten des Landes herabsenkten. Es gehörte zu den sogenannten Karstlandschaften, wo alles Schmelzwasser in die Erde versickert. Wir fanden ein paar Mohnpflanzen, von denen einige noch in Blüte waren, kleine verkrüppelte Gräser, Moose und Flechten, aber kein Tierleben. Nur ein Wolf hatte vor längerer Zeit seine Spuren im Leben zurückgelassen, ungefähr an der Stelle, wo wir das Zelt aufschlugen, um eine Portion Pemmikanbrei zu kochen.

Nach der Mahlzeit kehrten drei Mann zur Abfahrstelle zurück, während Koch und ich fortfuhren, das Gepäck zum Gletscher hinaufzubringen.

Auf dieser Wanderung fanden wir einen Moschusochsenkiefer, der über hundert Jahre alt zu sein schien. Unmittelbar neben dem Kieferrest lag ein Stück eines fossilen Tintenfisches aus der Zeit des Silurmeeres. Zwischen diesen beiden Zeugen eines früheren Lebens, dem Moschusochsen und dem Tintenfisch, liegt vielleicht ein Zeitraum von wenigstens 10 Millionen Jahren, eine hübsche Zeit für eine rege Phantasie.

Vierundzwanzig Stunden dauerte der Transport. Dann waren wir alle wieder beim Zelt versammelt, hungrig und schläfrig, aber alle in bester Laune und mit gutem Gewissen, im Bewußtsein daß wir trotz der schwierigen Verhältnisse 22 Kilometer zurückgelegt hatten, ganz abgesehen davon, daß über die Hälfte des Wegs dreimal gemacht worden war.

Schlaf ist süß wie Milch und Honig, zumal an einem solchen Tage.

Sieben Stunden darnach mußten wir wieder in die Sielen. Es ist ein Wettlauf um das Leben der Hunde, denn wir haben nur noch zwei Fütterungen für sie und noch 350 Kilometer bis zu dem Lande südlich des Humboldtgletschers.

700 Meter über dem Meer, auf allen Seiten Inlandeis und dabei 3 Grad Wärme um 3 Uhr nachmittags. Es dauerte einige Zeit, bis wir wieder in Gang gekommen waren, denn unsere Füße waren wund von den vielen kleinen, scharfen Steinen, und Schultern und Rücken waren steif von den schweren Lasten. Aber ich muß doch sagen, daß alle sich mit bestem Humor dareinfanden, und wir versuchen gegenseitig uns anzufeuern durch Scherze über die unglückliche Figur, die mancher von uns macht. Es bleibt einem nichts anders übrig, als in diesen Tagen von seinem Humor zu leben; die Sehnsucht nach der Heimat macht uns zu Riesen, die sich durch alle Schwierigkeiten Bahn brechen, und wir schlagen uns erstaunlich gut durch. Bei unsern kleinen Rationen schuften wir wie isländische Pferde, oder besser noch, wie vom Hunger gestählte Kulis. Denn hungrig sind wir unleugbar nur zu bald nach den Mahlzeiten, die wir jetzt mit fast andächtiger Feierlichkeit einnehmen.

Darum müssen wir so rasch wie möglich aus dieser Wüste heraus. Ein trübseliges, ödes Land; die tiefe Stille wird nicht durch den kleinsten Vogelschrei oder das leise Murmeln eines Flusses unterbrochen; ein merkwürdiges Stück schnee- und eisfreien Karstgebietes, das man, ohne die Einheit der Landschaft zu unterbrechen, mitten in die Libysche Wüste versetzen könnte.

Wir haben jetzt den Rand des Inlandeises fast erreicht; in ein paar Stunden wird der mühselige Transport nur eine Erinnerung sein, und dann beginnt endlich im Ernst die Reise durch die nächste und letzte große Wüste.

Der Rand des Inlandeises.

588 Meter über dem Meer.

10. August. Noch ein letzter reißender Moränenfluß, über den wir eine Brücke aus den Schlitten bilden mußten, war zu überwinden, dann erreichten wir um 1½ Uhr den Rand des Inlandeises.

Dieser für die Expedition so bedeutsame Augenblick wurde durch eine Mahlzeit außerhalb der Rationen und durch eine extrastarke Tasse Kaffee gefeiert.

Windstille, klarer Himmel, 1 Grad Wärme, satte Menschen, Sonnenschein im Gemüt.

Bei der Mahlzeit denken wir an jenen amerikanischen Nationalökonomen, der vorschlug, nicht Gold, sondern Nahrungsmittel sollten den Wertmesser im Leben darstellen. Soviel ich mich erinnerte, schlug er vor, man solle eßbares Geld aus Weizen herstellen, denn was nützt einem Millionär sein Geld in einer Wüste wie diese, und was wären wir ohne Nahrung?

Lager VI. — Auf dem Inlandeis.

900 Meter über dem Meer. Entfernung 4 Kilometer.

Lagern um 10 Uhr vormittags, nachdem wir unsere längste Tagereise hinter uns haben, davon 10 Kilometer über schneefreies Land, wo wir den Weg zweimal zu machen hatten. Wir gehen um 1 Uhr zur Ruhe, zu müde, um zu schreiben.

Wir wachen um 7½ Uhr auf. Erst jetzt nach der Ruhe zeigt sich die Empfindlichkeit des Körpers im Ernst. Die Lasten, die wir trugen, hatten ein durchschnittliches Gewicht von 35 bis 40 Kilo, und wir hatten sie ununterbrochen zu schleppen, von 4 Uhr nachmittags bis 1 Uhr morgens, wo wir das Inlandeis erreichten. Darum schmerzt heute die kleinste Bewegung, aber der Himmel ist rein wie frischgefallener Schnee. Nicht eine Wolke. Das schönste Reisewetter, alles wieder zu einer langen Tagereise heimwärts bereit, damit wir das Schiff und Dänemark vor Eintritt des Winters erreichen.

Die Midgardschlange liegt jetzt weit hinter uns, und die Höhe, die wir erreicht haben, gibt uns die Gewähr, daß wir über alle Schwierigkeiten hinweg sind. Der Gletscher ist ideal, eben und schneefrei, ganz ohne das Spaltensystem, das Peary und Astrup zwang, ihren Kurs weiter in das Inlandeis hinein zu verlegen.

Vorläufig schlagen wir die Richtung nach Südwesten ein und folgen auf dem Rücken des Gletschers des neu aufgetauchten Lande, das sich vom Ende des St.-George-Fjords nach dem Petermannfjord hinüber erstreckt. Ein wildes, zerrissenes Land, in dem tiefe Schluchten zwischen Bergen und kleinen Gletschern eingeschnitten sind, die mit ihren gebrochenen und unruhigen Linien in schroffem, trotzigem Gegensatz zur toten Einförmigkeit des Inlandeises stehen. Wir gaben ihm den Namen Nyeboeland.

Nyeboeland vom Inlandeis aus.

Harald Moltke nach Skizze von Koch

Lager VII.

1200 Meter über dem Meer.
Entfernung 43 Kilometer.

11.—12. August. In dieser Zeit, in der wir oft 20—24 Stunden hintereinander in Tätigkeit sind, haben wir, um unsere Arbeitsfähigkeit einigermaßen in Gang zu halten, eine kleine Mahlzeit mitten während des Tagemarsches einführen müssen; sie besteht aus einer Tasse Hafersuppe mit einigen Stücken Pemmikan und wird von unsern planmäßigen Morgen- und Abendrationen abgezogen; sie tut uns außerordentlich gut.

Um 9½ Uhr nachmittags sind wir aufgebrochen, um 10½ Uhr vormittags schlagen wir das Lager auf, nachdem wir 43 Kilometer auf guter Bahn zurückgelegt haben. Das ist wirklich eine anerkennenswerte Entfernung. Die Schlitten gehen etwas schwer, und wir selber brauchen Schneereifen und Schneeschuhe. In dieser ewig weißen Umgebung wirken die langen Märsche sehr monoton, aber nicht eigentlich ermüdend, abgesehen von den ersten drei bis vier Stunden. Sobald die Empfindlichkeit des Körpers infolge der Bewegung geschwunden ist, entwickeln wir eine zunehmende Geschwindigkeit, je mehr wir uns der Zeit nähern, in der wir unsere Mahlzeit einnehmen. Wir passen uns also ganz den Gewohnheiten der Schlittenhunde an. Wir haben jetzt eine solche Höhe erreicht, daß die Steigung des Inlandeises nicht mehr bemerkbar ist; der Horizont ringsum ist ohne Abwechslung, nur hier und da passieren wir einen kleineren, eisbedeckten Berggipfel. Auf dem Eis liegt eine Schicht weicheren Schnees von etwa ein Meter Dicke, aber die Oberfläche trägt die Hunde einigermaßen, so daß es sie nicht belästigt.

Wir sind gespannt, wie lange wir diese Bahn behalten werden.

* * *

Der erste Hund stürzte heute mitten auf dem Tagemarsch und wurde zum Lager gefahren, wo er augenblicklich verfüttert wurde. Wir können uns nicht verhehlen, daß die schwierigen Gelände- und Transportverhältnisse, die wir auf dem Daniel-Bruun-Gletscher, in der Teufelsschlucht und auf der Midgardschlange zu überwinden hatten, uns recht angegriffen haben. Man sieht es uns deutlich an, daß wir sehr mager geworden sind, aber der Humor und der Wille durchzuhalten sind ganz unerschüttert.

Ein großer Vorteil ist, daß wir reichlich Petroleum mithaben. Aber richtigen Proviant haben wir nur für sechs Tage. Es ist daher wünschenswert, daß das Wetter uns günstig bleibe. Wir möchten sehr ungern den Hunden dabei helfen, die gefallenen Tiere zu verzehren. Es gilt jetzt, den größten Vorteil aus dem Futter zu ziehen, das die Hunde gestern bekamen. Aus diesem Anlaß mußten wir uns mit einem kurzen Schlaf begnügen und nach fünf Stunden Ruhe aufbrechen. Ehe wir uns auf den Weg

machen, legen wir Eis unter die Schlittenkufen, da die Temperatur dafür endlich tief genug ist. Das Thermometer zeigt 6,5 Grad unter Null.

Auf dem gestrigen Tagemarsch wurden wir plötzlich durch den Besuch einer jungen Möwe überrascht, die sich hierher verirrt hatte. Lange flatterte sie kraftlos vor den Hunden hin und her, bis der Wind sie erfaßte und sie tiefer in die Öde und in den Tod hinein fortführte. Ein Sturm hatte sie hierher verschlagen, und sie hat das Meer nicht wiederfinden können.

Lager VIII.

1100 Meter über dem Meer. Entfernung 34 Kilometer.

12.—13. August. Auch heute überzogen wir die Schlittenkufen mit Eis, nachdem wir erst Schneeschuhe untergelegt hatten. Das Barometer fällt. Ein starker Südwestwind treibt die Wolken vor sich her, und wir haben eine Temperatur, die im Laufe des Tages zwischen null Grad und 2,1 Grad Wärme schwankt.

Während der ersten 20 Kilometer hatten wir eine ebene, feste Bahn, so daß wir in sechs Stunden 28 Kilometer zurücklegten. Dann kam der Föhn über uns, den wir seit dem Morgen erwartet hatten. Der Schnee wurde rasch weich, die Schlitten liefen schwer, und die Hunde sanken ein und wurden bald müde und wollten nicht weitergehen, obwohl drei von uns voranschritten. Wir mußten daher nach einer Tagereise von 34 Kilometer haltmachen.

Die Schneeschuhbahn war den ganzen Tag glänzend gewesen, und die Oberfläche des Gletschers war so eben, daß die Schlitten denen von uns, die Schneeschuhe hatten, kaum folgen konnten. Unter solchen Verhältnissen sind für den Geübten norwegische Schneeschuhe den kanadischen Schneereifen weit vorzuziehen, da letztere nur auf der Schneeoberfläche tragen, ohne gleichzeitig den gleitenden Schwung über den Schnee zu verleihen.

Um 2 Uhr bekamen wir das Land am Ende des Petermannfiords in Sicht; es liegt jetzt querab von unserm Kurs. Es spornt außerordentlich an, Land in Sicht zu haben, aber leider werden wir kaum, wie wir die ganze Zeit gehofft haben, morgen den 80. Breitengrad überschreiten, denn bei der hohen Temperatur wird die Bahn schlecht. Im übrigen haben wir schönes, klares, windiges Wetter, mit Sommerwärme im Zelt.

Die aufziehenden Südwestwolken machten mit ihrer Drohung Ernst. Gerade als wir das Zelt niedergelegt hatten, um aufzubrechen, trat so plötzlich ein Wetterumschlag ein mit tiefen, sehr rasch treibenden Wolken, daß wir aus Furcht, ein Schneesturm möchte uns überraschen, das Zelt wieder aufrichteten, um die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Es traten abwechselnd Regen und Schneeschauer ein. Resigniert benutzten wir das Unwetter zu einer kleinen Rast, der ersten seit dem Aufstieg von dem Fluß im St.-George-Fjord.

Unser unfreiwilliger Aufenthalt bringt es leider mit sich, daß wir zwei Hunde schlachten müssen, teils für uns selbst, teils für die andern Hunde. Es ist 12 Uhr nachts, und während ich diese Zeilen schreibe, dringt ein Duft vom Kessel zu mir herüber, der mir durchaus nicht unangenehm ist. Auf meinen früheren Reisen, fünfzehn Jahre lang, bin ich nie gezwungen gewesen, meine Hunde zu essen, und habe daher immer mit einem gewissen Unbehagen und nicht ganz ohne Kritik auf die Expeditionen herabgesehen, die ihre Hunde erst bis zur letzten Faser ausnutzten und sie dann schließlich aufaßen. Dies kam mir nicht nur unästhetisch und unappetitlich vor, es schien mir auch mit Kannibalismus verwandt. Wie ganz anders jetzt, da wir selbst das Leben mit Hundefleisch fristen müssen! Das Unästhetische und Unappetitliche existiert nicht mehr.

Der Schneesturm pfeift um unser Zelt, und wir fühlen uns bei unserm geringen Proviant unendlich fern von allen Menschen. Wir sind hungrig und sind schon den ganzen letzten Monat hungrig gewesen. Darum warten wir nur mit Ungeduld darauf, bis das Fleisch gekocht ist, daß der Hunger gestillt werden kann. Das Fleisch sieht hell und lecker aus, wenn es auch mager und sehnig ist. Aber wie der Dampf aus dem Kessel steigt und das Zelt erfüllt, bilden wir uns ein, es sei Hammelfleisch, das wir zu essen bekommen; der Geruch erinnert daran. Und die Aussicht, daß wir alle satt werden und uns nicht mehr mit einer sechstel Portion Pemmikanbrei zu begnügen brauchen, wirkt in höchstem Grad belebend und beruhigend. Der Hund ist doch nichts anderes als ein Haustier, und in der ganzen Welt lebt man ja von seinen Haustieren!

Alle kämpfen wir in dieser Wüste um unser Leben. Wir

arbeiten rücksichtslos, um uns nach besseren Jagdgebieten zu retten, und da das Recht des Stärkeren bei uns und nicht bei den Hunden ist, so sind wir es, die die Hunde essen. In einer Lage wie der unsern ist kaum Raum für Sentimentalität. Sterben sollen sie ja doch einmal von unserer Hand — mögen sie also uns und ihren Kameraden auf dieser Expedition, auf der sie uns bei lebendigem Leibe so treu gedient haben, auch nach ihrem Tode noch dienen.

Vielleicht rümpft dieser oder jener die Nase über diesen Gedankengang. Aber wir haben uns jetzt während eines halben Jahres daran gewöhnt, in Dankbarkeit die Nahrung entgegenzunehmen, in welcher Form sie auch zu uns kommen mag. Daher haben wir vielleicht in etwas höherem Grade als andere Menschen Gelegenheit gehabt, unsere Auffassung von dem, was ein leerer Magen bedeutet, richtigzustellen; er kennt nicht viele Rücksichten.

* *
*

Das Fleisch ist jetzt gekocht, und mag die Mahlzeit auch plebejisch sein, kein Appetit der Welt kann königlicher sein als der unsrige!

Lager IX.

765 Meter über dem Meer. Entfernung 44 Kilometer.

Endlich trat gestern abend schönes, klares Wetter mit einer milden südöstlichen Brise und einer Temperatur von 1,9 Grad unter Null ein. Man kennt den Gletscher in dieser Sommertemperatur gar nicht wieder. Auf der ersten Thule-Expedition hatten wir weiter drin auf dem Inlandeis in der gleichen Jahreszeit eine Temperatur von 20 bis 25 Grad Kälte. Diese Wärme, die uns in verschiedener Weise wohl zustatten kommt, verdanken wir natürlich dem Umstand, daß wir uns in der Nähe des Küstenlandes befinden. Bei starker Kälte würden unsere mageren Hunde in ihrem dünnen Sommerpelz sicher erfrieren.

Wir brachen 7½ Uhr nachmittags auf und konnten in raschem, gleichmäßigem Tempo bis 6 Uhr morgens 44 Kilometer zurücklegen. Leider haben wir aus ökonomischen Rücksichten unsere kleinen Mittagsmahlzeiten aufgeben müssen, da wir die Mittel dafür nicht mehr besitzen. Wir begnügen uns mit einer Tasse Tee.

Der Gletscher war fest wie ein Stubenboden. Die Schlitten glitten fein und leicht ohne Reibung, und unsere 11 Hunde schlugen mit den beiden Schlitten bisweilen ein Tempo an, daß wir Schwierigkeit hatten, ihnen zu folgen. In der Höhe des Inland-Nunataks des Petermannfjords passierten wir ein ziemlich verwickeltes System großer Spalten, die durch breite Rücken miteinander verbunden waren, so daß sie uns nicht viele Schwierigkeiten boten. Wir mußten den Kurs nur unbedeutend verlegen, um sie zu umgehen. Augenblicklich genießen wir von unserm Zelt weite Aussicht auf den Nunatak, der auf der Ostseite allmählich in den Gletscher übergeht, während er nach außen ein zersplittertes Vorland nach dem Fjord zu bildet, den wir in prächtiger Vogelperspektive erblicken, mit blauenden Klippen weit draußen im Westen am Horizont.

Lager X.

1010 Meter über dem Meer. Entfernung 41 Kilometer.

15. August. Wir mußten heute die Zähne zusammenbeißen, um unsere 40 Kilometer zurückzulegen. Wir hatten einen heftigen Südwest im Gesicht, und der Schnee bestand aus lauter feinen, kleinen Nadeln, die uns durch unsere Kamiker schmerzten und unter unserm Gewicht brachen. Ein mühsamer Marsch. Außerdem ging die Reise leicht aufwärts, und sobald wir die geringste Steigung haben, merken wir es sofort in den Knien, wie entkräftet wir sind.

Da die Pfoten der Hunde anfingen stark zu bluten, mußten wir unsre Handschuhe opfern und sie ihnen als Stiefel über die Füße ziehen. Das half.

In 900 Meter über dem Meer stießen wir auf eine Menge kleiner und großer Seen, von denen die größten noch offenes Wasser hatten, das sich tiefblau und wirkungsvoll in den weißen Umgebungen kräuselte. Es wirkte eigentümlich, hier oben auf dem Gletscher diese Becken voll lebendigen Wassers zu sehen, Seen, die bis zu 300 Meter lang und 100 Meter breit waren. Eine Anzahl kleiner Spalten und kleine gefrorene Flußläufe wurden überschritten.

Den ganzen Tag hatten wir im Westen Washingtonland in Sicht; hohe, steile Berge, die wie eine Mauer sich vom Inlandeis abhoben; schöne weiße Gletscherzungen durchbrachen und spalteten

die rotbraunen und gelben Felsen gleich mächtigen Wasserfällen. Durch Senkungen im Lande konnten wir hier und da die spitzgezackten Alpen von Grinnell-Land wie feine, lilagetönte Wolkenbänke erkennen, ein Anblick, der anfeuernd auf den Marsch wirkte und angenehm die einförmige Fläche unterbrach, die wir sonst um uns herum hatten.

Diese Reise über das Inlandeis, die in den letzten Monaten drohend am Horizont geschwebt hatte, erscheint uns jetzt im Lichte



Harald Moltke

Hunde mit Handschuhen als Stiefel.

einer angenehmen Überraschung, einer Abschiedsbelohnung nach allen Widerwärtigkeiten.

Lager XI.

1100 Meter über dem Meer. Entfernung 35 Kilometer.

16. August. Unmittelbar nach der schönen Tagereise von gestern zog ein Südwest mit unsichtigem Wetter auf und blies uns rasch in den Schlaf. Gegen Abend flaute er etwas ab, und wir machten uns auf den Marsch; aber nach einer Entfernung von 14 Kilometer mußten wir infolge Nebels und Schnees vorläufig haltmachen und benutzten die Gelegenheit, einen Hund zu schlachten, der nicht mehr weiter konnte. In der Nacht hatten wir eine Temperatur von 7,5 Grad unter Null, und diese Abkühlung schien zur Folge zu haben, daß der Himmel sich wieder aufklärte, so daß wir

die Reise fortsetzen konnten, unmittelbar nachdem wir die Mittagshöhe genommen hatten, die ergab, daß wir uns auf 79° 45′ nördlicher Breite befanden. Nach einem Marsch von 20 Kilometer wurden wir indessen wieder von Nebel und Schnee aufgehalten und schlugen das Lager für diesen Tag endgültig auf.

Bei einer Pfeife Tabak.

17. August. Es hatte die Nacht heftig geweht. Der Wind hatte unser dünnes, jetzt stark vom Wetter angegriffenes Zelt gezerrt und gezaust, und da wir keine Schlafsäcke haben und unsere Kleidung von den langen Märschen schweißdurchnäßt ist, war der Schlaf durch häufige Kälteschauer und heftiges Schlagen mit den Füßen unterbrochen.

Mitten in der Nacht, nach zwei Stunden Schlaf, zünde ich mir meine Pfeife an und sinne ernsthaft über die Lage nach. Wir haben jetzt nur noch für zwei oder drei Tage Proviant und dazu unsere Hunde, die nicht gerade mehr in der besten Verfassung sind. Das einzige, was wir reichlich haben, ist Petroleum. Noch eine Woche lang werden wir uns mit gekochtem Hundefleisch durchhelfen können, sofern man das magere Knochenfutter Fleisch nennen darf. Schlimmer ist es, daß wir selbst in ein paar Tagen uns ins Geschirr legen müssen, wenn die Hunde nicht mehr können und als Menschenproviant verwendet werden. Wir haben noch neun, aber ihre Zahl geht rasch herab. Auch andere Umstände machen es wünschenswert, daß wir bald Land erreichen. Harrigan trägt eine geschwollene Hand in der Binde; Koch hat eben ein unangenehmes Zahngeschwür überstanden, wobei das eine Auge ganz zugeschwollen war, und er hat jetzt ein raffiniert boshaftes Geschwür unter dem Nagel der einen großen Zehe bekommen. Wulff läuft mit einem großen Geschwür am Gesäß herum, das ich ihm täglich verbinde. Alle diese kleinen, quälenden Übel, die sich hinzugesellen zu dem täglichen Halbhunger, der mehr und mehr in ein gediegenes Hungergefühl übergeht, machen es notwendig, daß wir so rasch als möglich Land und Jagd finden. Wir hatten gehofft, das Land hinter der Marshallbai erreichen zu können, aber wir werden kaum die 200 Kilometer bis dahin bewältigen können. Die Überlegungen dieser Nacht führen daher zu dem Entschluß,

den Abstieg in der Nähe von Kap Agassiz zu versuchen. Von da sind es etwa 250 Kilometer nach Etah mit seinen Hasen und wilden Renntieren.

Als ein ferner Lichtpunkt steht die Möglichkeit vor uns, mein Schiff „Kap York“ bei Etah zu treffen, und der Gedanke, noch in diesem Herbst nach Dänemark zu kommen, stärkt unsere Energie bedeutend.

Lager XII.

1130 Meter über dem Meer. Entfernung 21 Kilometer.

18.—19. August. Um 8 Uhr morgens machen wir uns auf. Aber es stellt sich heraus, daß uns kein guter Tag bevorsteht. Schwer und mühsam bewegten wir uns in starkem Schneetreiben aus Südsüdwest gegen den etwas von der Seite kommenden Wind vorwärts. Ab und zu waren die Windstöße so heftig, daß man auf den Schneeschuhen schwankte. Aber vorwärtskommen müssen wir, denn das Messer sitzt uns an der Kehle! Ein paarmal fehlte nicht viel, daß mich die Müdigkeit im Kampf mit den heftigen Schneeschauern überwältigte. Aber es hieß einfach den Schmerz verbeißen und weitergehen. Bei unserm schwindenden Proviant ist dies ein unheimlicher Wettlauf. Zähe kämpften wir uns fünf Stunden, bis um 1 Uhr, vorwärts. Dann wuchs das Schneetreiben zu einem Sturm an, der uns in weiße Schneewellen einhüllte. Wir machten halt, wo wir waren, denn jetzt war aller Widerstand vergebens.

Es war ein Kampf und eine Kunst, das Zelt in diesem Wetter aufzuschlagen, aber es gelang. Da es unmöglich war, irgend etwas vom Schnee zu befreien, wurde das Gepäck, so wie es war, ins Zelt hineingeworfen und wir selber saßen wie Hühner auf der Stange im Kreis herum und ließen den Sturm blasen. So ist die Situation, während ich dies schreibe. Der Föhn hat den Schnee an unsern Kleidern aufgetaut, und wir sind alle triefend naß. Der feinkörnige „Schneesand“ des Gletschers fegt durch die Säume des Zeltes herein und bedeckt uns. Wir versuchen die Sache mit Humor zu nehmen, singen amerikanische Fußballweisen, die wir von Mc Millans Grammophon gehört haben, und kochen uns dazu einen Topf Pemmikanbrei.

Nach ein paar Stunden hören die heftigen Böen, die das Zelt

fortzureißen drohten, auf, und der Wind geht in einen stetigen, beharrlichen Sturm über. Nach dem Brei legen wir uns schlafen und lassen den Sturm Sturm sein.

11 Uhr abends. Dasselbe Wetter, derselbe Wind; wir schlafen weiter.

Erwachen von neuem; aber dasselbe Wetter, derselbe Wind. Es wird also trotz aller Eile ein unfreiwilliger Ruhetag; aber während wir bisher an den Tagen, an denen wir stillagen, hungern mußten, dürfen wir dies jetzt nicht mehr, da es uns bei unserm jetzigen Zustand zu sehr schwächt. Wir kochen daher unsere vorletzte Tasse Kaffee und eine dünne Tasse Pemmikanbrei. Unser ganzer Proviant beläuft sich auf ein Pfund Pemmikan für den Mann; dabei haben wir noch mindestens 100 Kilometer bis zum Lande. Aber das Barometer steigt, und unsere Hoffnung ist jetzt eine baldige Änderung des Wetters.

Mittags 12 Uhr.

Dasselbe Wetter, derselbe Wind; aber weniger heftig, und das Schneetreiben im Abnehmen. Wir haben zwei Hunde schlachten müssen, teils um selber etwas zu essen zu haben, teils um die sieben, die noch übrig sind, damit zu füttern. Wieder kauern wir im Zelt im Kreis um den wärmenden Primus herum, der den Topf bald zum Kochen bringen wird.

3 Uhr.

Das Barometer, das ein wenig gestiegen war, fällt wieder, und das dichte Schneetreiben um uns herum hindert uns vorläufig, einen Kurs zu wählen.

1 Uhr morgens.

19. August. Dasselbe Wetter, derselbe Wind. Trotz aller Ungeduld weiterzukommen, solange wir noch ein paar Hunde haben, bleibt uns nichts anderes übrig, als Winterschlaf zu halten, wie die Bären in die Höhle zu kriechen und solange das Unwetter anhält, soviel wie möglich zu schlafen. Selbst wenn wir mit Hilfe des Windes einigermaßen den Kurs einhalten könnten, dürfen wir es doch nicht wagen, uns in das Schneetreiben hinauszubegeben, da wir nicht weit von der Randzone des Humboldtgletschers entfernt sein können. Leider haben wir weder das Talent des Bären, in unserer kühlen Höhle zu schlafen, noch seine Fähigkeit, an den Pfoten zu saugen. Daher werden wir oft von



Dr. Thorild Wulff auf dem Wege durch das Wasser.



Durch Schmelzwasserseen, die mit dünnem Eis überzogen sind.

Träumen geweckt, die in maliziöser Weise die Lage betonen. So erwachte ich nach folgendem Traum:

Ich bin in meines Vaters Pfarrhof in Lynge und stehe mit meiner Mutter im Vorratshaus, wo sich ein Fach befindet, das immer mit Kuchen gefüllt ist. Meine Mutter hat eben zwei köstliche Weihnachtskuchen gebacken und sie in das Fach gelegt; sie duften süß nach köstlichen Ingredienzien und strotzen von Rosinen und Zitronat. Die Mutter schneidet mir eine dicke Scheibe ab und sagt in ihrer freundlichen Art: „Da, mein Junge, iß soviel du kannst.“ Und gerade als ich den Leckerbissen zum Munde führe, wache ich auf, und all das alte Elend ist wieder da.

Um mich her lagen die Kameraden und schliefen. Der Wind peitschte die Schneemassen über das Zelt hin, und ein erschöpfter Hund lag in dem Schnee draußen und heulte erbärmlich.

4 Uhr morgens.

Es weht jetzt fast kein Wind mehr. Statt dessen hat es angefangen zu schneien, und unser kleines Lager ist wie in einen weißen Nebel gehüllt. Auch diesmal werde ich durch einen neckenden Traum geweckt; zur Entschädigung kochen wir Kaffee aus Kaffeesatz und verteilen auf den Mann je einen halben Roggenkeks. Der Kaffee dringt wie eine warme Welle durch unsern Körper, und mit einer Pfeife im Munde sehen wir dem Tag mit frischem Mut entgegen. Es wird schon alles in Ordnung kommen. Es ist ja unser eigener, freier Wille, der uns das Behagen und die Herrlichkeiten der Heimat hat aufgeben lassen. Aber wie werden wir alles genießen, wenn wir einmal heimkommen!

6 ½ Uhr.

Vor einer halben Stunde drang ein Sonnenstrahl durch das Zelttuch. Augenblicklich sprangen wir aus den verschiedensten Stellungen, in denen wir ruhten, auf und brachen in ein Jubelgeschrei aus. Sogleich wurde der Teekessel aufgesetzt und eine sechstel Portion, gerade ein Mund voll Pemmikan für jeden, mit einem unserer kleinen Roggenkeks verteilt. Der Horizont ringsum liegt noch im Nebel. Aber über unserm Kopf fängt der blaue Himmel an durchzublicken, und wir können hoffen, daß wir gegen Mittag Reisewetter haben. Ein frischer Klang ist wieder in den Stimmen, und wir sehen dem kommenden Tag mit froher Spannung entgegen.

Lager XIII.

800 Meter über dem Meer. Entfernung 35 Kilometer.

19. August. Dank der ausgezeichneten Bahn, die wir den ganzen Tag hatten, sind wir jetzt 35 Kilometer von unserm Sturmlager entfernt. Der Schnee war nach dem Sturm so fest, daß wir weder Schneereifen noch Schneeschuhe brauchten. Wir waren von 10 Uhr bis 8½ Uhr unterwegs. Der eine Schlitten wurde von drei, der andere von vier Hunden gezogen; die ausdauernden Tiere hielten sich vortrefflich.

Als wir uns nach den Ruhetagen, zu denen uns der Schneesturm gezwungen hatte, wieder in Bewegung setzten, waren wir anfangs sehr matt in den Knien. Aber es galt, die Mattigkeit zu verbeißen und lange Beine zu machen, namentlich weil die Wolken noch sehr drohend aussahen und ein neuer Sturm jeden Augenblick die Reise wieder unterbrechen konnte. Glücklicherweise blieb es bei der Drohung. Die Wolken trieben vor einem Sturm aus Südwesten in rasender Eile über unsere Köpfe hin; erst später am Tage verminderte sich die Eile, und der Himmel nahm ein ruhigeres Aussehen an.

Die letzten 15 Kilometer der Tagereise waren wir stark von Spalten belästigt, die anscheinend lokaler Natur waren, denn sie befanden sich alle in der Nähe eines Höhenzuges, wo das Eis offenbar infolge seiner großen, eigenen Spannung geborsten war. Sie waren indessen von ungewöhnlich heimtückischer Art, da sie vollständig mit der Oberfläche des Gletschers verschmolzen und an den meisten Stellen mit dünnen Brücken bedeckt waren, so daß es bei dem unsichtigen Wetter schwer war, sie zu sehen. Wulff wäre bei einem Haar hineingestürzt, blieb aber glücklicherweise mit den Armen hängen, so daß ich ihn fassen und wieder heraufziehen konnte. Die Spalte war oben schmal, erweiterte sich aber nach unten zu einem bodenlosen Schlund. Nach diesem Schreck seilten wir uns an und setzten den Marsch ohne weitere Hindernisse fort.

Wieder haben wir einen Hund schlachten müssen.

Schon zu Beginn der Tagereise hatten wir im Nordwesten Land in Sicht — wahrscheinlich Kap Forbes und seine westliche Fortsetzung. Gegen 3½ Uhr taucht noch mehr Land auf, und wir glauben Kap Webster zu erkennen. Das Land sah von hier oben aus wie eine Menge kleiner Seen in einem gefrorenen Meer.

20. August. Es war 1 Uhr, als wir zur Ruhe gingen; schon um 7 Uhr mußten wir wieder heraus, um unsere letzte Tasse Kaffee und unsere vorletzte Portion Pemmikanbrei zu kochen. Niemand, der nicht schon gehungert hat, kann sich einen Begriff davon machen, wie wunderbar richtiges Essen unter solchen Umständen schmeckt. Die kleinen Roggenkeks, die wir in den letzten Tagen nur als Zucker zu Kaffee und Tee benutzt haben, bekommen jetzt ein Aroma und einen Wohlgeschmack, den man gar nicht beachtet, wenn man in guten Ernährungsverhältnissen ist, und die Hafergrütze, die wir während der Überwinterung häufig mit Verachtung ansahen, wirkt jetzt geradezu wie eine Liebkosung. Wir sind uns einig, daß wir für den Rest unseres Lebens glücklich sein würden, wenn wir nur immer Hafergrütze zu essen hätten.

Das Wetter war noch immer nicht zur Ruhe gekommen, aber da die Sonne um 11 Uhr durchbricht, machen wir uns auf. Den ganzen Tag geht es über Glatteis, auf dem eine Schicht Neuschnee liegt; die Bahn ist so glatt, daß wir oft fallen, und auch die Hunde können trotz der Kamiker nur schwer festen Fuß fassen. Wir passieren einzelne schmale Spalten und eine Menge ausgetrockneter Seebecken und Flußläufe. Der erste große Flußlauf wurde 16 Kilometer von unserm vorigen Lager entfernt in der Höhe von 750 Meter überschritten. Überall auf unserm heutigen Weg haben wir den Eindruck, als sei das Inlandeis einem sehr starken Schmelzprozeß unterworfen gewesen; die Oberfläche besteht aus lauter kleinen, feinen Körnern, die den Hunden Schmerzen bereiten. Der Weg geht über ebenes Gelände, das sich im Westen ganz schwach nach der Peabodybai hinabsenkt, wohin alle Flüsse ihren Lauf nehmen.

Lager XIV.

600 Meter über dem Meer. Entfernung 30 Kilometer.

Der Himmel droht beständig mit Föhnwolken. Die Minimaltemperatur war im Laufe der Nacht 5 Grad unter Null, während wir vormittags 1 Grad über Null haben. Ein Ring legt sich um die Sonne und sticht uns mit seinen Nebensonnen blendend in die Augen. Es ist ein schöner Anblick, aber unsere Gedanken beschäftigen sich nur mit seiner schlechten meteorologischen Vorbedeutung.

Heute fuhren wir mit zwei Schlitten, jeder mit drei Hunden bespannt. Wenn wir auch selbst ordentlich mithelfen müssen, so sind die Hunde doch eine sehr schätzbare Unterstützung. Wir waren auf der heutigen Fahrt gut vorwärtsgekommen, und schon um 7 Uhr konnten wir unser Lager mit der Aussicht auf die Peabodybai aufschlagen, die fast ganz mit Eis bedeckt ist und nur einzelne offene Stellen zeigt. Wir befinden uns wahrscheinlich 25 Kilometer vom Gletscherrand entfernt; Washingtonland ist fast auf der ganzen Tagereise sichtbar gewesen.

Wieder muß ein Hund geschlachtet werden. Es war der beste Hund, den wir bisher verspeist haben. Aber nichtsdestoweniger überfiel mich bei der Mahlzeit plötzlich ein Übelkeitsgefühl, so daß ich trotz meines Hungers nicht imstande war, weiter zu essen.

Nach unserm Besteck sollten wir noch ungefähr 30 Kilometer bis zu dem Lande bei Kap Agassiz haben. „Dem großen Lande ohne Berge", wie es die Eskimos nennen. Hier wird unser Elend hoffentlich ein Ende haben. Man denke nur: Talg, Fett und duftendes Renntierfleisch und wohl auch leckere Herbsthasen!

Lager XV.

600 Meter über dem Meer. Entfernung 12 Kilometer.

21. August. Der Tag beginnt damit, daß wir die letzte Portion Pemmikanbrei kochen, den wir sehr dünn bereiten müssen, damit er einmal herum reicht. Aber wie dünn er auch sein mag, er legt sich doch wie Watte um die Därme und erfrischt uns mit seinem gediegenen Geschmack. Gleichzeitig werden die letzten Roggenkeks verteilt, vier auf den Mann. Wenn nur das Wetter sich jetzt hält, sieht es für uns noch nicht so schlimm aus, denn wir haben noch fünf Hunde, und diese Hunde müssen als Proviant genügen, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse unsern Abstieg auf das Land verzögern. Das Wetter verspricht nichts Gutes. Wir haben eine Temperatur von 3 Grad über Null, was auf dem Inlandeis niemals ein gutes Zeichen ist; außerdem segeln die Wolken, von einem Südweststurm getrieben, drohend heran. Wir lassen alles Überflüssige wie Schneereifen und Schneeschuhe zurück und eilen nur vorwärts.

Der Gletscher ist fest und schneefrei; er besteht aus kleinen, feinen Nadeln, die uns und den Hunden Schmerzen bereiten. Da

die Tiere allmählich die Handschuhe durchgescheuert haben, müssen wir ihnen Stücke von einem alten Handtuch um die Pfoten wickeln.

Land voraus!

Um 1 ¼ Uhr erleben wir das große Ereignis des Tages und der Reise: Land voraus! Unwillkürlich begrüßen wir alle die Küste mit lauten Freudenrufen. Die unheimliche Spannung der Reise scheint zu Ende. Die Expedition ist wieder auf der sicheren Seite, und man sieht nach dem Todesmarsch der letzten Tage ein glückliches Ende.

Was tut es, daß unsere Freude sehr rasch durch unsichtiges Wetter und strömenden Regen unterbrochen wird; wir haben jetzt das Land gesehen und wissen, daß wir die Kräfte haben, es zu erreichen. Um 4 Uhr nachmittags schlagen wir das Zelt auf, und wieder muß ein Hund geschlachtet werden. Das alles erscheint uns nur als eine Geduldsprobe; vor uns liegt ja das Land, wo Menschen wohnen, das gesegnete Renntierland!

4 Uhr morgens.

Ein reißender Flußlauf durchbricht plötzlich die Eisdecke neben unserm Zelt schäumend und brausend in einer Breite von 30 Meter. Wir stürzen heraus in dem Glauben, daß wir selber mit weggespült werden. Aber glücklicherweise ist es nichts als ein Kraftausbruch, der rasch von selbst wieder in sich zusammenfällt.

Es hat die ganze Nacht stark geregnet; jetzt ist eine Pause in den Regenschauern eingetreten. Wir wollen versuchen, die Reise fortzusetzen.

Lager XVI.

620 Meter über dem Meere. Entfernung 20 Kilometer.

22. August. Der Regen und das andauernd milde Wetter scheinen uns mit Unglück zu bedrohen. In allen Senkungen sind große und tiefe Flüsse aufgetaucht und verursachen uns die allergrößten Schwierigkeiten. Diese stark strömenden, breiten Gletscherflüsse sind wohl überhaupt das Gefährlichste, dem ein Gletscherreisender ausgesetzt ist. Denn gleitet man beim Durchqueren aus oder verliert man den Halt bei einem Sprung, so wird man auf dem blanken, glattgeschliffenen Boden unweigerlich mit fortgerissen und wird rettungslos mitgeführt, bis der Fluß einen ins Meer ausspeit.

Namentlich drei große, wasserreiche Flußläufe kosteten uns viel Mühe, da der Strom sich an mehreren Stellen in acht Flüsse teilte. Wo es sich tun ließ, bildeten wir Brücken aus den Schlitten und erlebten bei diesen Übergängen die spannendsten Augenblicke, namentlich wenn die Sammlungen hinübergebracht werden sollten. Sie mußten meistens von dem einen Ufer zu dem andern geworfen werden. Und da heißt es, auf der einen Seite sicher werfen und auf dem andern Ufer mit der gleichen Sicherheit auffangen. Ein kleiner Fehlgriff mit der Hand, ein Fehltritt mit dem Fuß, und rettungslos wären die Früchte all unseres Fleißes und all unserer Mühen in den letzten fünf Monaten verloren gewesen.

Nach zwölf anstrengenden Stunden, in denen wir einen Zickzackkurs einschlagen und oft große Umwege machen mußten, hatten wir uns 20 Kilometer von unserm letzten Lager entfernt und hätten jetzt eigentlich unten auf dem Lande sein sollen, wenn wir nur den Tag über einen geraden Kurs hätten einhalten können. Auf einem trocknen Höhenrücken hielten wir kurze Rast mit der Absicht, nach einer Stunde weiterzuziehen. Aber leider stellte sich heraus, daß Dr. Wulff an diesem Tage nicht mehr konnte. Schon den ganzen Tag hatte er sich matt gefühlt und hatte schlecht ausgesehen. Doch hoffe ich, daß eine Ruhe von ein paar Stunden und etwas Hundefleisch ihn befähigen werden, den Marsch fortzusetzen; denn wir haben nur noch drei magere Hunde, und niemand kann wissen, welche Hindernisse die Flüsse oder der Abstieg auf das Land uns noch in den Weg legen werden. Wir sehen der Lage fest ins Auge, ohne sie zu beschönigen. Die geringste Anstrengung mit dem Schlitten macht uns schwindlig und läßt uns in die Knie sinken, und alle plötzlichen Anstrengungen lassen das Blut ganz aus dem Gehirn zurücktreten.

Der Nebel hat sich wieder über das Land gesenkt, in das wir hinab wollen, so daß wir im Augenblick nicht wissen, wo wir sind. Den ganzen Tag wateten wir im Wasser und haben daher nasse, kalte Füße. Eine Menge kleiner Seen haben sich auf der Oberfläche des Gletschers gebildet, ihr Grund besteht aus lauter scharfen schmerzenden Firnkörnern. Ein kleiner Krabbentaucher kommt munter auf einem schäumenden Fluß vom Inlandeis daher geschwommen und ist offenbar ganz vergnügt über die Rutschbahn, die er nach dem Meer hinab gefunden hat. Auch zwei Eismöwen

haben wir gesehen. Wieder müssen wir einen Hund schlachten und verzehren ihn mit gutem Appetit, ohne daß wir in dem stillen, milden Wetter das Zelt aufschlagen.

8 Uhr vormittags.

Um unser Gepäck zu erleichtern, haben wir vor ein paar Tagen alle Unterlagen weggeworfen und um nicht auf dem blanken Gletscher zu liegen, breiten wir das Zelt aus und legen uns darauf. Während der Nacht hat ein dichter Nebel die ganze Umgebung unsern Blicken entzogen. Er liegt noch fest, und obwohl wir außerstande sind, uns zu orientieren, müssen wir doch sehen, weiterzukommen. Ein großer, stark brausender Fluß ist vor uns erkennbar; dorthin richten wir vorläufig unsere Schritte.

2 ½ Uhr nachmittags.

Der Gletscherfluß, der sich als ein weißschäumender Eisfluß von 60 Meter Breite erwies, hätte uns beinahe alle Hoffnung geraubt; denn er war an der Stelle, wo wir ihn erreichten, so tief, daß keine Möglichkeit war, ihn zu durchwaten. Nach einer langen Rekognoszierung gelang es mir, eine Stelle zu finden, wo das Wasser nur bis zu den Hüften ging, und da die Strömung hier schwächer zu sein schien, machten wir einen Versuch. Er gelang. Nach ein paar Stunden waren alle unsere Sammlungen, Instrumente und Tagebücher auf dem andern Ufer in Sicherheit.

Dieses Bad mit seinen Anstrengungen und Aufregungen hatte uns so stark angegriffen, daß wir uns wieder eine Mahlzeit bereiteten; zu diesem Zweck mußten wir den dritten Hund schlachten. Der gestern geschlachtete hatte für uns sechs Mann und für die drei Hunde nur eine kümmerliche Mahlzeit abgegeben. Der Nebel, der uns den ganzen Tag feucht und dicht umgeben hatte, scheint sich jetzt zu heben. Die Sonne ist im Begriff durchzubrechen, und eine wohltuende Wärme durchströmt allmählich unsere Glieder, die in dem nassen Zeug eiskalt geworden sind. Wir versuchen den Kurs gerade auf das Land im Südwesten zu richten.

Lager XVII.

525 Meter über dem Meer. Entfernung 15 Kilometer.

Nach einer Tagereise von 13 Stunden mußten wir an einem großen Fluß haltmachen, da uns die Kräfte fehlten, ihn zu überschreiten. Verhältnismäßig rasch nach dem Aufbruch von unserer

gestrigen Abkochstelle bekamen wir Land in Sicht. Unser Kurs ist richtig; wir können kaum noch 20 Kilometer zurückzulegen haben. Aber ein mächtiges Netz von Flüssen trennt uns vorläufig noch von Land. Gestern gegen 8 Uhr mußten wir einen etwa 40 Meter breiten, tiefen Fluß durchwaten, dessen Wasser bis an den Leib reichte; das kalte Wasser raubte uns die Kräfte, namentlich in den Kniemuskeln. — Wir mußten jetzt den Schlitten selber ziehen. Abends wird wieder ein Hund geschlachtet, da wir es vorziehen, sein Fleisch auf dem Schlitten zu transportieren; jetzt ist nur noch einer übrig.

Lager XVIII.

430 Meter über dem Meer. Entfernung etwa 10 Kilometer.

23. August. Der Fluß, vor dem wir gestern erlahmten, ließ sich überraschend gut überschreiten. Nur der Nebel scheint nicht weichen zu wollen. Aber wir hoffen, unsere Richtung ist die rechte. Eine Menge kleiner Flüsse werden abwechselnd unter Regen oder Tauschnee überschritten.

Um 5 Uhr nachmittags, mitten in dem Nebel und der Hoffnungslosigkeit, erscheint das erste Lebenszeichen vom Lande. Eine kleine Fliege schwirrt mitten im Eis summend an uns vorbei! Sie wirkt auf uns wie das Ölblatt in der Arche Noah, und dieses belebende Ereignis ist ein guter Schrittmacher.

Wir folgen einem Abhang, der nach einer dunkeln Nebelbank führt, die den Eindruck von Land macht. Rasch kamen wir vorwärts, bis wir zu einem großen, sehr schönen Gletschersee gelangen, in den sich ein Fluß ergießt, der einen tiefen Cañon in den Gletscher gegraben hat. Der See hat wunderbare Farben, grün am Ufer und dunkelblau in der Mitte; am Ufer liegen große, mannshohe Eisblöcke. Der Übergang über diesen Fluß erforderte unsere letzte Kraft. Gleichzeitig wurde der Nebel so dicht, daß wir es nicht wagten, den Marsch weiter fortzusetzen. Der Schnee fällt dicht, und wir müssen im Zelt Schutz suchen. Unsere nasse Kleidung wirkt wie ein kalter Umschlag um unsere Leiber, aber wir sind glücklicherweise so müde, daß wir rasch in Schlaf fallen. Der Gletscher ist während der ganzen Tagereise sehr porös gewesen und wies scharfe Eiskristalle auf und tiefe, runde Kryokonitlöcher, die von kosmischem Staub herrühren.

Der letzte Tag auf dem Inlandeis.

24. August, 12 Uhr mittags. In der Nacht lag ich eine Zeitlang wach, um das Wetter zu beobachten. Sobald es sich nur ein wenig aufklärt, müssen wir weiter, um uns auf das Land hinab zu retten.

Wulffs zunehmende Erschöpfung macht uns viel Kummer; wenn wir nach einer Rast drei Stunden gegangen sind, legt er sich hin und erklärt, daß er nicht mehr kann. Wir machen halt und kochen ihm eine Tasse starken Tee; dadurch belebt, marschiert er wieder mit gutem Humor weiter. Aber er ist mager wie ein Skelett, und seine Augen bekommen einen immer matteren Ausdruck. Solange wir die kleinen Portionen von Pemmikan hatten, hielt er sich verblüffend gut aufrecht und war fast immer unter den Vordersten. Das Hundefleisch dagegen kann er scheinbar durchaus nicht vertragen und trotz unseres Protestes gibt er den größten Teil seiner Rationen weg. Wir andern können wohl noch einige Tage aushalten. Wenn wir nur sichtiges Wetter bekommen! Wir sind ja tatsächlich ganz dicht bei dem Lande.

Nach kurzem, erfrischendem Schlaf fahre ich auf, um nach dem Wetter zu sehen — ich brauche nur das Auge unserm durchlöcherten Zelt zu nähern —; aber jedesmal sehe ich nur denselben dichten Nebel und Tauschnee; ringsumher ertönt nur das unheimliche Brausen der Flüsse.

Schließlich bekommt die Müdigkeit die Oberhand über meine Wachsamkeit, und ich falle in einen guten, festen Schlaf, dessen Träume mich, wie immer in dieser Zeit, aus dem Ernst des Augenblicks herausführen und mir die Wünsche vorzaubern, die mich allein vor der drohenden Erschöpfung aufrecht halten können. Als ich erwache, ist schönes Wetter; der Nebel hat sich gelegt, der Himmel scheint sich aufzuklären. Sogleich wecke ich die Kameraden und koche eine Tasse Tee; dann brechen wir um 9 ½ Uhr vormittags auf. So gut wir können, eilen wir vorwärts mit unserm Schlitten und unserm Gepäck, und schon nach einer guten Stunde haben wir Aussicht über das Land, auf das wir zusteuern. Wir halten den Kurs gerade darauf los; viele Einzelheiten sind jetzt sichtbar, und es kann nicht mehr weit bis dahin sein, vielleicht noch eine gute Meile. Das ist ja keine Entfernung.

Wenn uns nur die großen Flüsse keine ernsthaften Hindernisse in den Weg legen! Will es das Unglück, so können noch mehrere Tage vergehen; wenn wir Glück haben und keine Schwierigkeiten beim Abstieg finden, wird es nur ein paar Stunden dauern.

Die Spannung ist aufs höchste gestiegen. Jede Erhöhung auf dem Gletscher, die wir überschreiten, gibt uns eine immer sicherere Übersicht über das Land. Aber dann wälzt sich der Nebel wieder vom westlichen Horizont heran, und nach einigen Minuten ist das Land, auf das wir zueilen, vollständig verdeckt und in grauen Nebelbänken verschwunden.

Wieder müssen wir haltmachen und untätig auf dem Schlitten sitzen, hungrig wie Wölfe. Was nützt es, daß wir im strahlenden Sonnenschein dasitzen, wenn uns die Aussicht nach vorn geraubt ist! Ich überdenke die Lage und beschließe, den letzten Hund zu schlachten. Denn wenn wir vollständig von Kräften kommen, werden wir zur Jagd unfähig sein, wenn wir das Land erreichen; lieber alles auf eine Karte setzen und das arme Tier verzehren. Nun haben wir noch eine Tube Glyzerin übrig.

3 Uhr nachmittags.

Der arme Hund ist verzehrt! Trotzdem das wenige Fleisch an ihm schleimig und zähe war, schmeckte es uns wie Mastkalb.

Da der Nebel immer noch wie eine Mauer vor uns liegt und das Land verdeckt, sende ich Ajako auf eine Erkundung aus. Es besteht nicht viel Hoffnung, daß er bei diesem Wetter viel Erfolg haben wird, aber da er immer wieder gezeigt hat, daß er nie den Mut verliert und bisweilen das Unglaubliche, für andere Unmögliche leistet, setze ich doch mein ganzes Vertrauen auf ihn. Erfrischt von dem Hundefleisch, geht er rasch bergab, und seine junge, sehnige Gestalt verschwindet bald im Nebel. Unser Leben hängt von dem Erfolg ab, den er haben wird, darum ist die Wartezeit fast unerträglich. Findet er den Weg hinab und sind die Abstiegsverhältnisse günstig, so sind wir gerettet. Trifft er dagegen einen steilen Absturz, der uns wieder auf das Inlandeis mit seinen vielen großen Flußläufen hinauftreibt, so wird die Lage sehr kritisch; denn alles Eßbare, das wir besitzen, besteht aus einigen Lederriemen und der Tube Glyzerin.

7 Uhr nachmittags.

A u f L a n d ! Der Nahrung, dem Leben zurückgegeben! Der

fürchterlichen Umarmung des Inlandeises entschlüpft! Die Expedition und alle ihre Resultate in Sicherheit! Nur wer die Spannung der letzten Tage mit durchlebt hat, kann die Gefühle verstehen, die uns durchströmen! Ajakos Erkundung nahm folgenden Verlauf:



Harald Moltke nach Skizze von Koch.

Die Abstiegstelle.

Nach mehrstündiger Abwesenheit tauchte seine Gestalt aus dem Nebel auf. Schon aus weiter Entfernung konnten wir aus seinem Gang und seinen Armbewegungen ersehen, daß er gute Nachrichten brachte. Er war außer sich vor Freude! Nicht nur daß er einen Abstieg zum Land gefunden hatte, er war auch selbst auf dem Lande gewesen, hatte einen Hasen gesehen und Spuren von Renntieren gefunden. Wir empfingen ihn mit lauten Jubelrufen;

einen Augenblick später waren wir auf dem Weg abwärts durch den Nebel.

Der Abstieg war steil, und wir mußten die Schlitten mit Riemen, die unter den Kufen festgespannt waren, bremsen. Aber nach einer kühnen Abfahrt landeten wir an einer steilen Klippe, zu der eine kleine, schmale Gletscherzunge wie eine Brücke hinüberführte. Meilenweit sahen wir auf beiden Seiten den Steilrand des Inlandeises; halb blind vom Eis hatten wir die einzige Stelle gefunden, wo eine Landung möglich war. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Glückes und der Befreiung schwangen wir uns alle auf das Land; bald danach war das Gepäck in Sicherheit.

Nur der Schlitten steht jetzt auf dem Inlandeis, das Vorderende gegen die Felswand gerichtet; wie er dort einsam und verlassen dasteht, wirkt er in der Landschaft wie ein gestrandetes Schiff.

Wir haben noch einen Teelöffel voll Tee; rasch wird ein Kessel voll Wasser gekocht. In unserm kleinen Lager herrscht eine lebhafte Stimmung, denn in einer halben Stunde sollen alle Jäger auf die Jagd.

Die Lage wird erörtert.

Zunächst halten wir eine Beratung, wie wir es in ernsten Situationen gleich der gegenwärtigen immer zu tun pflegen. Wohl sind wir alle einig, daß die Ankunft auf Land unsere Rettung bedeutet. Denn in demselben Land, auf das wir jetzt unsern Fuß setzen, pflegen die Bewohner von Etah jeden Herbst Renntiere und Hasen zu jagen. Aber andererseits sind wir uns auch darüber klar, daß die 250 Kilometer, die wir noch bis Etah haben, eine recht bedeutende Entfernung darstellen für Menschen, die so erschöpft sind wie wir.

Dr. Wulff erklärt sofort, daß er nicht gleich weitermarschieren könne. Koch meint ebenfalls, daß er ohne ein paar Tage Ruhe die lange Wanderung nicht durchführen könne. Aber verschiedene Umstände machen es auf der andern Seite notwendig, daß wir möglichst rasch zu Menschen kommen. Erstens haben wir nicht mehr Munition genug für einen längeren Aufenthalt hier, und zweitens sind unsere Kleider von dem vielen Wasser so verdorben, daß unser Leben gefährdet ist, wenn wir nicht in Verbindung mit Menschen kommen, ehe die erste Herbstkälte eintritt.

Wir kommen daher überein, daß Ajako und ich nach Etah aufbrechen sollen, um Entsatz zu holen; wir meinen beide, daß wir imstande sind, uns diese lange Wanderung ohne vorhergehende Rast zuzumuten. — Harrigan und der Bootsmann bleiben zurück, um für Wulff und Koch zu jagen, die nicht mehr die Kräfte haben, selber nach Wild umherzustreifen.

Ajako und ich berechnen, daß wir in dem steinigen, zerklüfteten Land, das von einer Menge großer Flüsse durchschnitten wird, die Reise kaum unter acht Tagen machen können, da wir die Möglichkeit schlechten Wetters in Betracht ziehen müssen. Dann müssen die Hilfsschlitten ausgerüstet werden, was jedenfalls einen vollen Tag in Anspruch nimmt. Die Schlittenausrüstungen sind in dieser Jahreszeit noch nicht gebrauchsfertig, und die Vorbereitungen werden daher einige Zeit dauern, so daß die Hilfsschlitten kaum vor Ablauf von 12 bis 14 Tagen ankommen können.

Keiner von uns hielt es für ratsam, hier an dieser Stelle so lange zu bleiben. Die Umgebung würde rasch von Wild entblößt sein; daher wird es das beste sein, das Lager in kleinen Tagemärschen näher nach Etah hin zu verlegen. Auch aus andern Gründen ist dieses Vorgehen wünschenswert.

Ajako und ich müssen damit rechnen, daß wir beim Zusammentreffen mit Menschen so vollkommen erschöpft sind, daß keiner von uns die Kraft haben wird, mit den Hilfsschlitten zusammen umzukehren; diese werden das Lager der Kameraden in dieser Moränenlandschaft, die voller Seen und Hügel ist und wo ein Ort dem andern völlig gleicht, nur sehr schwierig finden können. Es muß daher ein Ort verabredet werden, wo diejenigen, die der Entsatz erreichen soll, ohne Zeitverlust gefunden werden können. Hier in der nächsten Umgebung ist es unmöglich, eine solche Stelle auszumachen; dagegen befindet sich hinter Kap Russell in der unmittelbaren Nähe des Inlandeises ein großer See, den Harrigan von früheren Renntierjagden her kennt und der auch allen Bewohnern von Etah bekannt ist. Dorthin sollen sich die Kameraden in kleinen Tagemärschen begeben. Erreichen sie den Ort nicht zu der Zeit, in der die Hilfsschlitten zu erwarten sind, so können die beiden Grönländer leicht vorausgesandt werden, und die Verbindung mit der Entsatzmannschaft wird sich dann leicht herstellen lassen.

Im übrigen rate ich den Kameraden davon ab, eine zu lange

Rast zu halten; denn wenn man es in unserm ermatteten Zustand plötzlich unterläßt, den Körper in Bewegung zu halten, wird sich die Müdigkeit mit all ihren Schmerzen doppelt so stark melden, sobald man die Reise wieder fortsetzen muß. Die Munition wird folgendermaßen verteilt: Dr. Wulffs Abteilung erhält 80 Schrotpatronen und 40 Gewehrpatronen, was man für die Wartezeit als reichlich bezeichnen kann, ich selbst nehme eine Winchesterflinte mit 30 Patronen mit. Sobald alle Einzelheiten verabredet sind, gehen alle drei Eskimos unverzüglich auf die Jagd, während wir das Gepäck in Ordnung bringen.

Früh am Morgen des 25. August gehe ich in die Berge, um nach den Jägern auszuspähen. Eine Strecke weit im Lande treffe ich Ajako mit der ersten Jagdbeute von fünf Hasen. Die kommenden Tage erscheinen uns wieder in einem helleren Licht. Wenn nur Ajakos und meine Kräfte ausreichen, um möglichst rasch in Verbindung mit Menschen zu kommen und Hilfe für die Kameraden herbeizuschaffen!

Seit unserer Ankunft hat dichter Nebel über dem Land gelegen, aber gegen 6 Uhr nachmittags klart der Himmel etwas auf. Um sogleich die Möglichkeit auszunützen, einen Überblick über das Land zu gewinnen, das weder Ajako noch ich kennen, brechen wir auf und beginnen die Wanderung. Wir nehmen nur das Allernotwendigste mit, unsere Kamiker, meine Tagebücher, sonst nichts.

Der Abschied von den Kameraden vollzieht sich in bester Stimmung nach einem Festmahl von frisch erlegten Hasen. Das Lager auf der steilen Klippe erscheint uns wie ein Märchen; wie ein gefrorenes Meer wälzt sich der Gletscher heran, und wir selber springen auf den Steinen umher gleich Schiffbrüchigen, die eben ans Land verschlagen sind. Dr. Wulff hat sich ein behagliches, kleines Lager in einer moosbedeckten Mulde bereitet und winkt uns lächelnd ein „Lebewohl“ zu, wobei er ruft: „Vergiß nur nicht Pfannkuchen mit den Hilfsschlitten zu senden!“

Harrigan und der Bootsmann sind noch nicht von ihrer Jagd zurückgekommen; ihre lange Abwesenheit ist nicht nur ein treffliches Zeugnis ihrer zähen Ausdauer, sondern gibt uns auch neue Hoffnung, daß es ihnen geglückt ist, ein Renntier zu erlegen. Renntiertalg ist das, was wir am nötigsten brauchen.

Zwölftes Kapitel.

Auf dem Wege nach Entsatz.

Erster Tag.

25.—26. August. Aufgelegt und in bester Stimmung beginnen Ajako und ich unsere Wanderung. Es ist ein wohltuendes Gefühl, das befreiend und belebend wirkt, durch dieses große Land zu wandern, das von Leben überquillt; so erscheint es uns jedenfalls nach der Wüstenwanderung vieler Monate. Überall sprießt ein Blumenreichtum aus der Erde hervor, den man nicht müde wird zu genießen. Namentlich jetzt, da der Herbst allem seine frischen, starken Farben erteilte. Am meisten imponiert mir die Kraft, mit der sich hier die Polarweide entwickelt hat. Die großen, scharfgeschnittenen Blätter liegen überall zu unsern Füßen, bald wie wilder Wein in rötlichen Farben flammend, bald ockergelb leuchtend zwischen dunkelrotem Steinbrech und grünem Heidekraut. Auch das Heidelbeerkraut, das leider keine Beeren trägt, hat leuchtend rote Blätter.

Das Leben hat für diesen Sommer seinen Höhepunkt erreicht, und der Herbst alles in Festkleidung gehüllt. Die Kühle hat sich vor der Kälte gemeldet, die Farben vor dem Schnee, ein letztes Aufflackern vor dem Winterschlaf.

Überall gehen wir auf dickem, weichem Moos an den kleinen bergumkränzten Seen entlang, die uns wie schwarze, tiefe Augen entgegenblicken. Fast mit jedem Kilometer kommen wir zu neuen Seen, die uns leider oft zu langen, beschwerlichen Umwegen zwingen. Wie sehr wir auch eilen mögen, der Weg geht in großen Biegungen und Windungen ununterbrochen auf und ab, durch schöne, wilde, aber äußerst ermüdende Schluchten.

Im Nordwesten haben wir all die kleinen Inseln der Peabodybai

in der dem Humboldtgletscher zugewandten Ecke. Hier hängt der Nebel noch dicht. Die vielen, vom Gletscher und vom Land herabströmenden Flüsse haben das Eis an der Küste fortgespült, und zum erstenmal blicken wir über ein Stück wirklich offenes Wasser hin. Es ist vollkommen windstill, und nur die Drift der Eisschollen im Strom schafft ein wenig Bewegung in der mächtigen Landschaft, die der aufsteigende Nebel allmählich unsern Blicken verhüllt. Die vielen kleinen Gewässer und Seen und die Landschaft tief unten an der Schlucht gewähren ein idyllisches Bild, und Ajako und ich sind uns einig darin, daß es schön sein müßte, hier einmal zu überwintern. Im Grunde der Advancebai finden sich auch Reste alter Überwinterungshäuser.

Das Meer wimmelt von Seehunden; der Bär beginnt seine Wanderung, sobald das Eis fest ist, und überall in den Seen muß es Lachse geben. Die Renntiere traben umher, und Hasen scheint es auch eine Menge zu geben; sie springen vor uns auf und flüchten vor Verwirrung hastig hinter den nächsten Berg, ohne zu wissen, daß wir ihnen vorläufig nichts tun. Da hier genug Wild zu sein scheint, haben wir beschlossen, erst am Abend zu jagen, wenn der Tagemarsch zu Ende ist. Wir sind so entkräftet, daß selbst die geringste Last uns beschwert.

Von einem Berggipfel haben wir Aussicht über den Humboldtgletscher. Er erstreckt sich ganz ohne Spalten nach Norden. Nur die vielen Flüsse, die wir passieren mußten, graben tiefe Furchen in seine Oberfläche. Man hört das gewaltige Getöse der vielen Wasserläufe, sobald man darauf horcht; gut, daß wir jetzt auf Land sind. Der Gletscher zeigt so gut wie keine Bewegung, und nur kleine niedrige Sikussaqstücke schwimmen in der Bucht, deren Eis teilweise nicht aufgebrochen ist.

Gegen Mitternacht passieren wir einen großen, länglichen See mit einem ungewöhnlich mächtigen Zufluß. Lange folgen wir dem Flusse, um einen Übergang zu finden; da er aber überall sehr reißend ist und stark schäumt, müssen wir uns entschließen, ihn zu durchwaten. Ich gleite auf einem glatten Stein aus, falle und werde triefend naß. Es ist nicht gerade behaglich für jemand, der in dem nassen Zeug im Freien liegen muß, ohne etwas über sich zu haben! Aber was tut's! Der Körper, ein gesunder Körper, ist ein geduldiges Werkzeug.

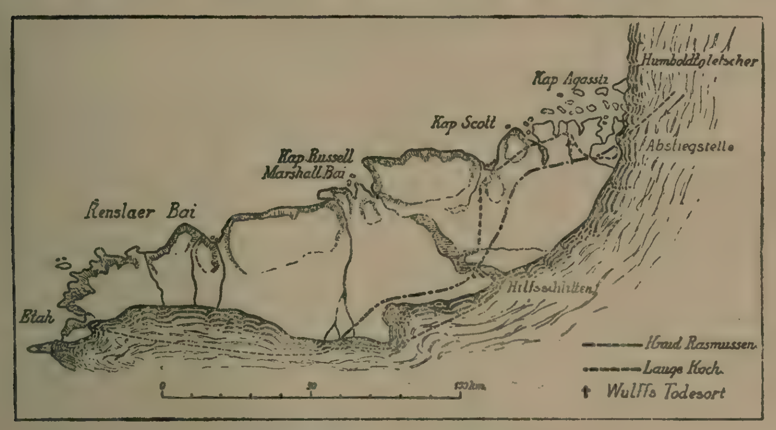


Ein geduldiges Opfer des Photographen.



Die Moschusochsen nähern sich langsam und furchtlos.

Gegen Morgen erreichten wir die Hochfläche hinter Kap Scott. Etwas vorher müssen wir einen Fluß durchwaten. Sobald wir ihn überschritten haben, ändert die Landschaft ihren Charakter. Sie wird öder, steiniger. Auf einmal sind alle Hasen wie in die Erde gesunken. Um 7 Uhr morgens machen wir nach einer dreistündigen Wanderung halt und kochen einen Hasen, den wir unterwegs geschossen haben. Dann rekognoszieren wir, um, bevor der Nebel kommt, klar über die Richtung zu sein, die wir einschlagen müssen. Wir befinden uns jetzt auf einer gleichförmigen Hochebene ohne die vielen Schluchten und Seen, die wir tagsüber gesehen



Der Weg zum Entsatz.

hatten. Das verspricht für den Morgen ein wesentlich rascheres Weiterkommen.

Mittags um 11 Uhr legen wir uns jeder unter einen Stein, um einen kleinen Schlaf zu tun, ehe wir wieder ans Werk gehen.

Zweiter Tag.

26.—27. August. Schon um 3 Uhr wachen wir auf, und da der Himmel wieder drohend aussieht, halten wir es für das beste, möglichst rasch nach besseren Jagdgebieten zu eilen.

Am Anfang der Tagereise hat die Hochebene einen freundlichen Charakter, mit Grasflächen und kleinen Seen. An vielen Stellen sehen wir frische Renntierspuren, und wir hoffen beständig, daß das Glück uns lächelt und wir ein Tier erlegen. Dann würden

wir uns eine kleine Rast gönnen können und Zeit gewinnen, unsere nassen Kleider zu trocknen. Aber als der Abend sich nähert, kommt der heimtückische Nebel wieder von Nordwesten heran, und gleichzeitig wird die Landschaft öder. Schließlich hören die Grasflächen ganz auf, und wir schreiten nur über nackte, scharfe Steine.

In der Nacht gelangen wir an einen großen See, der an das Inlandeis grenzt. Das alte Wintereis liegt noch darauf, und nur an dem einen Ufer hat ein Fluß, der aus dem See herausfließt und mächtig weißschäumend über gewaltige Steine hinfließt, eine Rinne geöffnet. Das sah nicht einladend aus — der Anblick wirkte wie ein Griff an die Kehle. Sollte ich jetzt abermals fallen? Das Wetter war feucht und neblig, und ich war von Hunger ermattet.

Aber was am schlimmsten aussieht, geht gewöhnlich am leichtesten. Ohne unnützes Zaudern faßten Ajako und ich uns an den Händen, und so einander stützend stiegen wir ins Wasser. Wir wurden tüchtig naß. Aber keiner von uns glitt aus und fiel. Dieser Erfolg belebte und kräftigte uns wie eine Mahlzeit.

Auf der andern Seite des Gletschersees kamen wir in eine vollkommene Steinwüste, die aus lauter kleinen, lockeren Moränensteinen bestand. Viele größere und kleinere Seen erfüllten die Landschaft, die so gut wie ohne Pflanzenwuchs war, und oft sahen wir uns gezwungen, große Umwege einzuschlagen. Noch ein Fluß war zu durchwaten; wir sind jetzt gut in der Übung, und nasse Füße haben wir die letzten zwei, drei Monate lang gehabt.

Dritter Tag.

27.—28. August. Heute versuchten wir zu schlafen, so gut es ging. Wie gewöhnlich jeder unter seinem Stein. Aber es war fast zu kalt in der nassen Kleidung, die noch dazu vom Rauhreif bedeckt wurde, so daß wir am ganzen Körper weiß waren.

So oft ich einnickte, träumte ich von zu Hause. Solche Träume, die während des Schlafes schön und angenehm sind, lähmen beim Erwachen in ganz eigentümlicher Weise. Sobald man aufsteht, kommt einem die Umgebung immer doppelt rauh und hoffnungslos vor. Auf der andern Seite erwecken sie auch ein so lebendiges Gefühl davon, was man denen schuldet, die auf unsere Rückkehr

warten, daß man unwillkürlich die Zähne zusammenbeißt und dem Unglück Trotz bietet, das unsere Kräfte aufreibt.

Gegen 7 Uhr hob sich der Nebel ein wenig. Sogleich sind wir wieder auf den Beinen und eilen aufwärts nach Stellen, wo wir etwas Nahrung finden können. Ein zäher Wille, auszuhalten, macht uns beide stark. Obgleich wir bald zwei Tage nichts zu essen gehabt haben, fühlen wir doch keine Müdigkeit.

So oft wir eine tiefe Schlucht passieren, spähen wir vergebens nach einem kleinen weißen Fleck, einem Hasen. Auf Renntiere wagen wir nicht mehr zu hoffen.

Als wir wieder einmal eine ungewöhnlich hoffnungslose Steinwüste vor uns sehen, machen wir miteinander aus, daß wir noch zwei Tage ohne Nahrung fortsetzen können; dazu, das fühlen wir beide, sind wir imstande, aber dann müssen wir in besseren Jagdgründen sein. Bei dieser Erörterung sage ich zu Ajako:

„Selbst wenn wir uns unter die Arme fassen müssen, um uns gegenseitig zu stützen, wenn wir anfangen vor Erschöpfung zu taumeln, wollen wir doch fortfahren zu gehen. Wir wollen nicht ablassen, solange wir noch kriechen können."

Ajako nickt und antwortet:

„Wir wollen ausmachen, daß keiner von uns mehr vom Essen spricht."

Dann stehen wir auf und wandern weiter.

Wir kamen an einem großen See in Westsüdwesten vorbei, der mitten auf dem Berg gelegen ist. Mit seinem Abfluß haben wir glücklicherweise nichts zu tun; wir nehmen den Weg durch eine Talschlucht, wo wir wie an andern fruchtbarern Stellen eine Menge Renntierknochen und Geweihe finden.

Ungefähr mittags erblicken wir vor uns einen kleinen, weißen Punkt und bleiben beide wie angewurzelt stehen: Ein Hase! Fleisch in den Topf, Fleisch in den Magen, Mark in die Knochen!

Eine halbe Stunde später sitzen wir an einem großen flammenden Feuer und kochen den Hasen. Alle Mühe ist vergessen, alle Müdigkeit ist aus den Gliedern gewichen. Sobald wir gegessen haben, gehen wir weiter, aber erst wollen wir unser Mahl halten. Das Glück ist uns günstig gewesen, der Hase ist fett wie ein junges Renntier, mit dickem, weißem Fett um Nieren und Becken! Und das Blut haben wir in die Suppe geschüttet; oh! das soll

aber schmecken! Aber nun, da wir das Fleisch gesehen haben, ist es, als ob der Hunger erwache und wütend in unsern Därmen reiße; daher essen wir die Eingeweide gleich roh, während wir darauf warten, daß es im Kessel ins Kochen kommt.

* * *

Eine halbe Stunde von unserer Kochstelle kommen wir an einen See, der vermutlich der bekannte Eisbergsee hinter Kap Russell ist, wo die Hilfsschlitten mit den Kameraden zusammentreffen sollen. Der See geht dicht bis an den Gletscher heran, und ein paar sehr große Eisberge schwimmen darin herum. Die ersten 100 Kilometer haben wir jetzt zurückgelegt! Das wirkt mächtig auf das Tempo, das wir anschlagen, und unwillkürlich beschleunigen wir unsere Schritte.

Um den See zu überschreiten, müssen wir über drei ziemlich große Ausflüsse. Der erste ist tief, und das Wasser geht uns bis über die Knie. Wieder werden wir naß. Aber was schadet's, wenn wir nur vorwärtskommen; geradeaus vorwärts und ja nicht aufgeben!

Auf der Südseite des Flusses kommen wir auf ganz neues Gelände, das den Jägerinstinkt in uns beiden weckt. Hier geht es ermüdend und langsam beständig auf und ab durch Schluchten und Täler, über grobe Steinhaufen. Aber das Land ist fruchtbar. Wir erblicken Wiesen in den Flußtälern und fruchtbare Abhänge, die bekleidet sind mit Polarweide und Heidekraut, Moos und Gras und was sonst ein Renntier locken kann. Aber vergebens spähen wir uns die Augen aus dem Kopfe; nirgends ist ein lebendes Wesen zu sehen.

Bis 10 Uhr abends sind wir unterwegs; dann kommen wir an einen Fluß, der im Gegensatz zu all denen, die wir bisher überschritten haben, auf das Inlandeis zu läuft. An dem einen Ufer spielen fünf junge Hasen, von denen wir drei schießen. Wieder wird ein großes Feuer angemacht, das in der Dämmerung leuchtet; wir wollen von allen drei Hasen Blutsuppe kochen, die uns Wärme für die Nacht geben soll. Gerade jetzt nach Mitternacht kommt wie gewöhnlich der Nebel herangeschlichen. Es ist 1 Uhr nachts, als wir uns schlafen legen, nachdem wir 15 Stunden ununterbrochen marschiert sind. Man fühlt es im Körper, daß

wir heute die Nahrung bekommen haben, die wir brauchen; denn obgleich bei zunehmender Dämmerung der Nebel wie gewöhnlich dichter und dichter wird und der Schnee wieder anfängt zu fallen, merken wir doch nichts von der Kälte, und dabei liegen wir auf der nackten Erde.

Vierter Tag.

Wieder ein grauer, trüber Tag. Aber der Humor ist glänzend wie nur je, als wir um 9 Uhr vormittags aufbrechen, zum erstenmal, seit wir die Kameraden in der Advancebai verlassen haben, nach einem langen, festen Schlaf.

Aber jetzt beginnt es schlimm mit unserer Fußbekleidung auszusehen, die wir seit dem St.-George-Fjord nicht haben trocknen können. Die Nähte platzen infolge der beständigen Durchnässung, die Kamiker wollen nicht mehr fest an den Füßen sitzen. Ferner gehen unsere Sehnenfäden zum Nähen zu Ende, und wir haben nur noch eine einzige Nähnadel. Wir wünschen uns daher von Herzen für einen Tag Sonnenschein und ein Renntier, nicht nur wegen des Talges und Fleisches, sondern auch wegen der Sehnenfäden.

Nach Etah müssen es noch gut 100 Kilometer sein, wir werden sie sicher in drei Tagen schaffen.

* *
*

Es fällt uns heute schwer, in den richtigen Tritt zu kommen. Wir sind es nicht gewöhnt, satt und schwer zu sein, und außerdem sind wir in eine falsche Tageseinteilung geraten, denn jetzt marschieren wir, wenn es warm ist, und schlafen in der Nachtkälte. Wir wandern daher in aller Gemächlichkeit, da wir versuchen wollen, 24 Stunden hintereinander zu gehen und uns nicht vor morgen vormittag zur Ruhe zu legen.

Die Bahn wird immer besser und ebener. Wir passieren eine steinige Schlucht, wo wir von einem Block zum andern springen müssen, so daß uns unsere Fußsohlen brennen. Nachdem wir sie durchschritten haben, gelangen wir auf eine Ebene, die sich weit und frei vor uns ausdehnt; sie ist von kleinen Flußläufen durchschnitten und mit einzelnen, fruchtbaren Grasflächen bedeckt, die sich sonnengelb von den dunkeln, rötlichen Steinhaufen abheben.

Hier überfällt uns wieder der Nebel. Es ist 4 Uhr nachmittags, und da wir einen Ausblick nach vorwärts haben, lagern wir uns an einer Felswand und hoffen, daß der Nebel sich bald legt.

Wir treffen den Eidervogel.

Während ich im Halbschlaf dasitze, höre ich plötzlich, wie Ajako aufspringt, und ich traue meinen eigenen Ohren nicht, als ich ihn rufen höre:

„Inugssuaq! Takuk, inugssuaq!"

Es gab mir einen Ruck: Ein Mensch! Wo? Wer? Woher? Und in demselben Augenblick bin ich auf den Beinen.

Eine kurze Strecke vor uns sehe ich einen Mann ganz deutlich aus dem Nebel auftauchen, einen Renntierjäger mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken, einem Fell und vielleicht gar mit etwas Fleisch!

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck es auf uns zwei Wanderer machte, die sich wie Schiffbrüchige über das steinige Moränenland hinschleppten, so plötzlich der Rettung und der ersten Begegnung mit Menschen nach sechsmonatiger Abwesenheit gegenüberzustehen!

Wir stießen beide einen Freudenruf aus. Der Mann blieb stehen, lauschte und erblickte uns, als wir den Ruf wiederholten.

Ein paar Minuten danach trafen wir zusammen und sahen, daß es Miteq, „der Eidervogel", war, der von Kukat, einem der Wohnplätze des Inglefieldgolfes, zur Renntierjagd hierhergekommen war. Mit ihm waren bis vor ein paar Stunden Qulutana, Ajakos Schwager, und Ileritoq, seine Schwester, sowie Assarpanguaq, Majaqs Sohn, beisammen gewesen; dann hatten sie sich entschlossen, jeder in seiner Richtung zu jagen. Ihre Hunde, drei Gespanne, lagen etwa 10 Stunden vor dem Ort unserer Begegnung, in der Mitte zwischen der Marshallbai und Renslaer Harbour. Wahrhaftig, das waren gute Nachrichten!

Natürlich gab der Eidervogel seine Jagd auf, um uns zu helfen. Indessen wollten wir versuchen, mit Ajakos Schwager und Schwester in Verbindung zu kommen; wir zündeten daher ein großes Feuer von Kassiope an und feuerten in verschiedenen Richtungen Signalschüsse ab. Mehrere Stunden verbrachten wir mit vergeblichem Suchen. Aber der Nebel verhinderte sie, den

Rauch zu sehen, und wegen der vielen Schluchten konnten sie unsere Schüsse nicht hören. Renntierjäger streifen ja meilenweit umher, und Panguaq hatte dem Eidervogel gesagt, er wolle, falls er Erfolg mit seiner Jagd habe, möglicherweise eine Woche lang fortbleiben. Hätten wir diese drei Menschen erreichen können, so hätte eine Möglichkeit vorgelegen, sofort zu den Kameraden zurückzukehren und ihnen Hilfe zu bringen. Dies mußten wir also aufgeben; wir setzten daher unsere Wanderung fort, um zum



Harald Moltke

Ein Mensch! Schau, dort ist ein Mensch!

Lagerplatz des Eidervogels zu gelangen, diesmal in beträchtlich rascherem Tempo als am Vormittag.

Unterdessen hatten wir den Eidervogel ausgefragt über alles, was es aus dem halben Jahr unserer Abwesenheit zu erzählen gab; jetzt stürmten die neuen Eindrücke nur so auf uns herein.

Die größte Neuigkeit war die, daß ein neues Schiff nach der Crockerland-Expedition gesandt worden war, geführt von Pearys berühmtem Kapitän Bartlett. Er war durch Eis und alle Art Wetter schon im Anfang des Sommers heraufgekommen. Kapitän Bartlett hatte die „Danmark“ an einem Punkt in der Nähe von Kap Parry getroffen, wo sie umgekehrt war, ohne nach Etah weiter-

zugehen. In Thule und in den Wohnplätzen ringsum stand alles gut, und unsere Hilfsschlitten waren zurückgekommen.

* * *

Aber der Krieg? Wußte er davon etwas?

Ja, das tat er. Die Matrosen hatten berichtet, daß er schlimmer als je wütete. Die weißen Männer wären dabei, einander auszurotten. Viele große Wohnplätze seien nur noch Steinhaufen, bevölkert von hungernden Witwen und vaterlosen Kindern. Ein furchtbarer Blutdurst habe die Weißen ergriffen. Niemand ginge mehr auf Jagd und Reisen, man morde sich nur gegenseitig. Und mehr als je brauchten die weißen Männer ihre Klugheit und ihr Wissen dazu, einander zu vernichten.

Nirgends war Schutz und Sicherheit in ihren Ländern. Man griff sich an auf der Oberfläche der Erde, vom Himmel her, auf dem Meer und aus der Tiefe des großen Wassers; oft schösse man blindlings auf weite Entfernung und tötete Menschen, die man nie gesehen, mit denen man keine Feindschaft habe.

Immer mehr Länder nähmen jetzt teil. Jetzt sei auch Pearys Land (Amerika) mit im Krieg. Peary selber sei Herr über die geworden, die in der Luft kämpften. Auf Kapitän Bartletts Schiff sei ein Arzt gewesen, der habe erzählt, er sei mit oben in der Luft gewesen; dort war es so kalt, daß er jetzt eifrig dahinter her war, sich Fuchspelze zu kaufen, die er bei seiner nächsten Luftreise verwenden wollte.

Das Land, „das so viele angegriffen hatten“ (Deutschland), sei noch nicht überwunden, und das, obgleich es kaum noch einen Ort in den Ländern der weißen Männer gebe, der nicht dagegen kämpfte.

In einem der kriegführenden Länder sei ein großer Mann erstanden, der alle seine Landsleute dazu bewogen habe, ihm zu gehorchen, obgleich er nur ein gemeiner Soldat war (Kerenski). Jetzt sei er Herr im Lande geworden. Bevor dies geschah, sei die Rede davon gewesen, daß der Krieg aufhören würde. Aber jetzt wüte der Männermord wilder denn je, und es sei zweifelhaft, ob jemals wieder Schiffe ins Land der Menschen (Grönland) kommen würden.

* * *

Die Kunde von all diesen Neuigkeiten wirkte auf uns, als seien wir in einen Wirbelsturm gekommen! Gestern noch zwei einsame Wanderer, die im öden Land einen bescheidenen Kampf um ihr eigenes und ihrer Kameraden Leben kämpften, heute wieder in Verbindung mit geordneten Gesellschaftsverhältnissen, vielleicht im Augenblick den idealsten der Welt, und damit auch sofort mitten in den Schrecken des Krieges. Und doppelt überwältigend wirkte es, die Neuigkeiten durch diesen naiven und menschlichen Bericht eines Mannes zu erfahren, den der zivilisierte Kulturmensch als einen primitiven Wilden bezeichnet. Unser eigener Kampf, neues Land für die Wissenschaft zu gewinnen, unsere Leiden und Strapazen, wie schwindet das alles zusammen gegenüber den Seufzern von Millionen, von denen jetzt die blutende Welt widerhallt!

Wird irgend jemand Zeit haben, innezuhalten und der Arbeit, die wir geleistet haben, seine Aufmerksamkeit zu schenken?

Das waren die Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, während wir nach dem Lagerplatz des Eidervogels marschierten, bald über die scharfen Blöcke der Schutthaufen springend, bald durch kleine Flüsse watend oder über weiche Grasflächen eilend, die den empfindlichen Fußsohlen eine willkommene Ruhe boten.

* * *

Es war beinahe 2 Uhr morgens, als wir die Moräne erreichten, auf der die Renntierjäger ihr Lager hatten. Im lebhaften Gefühl der Freude und des Dankes, daß jetzt unsere Not überstanden ist, pflücke ich hier eine schöne, blühende Mohnblume zur Erinnerung an den Tag. Es ist fast so, als sei ich zu Hause.

Doch ehe wir zur Ruhe gingen, öffneten wir das Fleischdepot des Eidervogels und kochten Seehundfleisch mit Speck, das mit einem Appetit verzehrt wurde, wie ihn nur einer kennt, der lange mit Hunger und leerem Magen gekämpft hat.

* * *

Die erste Frage, die sich aufdrängte, nachdem wir Menschen getroffen hatten, war die, ob es irgendwie möglich sei, sofort zu den Kameraden zurückzukehren. Wie schon erwähnt, würde es hoffnungslos gewesen sein, auf die Gesellschaft des Eidervogels zu warten. Denn Qulutana, der ein sehr eifriger Jäger war, hatte

ausdrücklich erklärt, seine Jagd könne sich lange hinziehen, wenn er nicht gleich Wild fände. Wir nahmen sogleich eine Prüfung des vorhandenen Proviants vor und fanden, daß nur ein kleines Stück Fleisch von einem bärtigen Seehund da war, das höchstens zu einer Mahlzeit für sieben Mann reichen würde. Dieses Stück Fleisch gehörte dem Eidervogel; außerdem hatte er ein Stück Speck, das für die Fütterung seiner Hunde bestimmt war. Qulutana hatte hier am Ort überhaupt kein Fleisch. Von früheren Jagden her besaß er eine Anzahl alter Depots im Lande oben, mit denen er gerechnet hatte. Aber wo sie lagen, davon hatte der Eidervogel nicht die geringste Ahnung.

In dem Gelände nach Kap Agassiz hin konnten uns auch die Hunde nicht von Nutzen sein. Das Land war schneefrei und mit Schlitten nicht zu befahren, und auf dem Inlandeis waren noch die vielen Flüsse, mit denen man sich lieber nicht einließ. Würden wir also jetzt unsern Kameraden zu Hilfe eilen, so würden wir ohne Schlitten, ohne Hunde und ohne irgendwie zureichende Lebensmittel bei ihnen ankommen. Daß sich bei einem raschen Marsch nicht mit einer ordentlichen Jagd rechnen ließ, hatten wir eben erfahren.

Nach der Karte und nach dem Weg, den wir mit Rücksicht auf das Gelände hatten zurücklegen müssen, mußten es mindestens 150 Kilometer bis zu dem alten Zeltlager sein. Wir hatten bis hierher bei der höchsten Eile, die uns unsere Kräfte überhaupt gestatteten, vier volle Tage gebraucht, und es war eine große Frage, ob es uns möglich sein würde, die Strecke wieder in derselben Zeit zurückzulegen, und dann war es für uns unaufschiebbar notwendig, unsere Stiefel zu trocknen. So konnten also leicht neun, zehn Tage vergehen, ehe wir wieder zu unserm alten Lager zurückgelangen konnten. Es war außerordentlich zweifelhaft, ob Dr. Wulffs Abteilung dann noch stillag. Jedenfalls würde das gegen die Verabredungen sein, die wir, ehe wir uns trennten, bei unserm Expeditionsrat getroffen hatten. Verfehlten wir sie in dem unwegsamen Gebirgsgelände bei dem Versuch, ihnen einen Entsatz zu bringen, der unter allen Umständen nicht wirkungsvoll genug sein konnte, weil er ihnen nur einen frischen Mann mit ganz ungenügendem Proviant und daneben zwei ganz erschöpfte Leute brachte, so würden wir nichts anderes erzielen, als die wirklich

ausreichende Hilfe, die von Etah kommen konnte, zu verhindern; das würde unverantwortlich sein. Ich beschloß daher ohne Zögern, die Reise nach Etah fortzusetzen.

Fünfter Tag.

29. August bis 1. September.

Mittag, 29. August. Mit dem gestrigen Tag scheint die Spannung der Expedition beendet zu sein. Wenn nur die Kameraden nicht zu viel Widerwärtigkeiten zu überwinden haben! Ich selbst stehe schon heute vor dem Abschluß, zum erstenmal seit langer Zeit in ruhigem Wasser.

Jetzt gilt es nur noch, so lange auszuhalten, daß Etah ohne Schlaf erreicht werden kann und daß dort die Hilfsschlitten ausgerüstet und abgeschickt werden können.

Bei unsern Vorbereitungen zum Aufbruch entschloß ich mich ohne weiteres, die Hunde der abwesenden Renntierjäger zu entführen. Ich weiß, daß sie mir verzeihen werden, sobald wir uns begegnen, und außerdem werden ihnen ja die Hunde umgehend von Etah zurückgeschickt. Leider kann keiner von den Jägern lesen, wir müssen daher unsere Zuflucht zur Bilderschrift nehmen. Die Aufgabe wird auf die Weise gelöst, daß Ajako eine Karte der Küste zeichnet, unsern letzten Weg über das Inlandeis nach der Peabodybai einträgt und in der Bai vier Männer zeichnet; dann sieht man drei Mann bei dem Lagerplatz der Renntierjäger und zwei Schlitten, die nach Etah fahren, und endlich darunter alle Hilfsschlitten, die nach dem großen See am Inlandeis eilen.

Dann fangen wir die Hunde ein. Die meisten sind frei und recht bissig und scheinen nicht sonderlich begeistert davon zu sein, sich von Fremden einfach stehlen zu lassen. Aber es gelingt uns doch, und im Verlauf einer Stunde haben wir sie alle vorgespannt.

Dann treten wir das letzte Stück der Reise an, das hier nur ganz summarisch wiedergegeben werden soll, da wir jetzt wie große Herren mit frischen Gespannen reisen.

Die Tage verlaufen wie folgt:

29. August. Erwachen 10½ Uhr vormittags. Kochen, essen und fangen die Hunde ein. Aufstieg zum Inlandeis 3 Uhr nachmittags.

30. August. Werden um 12 Uhr nachts von einem plötzlichen Sturm und Schneetreiben überfallen. Warten einige Stunden im Schutz der Schlitten. Fahren dann weiter, da es aufklart.

30. August. Um 2 Uhr nachmittags auf dem Etahlande im Nordsturm. Die Schlitten werden am Gletscherrand zurückgelassen. Nach einer sehr anstrengenden Wanderung über die Berge kommen wir um 9 Uhr abends zum Wohnplatz.

In der Nacht zum 31. August und dem darauffolgenden Tag werden die Hilfsschlitten ausgerüstet, am 1. September reisen sie ab.

Ankunft in Etah.

Als ein unvergeßliches Ereignis hebt sich die Ankunft in Etah von dem Hintergrunde ab, den die Erlebnisse der letzten fünf Monate bilden.

Alle Bewohner von Etah waren in das Haus der Crockerland-Expedition eingezogen. Da niemand draußen war, kamen wir bis dicht heran, ohne entdeckt zu werden. Aber dann erblickte man uns durch die Fenster, und nun wälzten sie sich heraus, Männer, Frauen und Kinder, wie Lava bei einem vulkanischen Ausbruch, und überwältigten uns mit lauten Willkommenrufen in einem jubelnden Durcheinander!

In demselben Augenblick, da wir die Schwelle zwischen Tod und Leben, zwischen der großen, schweigenden Öde und dem kleinen, sorglosen Wohnplatz überschritten hatten, waren wir plötzlich in einem Gedränge von Menschen. Der Lärm war betäubend. Von allen Seiten lachte man uns entgegen. Herzliche Worte klangen uns in die Ohren, Fragen regneten auf uns herab, und es war, als ob hohe Wogen über unsern Köpfen zusammenschlügen und uns verschlängen.

* * *

Das Winterhaus der Crockerland-Expedition ist so gebaut, daß man von außen durch einen Vorraum, der die Breite des ganzen Hauses hat, in eine geräumige Stube kommt; sie hat etwa in der Mitte einen Ofen, und ist teils als Küche und Eßzimmer, teils als Wohnstube eingerichtet mit Sitzplätzen an den Wänden. Von hier führen Türen rechts und links und im Hintergrund nach sechs kleinen Räumen.

In den kleinen Stuben wohnten jetzt sechs Familien, die in Frieden und Eintracht mit der gemeinsamen Küche im Hauptraum lebten. Alle diese respektablen Hausfrauen wetteiferten, uns auf einer großen, langen Tafel, die mitten in der Wohnstube stand, etwas zu essen vorzusetzen. Es war eine Tafel, reich besetzt mit Überbleibseln von der reichen Crockerland-Expedition. Ein paar kamen mit Pemmikan, andere mit Keks, Schüsseln wurden aufgetragen mit Kartoffeln, eingemachten Tomaten, Bohnen und Schinken, Hafergrütze mit Sirup, gebratenen Hasen, gekochtem Seehundfleisch, Möwen in Reissuppe mit getrockneten Rüben und Spinat, Tee und Kaffee hinterher, mit echtem amerikanischen Tabak.

Das Ganze wirkte auf uns wie eine Halluzination, eine von denen, wie sie uns während unserer Hungerperiode zu narren pflegten. Als die Wirklichkeit allmählich greifbar wurde durch den kräftigen Duft, der uns in die Nase stieg, war es uns, als erlebten wir eins von Aladins Abenteuern.



Harald Moltke

Männer, Frauen, Kinder eilten heraus.

Dieser Überfluß benahm uns den Atem. Hier war etwas für einen Appetit, der geschärft worden war durch eine ein halbes Jahr durchgeführte Zwangswirtschaft und durch den anstrengenden Endspurt der letzten 34 Stunden. Die Schwierigkeit war nur die: an welchem Ende des Tisches lohnte es sich am meisten anzufangen?

* * *

Ich war mir unterdessen klar darüber, daß wir zunächst mit dem Essen sehr vorsichtig sein müßten, da unser Magen lange Zeit nur spärliche und ganz eintönige Kost gewöhnt war. Trotz aller Proteste seitens unserer Wirte und Wirtinnen, trotz des Wolfshungers, der durch den köstlichen Duft der vielen, langentbehrten Herrlichkeiten noch verschärft wurde, hielt ich an mich und machte

einen ehrlichen Versuch, sowenig wie möglich zu essen. Denn wie ärgerlich, wenn unsere Ankunftsfreude von einer elenden, prosaischen Kolik beeinträchtigt würde!

Es war ein Festmahl nach den besten europäischen Mustern. Selbst Orchestermusik fehlte nicht. Ein eben angekommenes, nagelneues Grammophon war mitten in dem Überfluß aufgestellt und gab ein großes, abwechslungsreiches Repertoire zum besten, das sich von Wagner bis zu den jüngst importierten Tangos aus Argentinien und Paris erstreckte.

Wir fühlten, daß sich die Pforte des Lebens wieder weit aufgetan hatte. Und wenn wir auch nur bei den alleräußersten Vorposten der Menschheit im Norden waren, hatten wir doch ein Echo aus der ganzen Welt vernommen, der wir selber angehörten. Unwillkürlich mußte ich die Augen schließen, um mich wieder etwas zu sammeln; ich fühlte, wie es in den Schläfen hämmerte und wie das Herz klopfte. Und als das Orchester nach einer kleinen Pause das Menuett aus „Don Juan" zu spielen anfängt, schwindet Etah ganz aus meinem Bewußtsein. Ich bin im Pfarrhaus zu Lynge und höre nicht länger das Grammophon. Es ist meine Schwester, die auf dem alten Klavier das Menuett spielt. Ein Fenster in den Garten hinaus steht offen. Eine milde Brise läßt die Weinranken an die Scheiben schlagen. Ein Duft von Sommer und Blumen strömt herein, und ich höre das bekannte, geliebte Sausen im Laub der großen Lindenbäume. Um mich her sitzen alle, die ich liebhabe, und lauschen andächtig der lieblichen Melodie Mozarts. —

Wieder eine kleine Pause, dann spielt die Musik von neuem. Jetzt sind es Reminiszenzen aus Chopin, eine Phantasie über eine Mazurka, ein Walzer und die berühmte Polonäse. Die Szene ist jetzt eine andere: Ich bin daheim in meinen eigenen Zimmern, meine Frau sitzt am Flügel; wir sind allein mit den Kindern. Ein tiefer Friede hat sich auf unser Gemüt gesenkt, eine Dämmerungsstimmung, in der die Stille nur unterbrochen wird, wenn ein Wagen durch die Straßen rollt oder wenn ein Automobil vorbeifaucht.

Wieder muß ich die Augen schließen, um das Bild festzuhalten. Wie ein fernes Summen höre ich unsern Eskimofreund Ajako von den Walroßjagden des Sommers erzählen; wie durch einen Nebel sehe ich die Frauen des Hauses, die sich jetzt, da ihre Haus-

frauenpflichten erfüllt sind, auf ihre Schlafbänke gesetzt haben, um ihren unruhigen Kleinen den Mund mit dem Überfluß ihrer Brüste zu füllen.

Eine Tür springt auf, und Geheul der Schlittenhunde übertönt für einen Augenblick die Musik. Fast hatte ich vergessen, daß noch zwei Weltmeere zwischen den Heimwehvisionen und der Gegenwart liegen. — Ich bin wieder in Etah. Jetzt heißt es für die Kameraden zu arbeiten, die noch oben in Inglefieldland liegen und auf Hilfe warten. Die Schlitten müssen ausgerüstet und sofort abgesandt werden.

Eine Enttäuschung.

Sobald sich die erste durch die Ankunft entstandene Verwirrung gelegt hatte, mußte ich mir, ehe ich etwas unternehmen konnte, einen Überblick über unsere jetzige Lage verschaffen und feststellen, was eigentlich für die Ausrüstung der Hilfsexpedition vorhanden war. Es waren nur zwei Briefe für mich da, einer von Peter Freuchen in Thule und einer von Kapitän Comer. Freuchens Brief trug kein Datum; er war vermutlich ursprünglich mit der „Danmark" geschickt. Neben verschiedenen Neuigkeiten aus Thule teilte er mir auch mit, daß er mir eine Kiste mit Proviant und verschiedenen Leckereien schicke, darunter ein Faß Bier, das zur Feier unserer Ankunft getrunken werden sollte. Der Brief war ganz Freuchen, freundlich und herzlich. Die erste Botschaft von Freund zu Freund, die ich hier empfing. Aber leider hatten die lieben Amerikaner vergessen, die Sendung auszuladen, die namentlich in unserer jetzigen Lage doppelt willkommen gewesen wäre.

Kapitän Comer, der ebenfalls einen warmen Willkommengruß geschickt hatte, berichtete, der bekannte Eismeerfahrer „Neptun" habe die Crockerland-Expedition aufgesucht. Der „Neptun" hatte die „Danmark" etwa bei Kap Parry getroffen und die auf ihr befindlichen Expeditionsgüter übernommen. Die „Danmark" war darauf nach Südgrönland zurückbeordert worden. Außer diesem Brief hatte der aufmerksame Kapitän ein paar Zeitungen mit den letzten Neuigkeiten zurückgelassen, die selbstverständlich nicht weniger willkommen waren als der Brief selbst.

Von dem Chef der Crockerland-Expedition Mr. Donald McMillan war kein Wort für mich da, was mich offengestanden

enttäuschte, da ich ihm nach unserer Abreise zweimal Briefe mit dem Hilfsschlitten gesandt hatte.

Noch eine Enttäuschung sollten wir erfahren. Als wir Thule verließen, hatte man nichts davon gewußt, daß das Komitee der Crockerland-Expedition noch ein Schiff — das fünfte der Expedition — nach McMillan ausschicken würde. Unter der Voraussetzung, daß die „Danmark", wie es von Haus aus angeordnet war, die Reise nach Etah machen würde, hatte ich Kapitän Hansen gebeten, unser Motorboot mit nach Etah zu nehmen. Allerdings hofften wir bestimmt darauf, daß „Kap York" kommen und uns holen würde. Wenn sie ausblieb — alles war ja infolge der Kriegsverhältnisse ganz unsicher —, so hatten wir Petroleum genug, um im Motorboot der Station über die Melvillebucht zu fahren und in Südgrönland in Verbindung mit einem der Schiffe der Grönländischen Handelsgesellschaft zu kommen. Jetzt zeigte sich aber, daß der Führer des „Neptun", der erwähnte Kapitän Bartlett, sich strikte geweigert hatte, das Motorboot, das wir so sicher in Etah zu finden hofften, mitzunehmen. Jetzt, da alle Arbeit beendet war, würden wir uns nur sehr ungern einer neuen Überwinterung in Nordgrönland aussetzen; das würde für uns ein ganzes verlorenes Jahr bedeuten.

Da ich in einer von Kapitän Comers Zeitungen zufällig von der reichen Proviantausrüstung gelesen hatte, die mit dem „Neptun" an Mr. McMillan gelangt war, fragte ich die Eskimos, ob dieser nicht ein paar Kisten für uns hinterlassen habe, so daß wir in der Zeit, die es uns kosten würde, von Etah nach Thule zu kommen, nicht von allem entblößt waren. McMillan wußte ja, daß wir von der Nordküste von Grönland über das Inlandeis nach den Wohnplätzen hier kommen würden. Als erfahrener Polarforscher wußte er, daß wir fast ohne alles hierher zurückkommen würden; es war also begreiflich, daß wir bei unsern langen Märschen oft die Möglichkeit erörtert hatten, daß unser amerikanischer Kollege einige Rücksicht auf unsere Lage nehmen würde. Eine solche Hoffnung war um so mehr angebracht, als wir nicht nur während unserer langen Nachbarschaft gut miteinander bekannt geworden waren, sondern einander auch bei verschiedenen Gelegenheiten ausgeholfen hatten, wie es Sitte ist, wenn weiße Männer sich außerhalb der Grenzen der Zivilisation



Steilrandiges Land hält uns auf.



Am Rande des Abgrundes der Teufelsschlucht.

begegnen. Für alle Fälle hatte ich indessen vor meiner Abreise Kapitän Hansen gebeten, ein kleines Depot für uns anzulegen, falls er Etah verließe, ehe wir da waren. Da die „Danmark" gar nicht in Etah gewesen war, war es eine doppelte Enttäuschung, daß wir weder Proviant noch Motorboot vorfanden.

Doch zurück zum Augenblick! Wir sind ja jetzt unter Menschen, und die Eskimos am Wohnplatz, die mit der Expedition während ihres Aufenthaltes hier verknüpft gewesen sind, haben als Belohnung die Reste von McMillans altem Überwinterungsproviant erhalten, der im wesentlichen aus Hunde-Keks, getrocknetem Gemüse, Bohnen und Salzfleisch in reichlichen Mengen bestand. Hilfreich und freigebig wie immer, haben sie mir alles, was ich wünschen konnte, zur Verfügung gestellt. Aber es wäre doch wesentlich angenehmer gewesen, selbst etwas zu haben, und sei es auch noch so wenig.

* * *

Immer wieder habe ich auf meinen Reisen die Erfahrung gemacht, daß man den besten Eindruck von den Eskimos bekommt, wenn man als armer Mann, der nichts besitzt, zu ihnen kommt. Hat man große, reiche Vorräte, so können selbst die besten Freunde bei dem, was sie für einen tun, auf eine Bezahlung spekulieren. Hat man dagegen nichts, so tun sie doch alles für einen mit derselben Freude und Freigebigkeit, nur von ihrem guten Herzen getrieben.

So auch jetzt, obwohl sie selber ihre Vorräte nötig brauchen, da die Sommerjagd auf Walrosse ganz fehlgeschlagen ist. Aber sie sind freigebig wie immer und wetteifern miteinander, mir alles zur Verfügung zu stellen. Einstimmig schallt es mir entgegen: „Alles hier ist dein, unser Haus, unser Proviant und unsere Hunde; uns selber kannst du schicken, wohin du willst, um deinen Kameraden zu helfen. Mit Freuden machen wir uns alle auf den Weg!"

Ich untersuche sofort den Proviant und ordne alles für die Entsatzschlitten. Die ganze Nacht und der nächste Tag vergehen mit Vorbereitungen. Schlitten und Hunde sind den ganzen Sommer nicht gebraucht gewesen, so daß vieles nachzusehen und zu erneuern ist. Endlich, am 1. September, um 12 Uhr mittags,

ist alles fertig; sechs Mann und fünf Schlitten brechen auf. Das Gepäck wird in zwei Booten, die Hunde auf dem Landwege nach dem Ende des Foulkefjords gebracht. — Schon am nächsten Tage werden sie unten im Renntierlande sein. Sie haben den Befehl, nicht weiter als bis zu dem großen See mit den Eisbergen zu gehen, den Ajako und ich nach zwei Tagemärschen erreichten. Hier soll ein Steinmal gebaut und der Hauptproviant zurückgelassen werden, während die übrigen, die ebenfalls Proviant mitführen, das Gelände in verschiedenen Richtungen absuchen sollen. Aber da meine Verabredung mit Dr. Wulffs Abteilung darauf hinausläuft, daß sie — jedenfalls Harrigan und der Bootsmann — versuchen sollen, so rasch wie möglich nach Süden bis zu diesem See zu kommen, so kann es kaum viele Tage dauern, bis die Helfer mit ihrem Proviant die Verbindung mit unsern Kameraden hergestellt haben.

* *
*

1. September. Ajako und ich stehen auf einem Vorsprung und verfolgen die Boote mit den Augen. Wie wohltuend, wieder Menschen zu sehen, die ihre Kräfte nicht zu schonen brauchen! Alle Eindrücke sind so neu für uns, alles, was wir sehen, ist so verschieden von dem, was wir bisher schauten!

Vor uns liegen die grasbedeckten Abhänge des Etahlandes, die, von Millionen von Krabbentauchern reich gedüngt, wie hängende Gärten zwischen den Schluchten wirken. Nach Westen das offene, lebendige Meer, das nicht von der toten Ruhe des Polareises gefesselt ist, der Geruch des Salzwassers und der herbe Duft des Tanges, den wir mit offenen Nüstern einsaugen — wie verschieden von dem flauen Süßwasser der Ostküste!

Ajako beugt sich herab, füllt die hohle Hand mit Fjordwasser und führt sie zum Gesicht hinauf, um die salzige Frische einzuatmen und zu fühlen.

In diesen Tropfen riecht er das Fleisch von Walroß, Narwal und Seehunden, das Fleisch all der fetten Seetiere, die uns jetzt gute Tage bereiten sollen. Herrliches Meer! Ich kenne dich wieder! Jetzt bin ich daheim!

Ein Seehund steckt draußen im Fjord den Kopf empor und sieht sich neugierig nach den Booten um, die, ohne ihn zu be=

achten, ihre Fahrt rasch fortsetzen. Lange hört man den taktfesten Schlag der Ruder; Lachen mischt sich mit den Rufen derer, die an den steilen Abhängen der Berge die Hunde antreiben. Dann verschwinden sie hinter einer Landzunge, und ringsum wird alles wieder still.

Der Fjordwind, der tagsüber frisch vom Gletscher herabgeweht hatte, flaut mit der sinkenden Sonne ab. Die Dämmerung legt ihre scharfen Schatten über die Berge, während das Meer silberblank gegen den Westhorizont zwischen Eisbergen und treibenden Schollen leuchtet.

Ein süßes, ungewohntes Friedensgefühl senkt sich über unser Gemüt. Zum erstenmal seit langer Zeit können wir zur Ruhe gehen mit einem Dach über dem Kopf, ohne uns um den kommenden Tag zu sorgen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wettlauf mit dem Tod.

Dr. Wulff erliegt den Anstrengungen der Reise.

10. September. Wulff ist tot! Heute gegen Abend kamen die Hilfsschlitten mit Koch, Harrigan und dem Bootsmann zurück.

So hatte er also doch nicht mehr die Kräfte, weiterzukommen, sondern hatte den Kampf aufgeben müssen, gerade, als er Land erreicht hatte und nicht weit von Menschen entfernt war. Dieser letzte Todesfall kam mir ganz unerwartet. Wohl wußte ich, daß Wulff erschöpft war; aber das waren wir ja alle miteinander. Daß es zum Tode führen könnte, daran hätte ich zuallerletzt gedacht, als Ajako und ich von ihm Abschied nahmen.

Ein unsagbar tragischer Tod! Gerade, als er alle Gefahren und Strapazen überwunden hatte und endlich gerettet schien. Ich verstehe es nicht — ich verstehe es wirklich nicht! —

Und doch ist es wahr; den Mann, mit dem ich lange Zeit hindurch Gutes und Böses geteilt habe, soll ich niemals wiedersehen! Nun ist er ebenso wie Hendrik, sein Schlittenkamerad, zur großen Ruhe eingegangen!

* *
*

Sobald mir mitgeteilt wurde, daß sich Leute aus dem Foulkefjord näherten, ließ ich die Boote zur Abfahrt klarmachen, während wir die Vorbereitungen für den Empfang trafen, den wir ihnen zugedacht hatten. Da mir aber berichtet wurde, einige der Leute seien ganz nahe, ging ich ihnen entgegen, um zu hören, was sie Neues brächten. Ich war erstaunt, Koch unter ihnen zu sehen, denn es war verabredet worden, daß Koch mit Wulff im Boot abgeholt werden sollte; aber als ich näher kam, setzte Koch sich auf

einen Stein nieder, bleich und wortlos, und die Tränen, die über seine Wangen rollten, erzählten mir alles, was ich zu wissen brauchte.

Eine Katastrophe hatte die Expedition getroffen. Wulff war tot, im letzten Kampf um das Leben gefallen.

* *
*

Sobald Koch und ich uns nach dem traurigen Wiedersehen wieder gesammelt hatten, erstattete er mir Bericht über alles, was seit dem 25. August vorgefallen war. Im folgenden gebe ich seinen schriftlichen Bericht wieder, der alle Einzelheiten enthält.

Kochs Bericht.

Am 25. August waren Wulff und ich zum letztenmal mit Knud Rasmussen und Ajako zusammen. Der Abschied trug für Wulff und mich ein festliches Gepräge; wir glaubten, daß nun wieder eine hellere Zukunft vor uns liege. Wir vertrauten darauf, daß unsere Kameraden Kräfte genug haben würden, um zu Menschen zu gelangen, und die Erfahrungen, die Ajako auf seiner Jagd hier gemacht hatte, bewiesen, daß es in der nächsten Umgebung genug Hasen für ein paar Ruhetage und für eine langsame Reise in der Richtung nach Etah geben mußte.

Von Ajakos fünf Hasen bereiteten wir im Laufe des 25. zwei reichliche Gerichte; eine Anzahl der fleischigsten Stücke, im ganzen etwas mehr als ein Hase, wurde als Reiseproviant für die Kameraden zurückgelegt; so kam bei unserm Mahl ein ganzer ausgewachsener Hase auf den Mann. Zum erstenmal seit langer Zeit fühlte ich mich wirklich satt. Nur Wulff hatte wie gewöhnlich seine Ration bis abend 8 Uhr noch nicht aufgegessen. Er gab mir ein Stück, und als ich ablehnte, erklärte er, es sei ihm ganz unmöglich, mehr zu essen.

Während dieser Mahlzeit gab er mir eine ausführliche Erklärung seines körperlichen Befindens. Er gebrauchte zum erstenmal von sich den Ausdruck, er sei im Sterben, eine Bezeichnung, die mir damals übertrieben schien, da er gleichzeitig meinte, ein paar Ruhetage und Renntierfleisch würden ihn wieder reisefähig machen.

Er sprach von der Reise über das Inlandeis wie von einem

bösen Traum, aus dem man nun erwacht sei, und wartete auf die Rückkehr Inukitsoqs und des Bootsmanns mit ungeduldigem Verlangen, denn er betrachtete es als ganz sicher, daß sie mit Renntierfleisch zurückkommen würden.

Als ich einwendete, daß wir uns vielleicht noch einige Zeit mit Hasenfleisch begnügen müßten, schob er diese Möglichkeit mit Unbehagen von sich und erklärte, er habe schon lange Zeit einen wahren Ekel vor Fleisch gefühlt. Renntiertalg dagegen würde ihn bald wieder auf die Beine bringen.

Er sprach lebhaft und viel, meistens von dem Reiseproviant, den er auf zukünftigen Reisen verwenden würde. Gegen Mitternacht bat er mich etwas Wasser zu kochen, das er warm trinken wollte, ehe er einschlief, da er an die Finger fror. Dann deckte er sich für die Nacht zu, und ich selbst ging zur Ruhe.

Alle diese neuen Eindrücke bewirkten, daß ich nicht schlafen konnte. Um 2 Uhr morgens ging ich daher ein Stück bergan. Ich ging langsam und planlos, eigentlich nur um zu erproben, wieviel Kräfte ich noch hätte. Die ersten steilen Abhänge hinan kostete jeder Schritt Energie, und ich mußte mir eingestehen, daß ich sehr kraftlos sei. Von der Höhe oben sah ich einen Hasen und kletterte wieder zu unserm Lagerplatz hinab, um ein Gewehr zu holen. Der Hase war jedoch sehr scheu, und ich mußte die Jagd rasch wieder aufgeben und müde und hungrig zum Lager zurückkehren. Noch immer waren die Jäger nicht zurückgekommen, und da Wulff wach war, beschlossen wir, das Hundefleisch zu kochen, das von dem letzten Tag auf dem Gletscher übrig war.

Wulff wollte nur ein kleines Bein haben, trank aber zwei große Tassen von der warmen Brühe.

Um 9 Uhr vormittags des 26. schlief ich ein und erwachte erst, als Inukitsoq neben mir stand.

Das Ergebnis der zweitägigen Jagd war nur ein Hase gewesen, der längst verzehrt war. Die Jagd war wegen des dichten Nebels, der beständig über dem von ihnen durchsuchten Gelände gelegen hatte, ganz mißglückt. Der Bootsmann hatte nicht mehr viel Kräfte übrig, und auch Inukitsoq war müde.

Inukitsoq und ich eroberten nun verschiedene Pläne. Wir hatten aber nur zwischen zweien zu wählen. Entweder wir brachen sofort auf und bewegten uns langsam in der Richtung auf die

Marshallbai zu, wo wir, sobald die Kameraden Etah erreicht hatten, erwarten konnten, Menschen zu treffen; wir konnten kleine Tagemärsche machen und essen, was die Jagd uns lieferte. Oder Inukitsoq und der Bootsmann konnten noch eine Renntierjagd versuchen. Dieser letzte Plan schien mir jedoch zu gewagt; noch zwei Tage ohne Jagd würden eine beträchtliche Erschöpfung bedeuten, namentlich für die Jäger, die ja, wenn wir sie nicht begleiteten, das Fleisch rasch zu uns zurückbringen müßten. Nein, nur eins blieb zu tun. Wir mußten selber mitgehen, sofort aufbrechen, solange wir noch Kräfte hatten, und das Jagdglück gemeinsam versuchen.

Ich teilte Wulff das Ergebnis meiner Beratung mit, sprach aber sonst nicht viel mit ihm, da wir jetzt stark beschäftigt waren, uns reisefertig zu machen. Wir ließen alles zurück. Jeder nahm nur ein Paar Reisestiefel mit und eine Decke. Wulff zog es vor, statt der Decke seinen Renntierpelz mitzunehmen. Ferner nahmen wir einen Drilling mit etwa 30 Gewehrpatronen und eine Doppelflinte mit 70 Schrotpatronen mit. Wulff ließ seine wissenschaftlichen Tagebücher und seine Sammlungen zurück, ich nahm meine kartographischen und geologischen Aufzeichnungen und Skizzen mit.

Um 4 Uhr nachmittags machten wir uns auf den Weg, aber schon nach 20 Minuten wollte Wulff aufgeben und zu dem alten Lager zurückkehren. Wir taten alles, um ihn zu bereden, weiter mitzugehen; hier allein zu bleiben würde den sicheren Tod für ihn bedeuten, sofern wir nicht bessere Jagderfolge erzielten. Es gelang uns denn auch, ihn mitzubekommen. Eine halbe Stunde später schoß Inukitsoq den ersten Hasen, den wir roh zu essen beschlossen, da wir alle sehr hungrig waren. Ich bat Inukitsoq, jetzt und in Zukunft die Verteilung der Rationen vorzunehmen. Er teilte den Hasen so, daß Wulff das ganze Fleisch bekam, während wir andern uns in die Eingeweide teilten, eine Verteilung, der Wulff energisch widersprach. Inukitsoq gab Wulff immer mehr Fleisch als uns, weil er meinte, er habe es am nötigsten. Erst als es sich jedesmal von neuem zeigte, daß Wulff seinen Teil nicht aufaß, wurden die Portionen gleichmäßiger. Das rohe, frische Fleisch aßen wir alle mit großem Appetit, und Wulff äußerte, es sei vielleicht gesünder für ihn als das gekochte, das er satt hätte. Trotz unseres kleinen Jagderfolgs war seine Stimmung doch sehr

gedrückt. Er schien auf dem Punkt zu sein, ganz den Mut zu verlieren. Der schroffe Übergang von der Ruhe auf den Fellen, mit der Aussicht auf Renntierfleisch und Talg, zu einem neuen Kampf auf Leben und Tod wirkte rein psychisch sehr stark auf ihn ein. Wir hatten das Depot bei hellem, klarem Sonnenschein verlassen. Jetzt kam die Nachtkälte, und der Nebel legte sich über das Land. Das Gelände, das wir durchwanderten, war sehr durchschnitten, und die Trostlosigkeit des Nebels und das beständige Hinunter- und Hinaufklettern in den Schluchten griffen Wulff so an, daß ich zu fürchten begann, er sei jetzt daran, den Willen zum Leben ganz zu verlieren.

Ungefähr um Mitternacht lagerten wir. Inukitsoq hatte zwei junge Hasen erlegt, die wir sofort kochten. Trotz aller Vorstellungen aß Wulff nur die Hälfte seiner Ration und gab die andere Hälfte dem Bootsmann. „Wenn ich einen Bissen mehr esse, breche ich alles wieder aus“, erklärte er. Die Hasenbrühe dagegen trank er mit Wohlbehagen. — Inukitsoq ging wieder auf die Jagd und kam zwei Stunden nach Mitternacht abermals mit einem Hasen zurück. Auch dieser wurde gekocht. Wulff hob seine ganze Portion für den nächsten Tag auf, und dann verschenkte er die Hälfte.

Der Tag war über alles Erwarten günstig verlaufen. Wir waren nur ein paar Kilometer gegangen, hatten lange schlafen dürfen und jeder hatte einen jungen Hasen zu essen bekommen; aber Wulff klagte andauernd. Ich begann jetzt zu glauben, daß sein Ausdruck, er sei im Sterben, doch nicht zu stark gewesen war. Aber wie sollte es uns glücken, die Lebenslust bei ihm zu wecken, wenn er nicht essen konnte? Nur ein Renntier konnte ihn retten. Aber wie sollten wir ihn so weit vorwärtsbringen, wenn er selbst den Mut verlor?

Am nächsten Tag, 27. August, zogen wir weiter, nach einer Rast, die für Wulff und mich 13 Stunden gewährt hatte. Wir hatten alle gut geschlafen, auch Wulff. Und doch schien er zu unserm Kummer heute noch weniger Kräfte zu haben als gestern. Obgleich wir sehr langsam gingen, mußten wir den ganzen Tag ununterbrochen auf ihn warten. Er klagte heute viel über sein Herz und über zunehmende Blutarmut. Immer wieder fragte er mich nach den Verhältnissen in dänischen Sanatorien und sprach

von Hafersuppe, Eiern, Malzextrakt und andern nährenden Dingen.

Wir hatten zu 4 Kilometer drei Stunden gebraucht. Inukitsoq hatte bereits den ersten jungen Hasen geschossen. Kurz darauf schossen er und der Bootsmann jeder einen Hasen, und auf Vorschlag von Wulff machten wir uns gleich daran, sie zu kochen. Während wir Brennmaterial sammelten und kochten, schlief Wulff ununterbrochen. Das dauerte zwei Stunden.

Als die Hasen gekocht waren, wollte Wulff wie gewöhnlich fast nichts essen. Dagegen trank er etwas Suppe, die ihn wärmte und anregte. Nach dieser Mahlzeit schliefen wir wieder ein paar Stunden und setzten dann um 7 Uhr abends satt und schwer unsern Marsch fort. Nach einer halben Stunde schießt Inukitsoq einen Hasen und, ermutigt von diesem beständigen Jagdglück, lagern wir abends schon um 9 Uhr. Der Bootsmann begibt sich sogleich auf die Jagd und kommt um Mitternacht mit einem Hasen zurück. Zum zweitenmal kochen wir heute Fleisch — Wulff hat noch von der vorigen Mahlzeit Fleisch übrig. Wieder gibt er es weg, da er, wie er sich ausdrückt, „einen Ekel vor Fleisch hat“. Aber wie soll er seine Kräfte wiedergewinnen, wenn er sich trotz aller unserer Vorstellungen ständig weigert, seine Rationen aufzuessen? Er magert von Tag zu Tag mehr ab.

Wieder haben wir einen guten Reisetag, kurze Entfernungen, viel Ruhe, viel Fleisch. Obgleich Wulff über sein Herz, seinen Magen und über seine entsetzliche Entkräftung klagt, macht er doch beständig botanische Beobachtungen, die von einer noch erstaunlich frischen Beobachtungsgabe zeugen und von einem Gedächtnis, das im scharfen Gegensatz zu seinem geschwächten Körper steht. Wenn er selbst nicht schreiben kann, weil seine Finger zu steif sind, diktiert er mir, was er niedergeschrieben zu haben wünscht. Es belebt ihn sichtlich, von Pflanzen zu sprechen, die er auf dem Wege findet. Sein botanisches Interesse ist lebendiger als je, und unverändert sein Eifer, seine Resultate zu vermehren. Hier und da scheint die Hoffnung, daß er es trotz alledem schaffen wird, in ihm zu erwachen, das wirkt jedesmal aufmunternd auf ihn ein. Und warum nicht das Beste hoffen? Wir haben jetzt in zwei Tagen neun Hasen geschossen und verzehrt, wir vier Mann! Wir heben nichts auf, teils weil wir noch zu matt sind, teils auch weil nichts

darauf deutet, daß der Wildbestand weiterhin geringer wird. Im Gegenteil! Wir gehen ja dem eigentlichen Renntiergebiet entgegen.

Der nächste Tag sollte ganz anders verlaufen als die beiden vorhergehenden. Die ganze Nacht hatten wir Tauschnee gehabt, und tagsüber kamen beständig Schneeschauer. Dies hinderte uns, die Hasen zu sehen. Auch die Landschaft hatte sich stark verändert. Wir kamen jetzt durch tiefe, steinige, vegetationsarme Schluchten. Nach vier Stunden anstrengenden Marsches beschlossen wir daher, die Randzone des Inlandeises zu verlassen und in der Richtung des Meeres ein Land mit ebenerem Gelände und wildreicheren, fruchtbareren Gegenden zu suchen.

Wie gewöhnlich brachen wir mittags auf. Im Laufe des Nachmittags schoß der Bootsmann einen jungen Hasen, den wir roh verzehrten. Sonst sahen wir an diesem Tage kein Wild. Auf dem Gipfel eines jeden Hügels, den wir passierten, mußten wir auf Wulff warten, manchmal sehr lange, obgleich wir alle ein großes Interesse hatten, rasch in bessere Jagdgebiete zu kommen. So kam es, daß wir in 12 Stunden nur eine Strecke von knapp 8 Kilometer zurückgelegt hatten. Wulff war im Laufe des Tages abermals stark außer Gleichgewicht gewesen; er war sehr reizbar und einmal auch etwas unklar. Schon an diesem Tag sprach er mehrmals davon, es sei besser zu sterben; diese Wanderung sei schlimmer als der Tod.

Die ganze Nacht hatten wir unter Schneeschauern zu leiden. Ich war öfters wach und bemerkte, daß Wulff sehr unruhig schlief und daß er beständig Kautabak kaute, was er trotz unserer Warnung in der letzten Zeit übertrieb.

Nach zwölfstündiger Ruhe gingen wir weiter. Niemand von uns redete viel, aber ich bemerkte gleich, daß eine gewisse Ruhe über Wulff gekommen war. Ich war daher sehr überrascht, als er nach drei Stunden plötzlich stehenblieb und sagte:

„Jetzt kann ich nicht weiter wegen meines Herzens. Wollt ihr mir einen Platz suchen, wo ich liegenbleiben kann? Am liebsten in der Nähe eines Sees, wo ich etwas zu trinken habe und wo ihr mich finden könnt, wenn ihr in der allernächsten Zukunft Wild erbeutet."

Ich hatte den bestimmten Eindruck, daß diesem Wunsch der

reife, wohlüberlegte Entschluß eines Mannes zugrunde lag. Jeder Versuch, ihn zu überreden, war vergebens. Wir hatten uns in diesem Augenblick gerade an einem See niedergelassen, dicht bei einer großen Schlucht, die leicht zu finden sein würde. Aber um Zeit und eine Möglichkeit, sein Leben zu retten, zu gewinnen, wies ich auf einen See hin, der etwa 2 Kilometer weiter davon entfernt lag. Er billigte meine Wahl, und wir begaben uns dorthin. Um ihn noch einmal aufzumuntern, sprach ich davon, wie nahe wir jetzt bei Menschen seien, und wie die Strapazen, die wir noch vor uns hätten, klein seien im Vergleich zu denen hinter uns.

„Ja," sagte Wulff, „zu denken, daß man jetzt die Waffen streckt, nachdem man so viel durchgemacht und so viel Schwierigkeiten überwunden hat! — Nein, lieber noch einen Versuch machen! Aber", fügte er hinzu, „dies heißt trotz alledem zu seinem eigenen Begräbnis gehen."

Ich teilte sogleich den Eskimos mit, daß Wulff seinen Entschluß geändert habe, und wir gaben daher den Kurs nach dem See auf.

Der Schneefall hatte aufgehört. Ein leichter Wind wehte, und etwas Nebel lag noch über dem Land. Die Eskimos teilten sich, um jeder in seiner eigenen Richtung zu jagen. Nach zwei Stunden kam der Bootsmann zurück mit frischen Renntierexkrementen, die er aß. Wir standen am Rand einer großen Schlucht. Hier gingen der Bootsmann und Inukitsoq hinab, um nach Renntieren zu spähen. Da Wulff wieder ein Stück zurückgeblieben war, ging ich auf einen Hügel, um ebenfalls nach Wild auszuschauen. Wulff hatte sich niedergesetzt. Aber als er mich erblickte, rief er mir zu: „All right, geht nur hinunter in die Schlucht, ich komme gleich."

Dies taten wir. Unten in der Schlucht hatten die Jäger unterdessen die Renntierspuren verloren, und wir setzten uns nieder und beschäftigten uns damit, Weiden und Wurzeln zu kauen, während wir warteten.

Als Wulff zu uns herabkam, war das erste, was er sagte: „Ja, liebe Kameraden, hier will ich mich zur Ruhe legen; ich denke, der große Stein auf der andern Seite des Flusses wird mir Schutz gewähren."

Er sprach ganz ruhig, und es war ihm keine Gemütsbewegung anzumerken. Als ich wieder den Versuch machte, ihn zu überreden weiterzugehen, antwortete er bestimmt und abweisend: „Nein, ich kann nicht mehr. Jetzt ist es Schluß! Tu mir nur den Gefallen, ein paar Briefe für mich zu schreiben, und laß die Eskimos etwas Wasser kochen, damit ich etwas Wärme in den Leib bekomme, während ich dir die Briefe diktiere." Damit stand er auf und ging zu dem großen Stein, den er sich ausgewählt hatte; hier hatte er sich hingelegt, als ich zu ihm hinkam.

Vergebens überlegte ich, was geschehen könnte, um Wulff zu helfen. Vergebens erörterte ich die Lage mit den Eskimos, die sich von seinem letzten Beschluß unbehaglich berührt fühlten. Aber wir waren ganz machtlos, wenn er selber den Kampf aufgab und sich weigerte weiterzugehen. Denn in der großen, wildleeren Schlucht zu bleiben, würde den sicheren Tod für uns alle bedeuten.

Meine eigene Lage war übrigens nicht sehr verschieden von der Wulffs. Auch ich war sehr matt, und mein Leben hing vollständig von der Jagd der Eskimos ab. Ich selbst war zu kraftlos, um zu jagen. Blieb ich mit Wulff in der Schlucht zurück, so galt es nur, zweien statt einem Hilfe zu bringen, falls das Jagdglück sich wenden sollte. Und geschah dies nicht bald, so würden möglicherweise auch die Kräfte der Eskimos so weit schwinden, daß ein Entsatz mißglücken mußte. Das würde also nicht nur eine Katastrophe für uns alle bedeuten, sondern auch unsere teuer erkauften Resultate würden verlorengehen, weil niemand uns in dieser Kluft würde finden können.

Es war nichts zu machen. Wir drei, die wir den Kampf noch nicht aufgegeben hatten, mußten ohne Wulff den Marsch fortsetzen; das war die einzige Aussicht für uns alle vier. Im übrigen war ja Wulff vollständig klar über die Lage und über ihren hoffnungslosen Ernst. Inukitsoq und der Bootsmann hatten seit der Ankunft auf dem Land ununterbrochen gejagt; sie hatten keine Anstrengung gescheut; oft waren sie wieder ausgezogen, wenn wir uns gelagert hatten, und getreulich hatten sie uns all die Beute, die sie erlegten, gebracht. Und das war ja bisher ziemlich viel gewesen. Aber was konnte das nützen, wenn Wulff das einzige, was sie beschaffen konnten, gekochtes Hasenfleisch, nicht mehr essen wollte? Und nun hatte er vorgezogen, liegenzubleiben!

Sobald das Wasser warm war und der Trunk ihn erwärmt hatte, diktierte er mir einen Brief an Knud Rasmussen — einen ausführlichen Brief, der seinen letzten Willen enthielt. Dann schrieb er selbst einen Brief an seine Eltern und an seine Tochter. Ein einziges Mal schien er bewegt, sonst war er vollkommen ruhig.

Als er mit den Briefen fertig war, zündete er seine Pfeife an und diktierte mir eine botanische Übersicht über die Vegetationsverhältnisse in Inglefieldland. Das war das letzte, was er tat. Wir lagen nun da und sprachen ein wenig miteinander, und als die Rede auf einen möglichen Entsatz kam, sagte er: „Ich nehme an, daß ich, wenn ich ganz stilliege, noch ein paar Tage leben kann. Und wenn ihr in den nächsten Tagen Renntiere erlegt, werde ich natürlich froh sein, wenn ihr mich rettet. Aber es ist absolut nutzlos, daß ihr mit Hasenfleisch zurückkommt. Vergehen mehrere Tage, und ihr trefft dann Menschen, so können mich vermutlich nur Hafersuppe und Portwein retten."

Dann fragte er mich, wie lange ich selber noch meinte, aushalten zu können. Ich antwortete, ich nähme an, daß ich ohne Jagd die Kraft hätte, noch einen Tag zu gehen, während die Eskimos möglicherweise noch ein paar Tage länger aushalten könnten.

Wir hatten uns jetzt bei Wulff etwas über zwei Stunden aufgehalten und da die Eskimos ungeduldig waren, die unterbrochene Jagd wieder aufzunehmen, machte ich mich zum Aufbruch fertig. Obgleich die Lage ergreifend war, fühlte ich mich doch im Augenblick des Abschieds nicht sonderlich bewegt; dazu war ich selbst zu erschöpft und ich war eigentlich nur von dem Gefühl beherrscht, daß ich meinem eigenen Tode entgegenging.

Wulff blieb, als wir gingen, ruhig liegen. Seine letzten Worte zu uns waren: „Ja, dann will ich euch nur zum Abschied wünschen, daß ihr das Ziel erreicht. Wenn ihr in Not geratet, denkt daran, daß ihr es jetzt seid, die unsere Resultate retten sollen. Möge das Glück euch begleiten! Und nun lebt wohl!"

Wieder war Nebel gekommen. Wir hatten Schwierigkeit, uns zurechtzufinden, und alles kam mir unsagbar trostlos vor. Nach drei Stunden klarte es auf und wir hatten Aussicht nach der Küste hinab. Das Land in nächster Nähe der Küste war beinahe schneefrei; dorthin richteten wir unsern Marsch. Gegen

Mitternacht gingen wir zur Ruhe, naß und erfroren vom Durchwaten eines großen Flusses.

In mein Tagebuch schrieb ich, daß ich am nächsten Tage vermutlich ohne Nahrung Kap Scott erreichen werde; dann würde es auch mit mir zu Ende sein; aber hier sei Aussicht vorhanden, daß meine Tagebücher gefunden würden. Es war zu kalt, um zu schlafen. Erst am Vormittag des nächsten Tages hatten wir ein paar Stunden Schlaf. Zum erstenmal hatten wir heute bei hellem Sonnenschein Aussicht über das Land. Wir befanden uns an dem mittleren der drei kleinen Fjorde, die zwischen Kap Scott und Kap Agassiz einschneiden. Wir sahen auch deutlich Kap Scott, wo meine Begleiter im Frühjahr drei Hasen geschossen und Renntierspuren gesehen hatten. Wir beschlossen daher sofort, den Kurs nach Kap Scott zu nehmen.

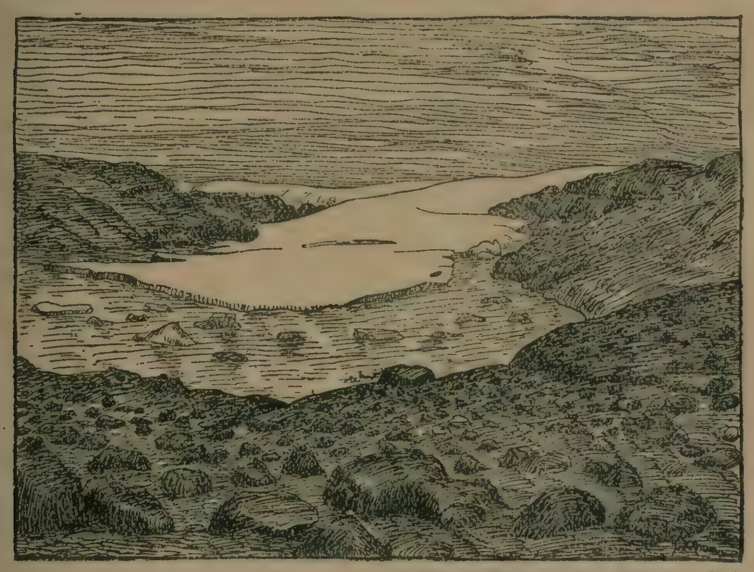
Ich war jetzt sehr kraftlos. Alle Hungergefühle des Inlandeises waren jetzt in verstärkter Form wiedergekehrt; außer einem enormen Müdigkeitsgefühl litt ich stark an Schwindel, und häufig wurde es mir schwach vor den Augen. Gegen 3 Uhr sammelten wir einen Topf voll Pilze und kochten sie. Das verlieh uns neue Kräfte für den Weitermarsch.

Es wurde Abend, und noch immer hatten wir kein Wild gesehen. Da fiel unser Blick auf eine Brut junger wilder Enten, die auf einem See schwammen. Die Eskimos schossen sechs davon; wir kochten sie und dann gingen wir weiter und erreichten Kap Scott etwas nach Mitternacht.

Hier schossen Inukitsoq und der Bootsmann sechs Hasen. Zum erstenmal trat die Frage an uns heran, ob wir Wulff zu Hilfe eilen könnten. Die Sache lag so: Wir konnten von Kap Scott zwei Tage, nachdem wir ihn verlassen hatten, aufbrechen und würden ihn frühestens nach 24 Stunden erreichen können. Dann würde Wulff vier Tage ohne Nahrung gewesen sein. Und wir hätten ihm nur Hasenfleisch bieten können, was er ausdrücklich als nutzlos bezeichnet hatte. Ferner müßten wir, um ihm Entsatz zu bringen, Nahrung genug für den Hin- und Rückweg haben. Bereiteten wir uns nun vor dem Marsch selber eine Mahlzeit, die uns bei unserm ermatteten Zustand etwas zu Kräften bringen könnte, so würden für die Rettungsexpedition nur drei Hasen übrigbleiben. — Da dies aussichtslos war, mußten wir den Ge-

danken aufgeben. Nur ein Renntier heute oder spätestens morgen konnte ihn retten! Aber leider traf dieses Jagdglück erst ein, als jede Hoffnung ausgeschlossen war, Wulff noch lebend anzutreffen.

Die folgenden drei Tage bekamen wir so viel Hasen, daß wir täglich reichlich Proviant hatten, aber nie hatten wir einen solchen Überschuß, daß von einer Hilfsexpedition die Rede sein konnte.



Harald Moltke nach einer Skizze von Koch

Der Ort, an dem Koch die Hilfsschlitten traf.

Erst am 2. September abends schossen Inukitsoq und der Bootsmann zwei Renntiere. Aber gleichzeitig legte sich ein dichter Nebel über das Land. Jetzt gaben wir jeden Gedanken, zu Wulff zurückzukehren, endgültig auf, denn wir hätten erst zehn Tage nach seiner letzten Mahlzeit bei ihm sein können, und es war undenkbar, daß er in seinem kraftlosen Zustand dem Nachtfrost und dem Hunger solange widerstanden hatte.

Wir konnten nichts anderes tun, als uns nach Etah durchzuschlagen und dem Führer der Expedition möglichst rasch Mitteilung von Wulffs Tod zu machen und über die Sammlungen, die noch an der Abstiegstelle lagen, zu berichten. Aber da wir

noch sehr müde waren und ich sehr erschöpft war, ruhten wir uns bei Renntierfleisch zwei Tage aus.

Am 4. September früh am Morgen hörten wir in unserer unmittelbaren Nähe Schüsse. Es war einer der Eskimos, die Knud Rasmussen zu unserm Entsatz geschickt hatte; er schoß ein Renntier dicht neben uns. Wir kamen sogleich mit ihm in Verbindung. Am nächsten Tag trafen wir noch einen Mann und am 6. setzten wir uns in Bewegung, um endlich zu den Schlitten und zu den von Etah gesandten Vorräten zu gelangen, die nicht weit von unserm Renntierlager niedergelegt waren. Am 7. September kamen wir dort an und waren am 10. abends in Etah, wo ich sogleich dem Leiter der Expedition einen ausführlichen Bericht erstattete.



Die Teufelsschlucht.



Das Haus der Crockerland-Expedition in Etah.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Gedenkblatt.

Thorild Wulffs Leben war so bunt und abenteuerlich, daß er selbst nicht immer vollkommen Bescheid wußte über die Reihenfolge der Begebenheiten, die er bei seinem erstaunlichen Geschick, überall dabei zu sein, erlebt hatte. Oft habe ich ihn während meiner Reise gebeten, mir eine Übersicht über sein Leben, seine Arbeiten und Erlebnisse zu geben. Aber immer schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte, er könne aus der Erinnerung aus den vierzig Jahren seines Lebens nur Bruchstücke mitteilen; eine zusammenhängende Übersicht könne er erst geben, wenn er zu Hause Zeit hätte, seine Tagebücher und Notizen zu Rate zu ziehen.

Niemand hatte wie er die große Unruhe, die die Vorbedingung für alles Handeln ist; aber zu seinem und unserm Nachteil fehlte ihm die Gabe, sich die geistige Ruhe zu erwerben, die ihren Ausdruck in steter Arbeit mit Büchern und Berechnungen findet. Nur wenigen Menschen stand ein so ausgezeichnetes Denkvermögen, ein so allseitiges Wissen und eine so glänzende Ausbildung zur Verfügung wie ihm; nie habe ich jemand getroffen, der so buchstäblich und persönlich die Erde in Besitz genommen hatte. Darum können wir, seine Freunde, die wußten, wieviel Anlagen mit ihm zugrunde gegangen sind, nur darüber trauern, daß er keine größeren Schöpfungen hinterlassen hat. Aber er meinte wohl selbst, er habe das nicht nötig, und ein Blick über die verschiedenen Daten seines Lebens wird klarmachen, daß er sich keinen Nachruf durch Worte zu verschaffen brauchte.

* * *

Thorild Wulff wurde in Göteborg in Schweden am 1. April 1877 geboren; er wurde 1894 Student und studierte Botanik in Lund. Schon 1894 machte er seine erste große Reise als Mitglied

einer schwedisch-russischen Gradmessungsexpedition, auf der er den Stoff zu der Abhandlung „Botanische Beobachtungen aus Spitzbergen“ sammelte, womit er 1909 den Doktortitel erwarb. Thorild Wulffs Leben wurde dann so ereignisvoll, daß ich mich auf das, was ich aus seinen eigenen Erzählungen noch weiß, nicht vollkommen verlassen kann. Dr. Birger Selim in Stockholm ist so liebenswürdig gewesen, mir seinen ausgezeichneten Nekrolog aus der Zeitschrift „Ymer“ zur Verfügung zu stellen; daraus ist das Folgende entnommen:

Eine Reihe von Jahren verbrachte Wulff sein Leben auf Reisen im Osten und in den Tropen. Ehe er Europa verließ, hatte er auf Reisen nach Deutschland, Frankreich und England eifrig alles studiert, was irgendwie mit Leben und Wissen zu tun hatte.

In den Jahren 1902—1903 treffen wir ihn auf einer botanischen Forschungsreise in Vorderindien. Auf dieser Reise widmete er sich nicht der Botanik allein, er vertiefte sich auch so gründlich in die indische Architektur, daß eine kleine Schrift, die er darüber schrieb, oft als ein schlagender Beweis für seine schnelle Auffassungsgabe hervorgehoben worden ist.

Dann läßt er sich in Stockholm nieder und ist von 1906 bis 1909 an der Zentralanstalt für landwirtschaftliche Versuche angestellt. In dieser Zeit, die ein Intermezzo in Wulffs fahrendem Leben bildet, hatte er reichlich Gelegenheit, sich mit wissenschaftlichen Aufgaben zu beschäftigen, und als Redakteur der Zeitschrift „Trädgården“ bewies er ein hervorragendes Talent, seine wissenschaftlichen Kenntnisse durch gutgeschriebene belehrende populäre Artikel der Allgemeinheit zugängig zu machen.

1909 verläßt er die landwirtschaftliche Versuchsanstalt und wird Dozent für Botanik an der Hochschule in Stockholm.

1911 unternimmt er eine Reise nach Island. Es war das zweitemal, daß Wulff die Saga-Insel besuchte; in der Zwischenzeit hatte er verschiedene Reisen nach Lappland gemacht. Auf diesen kleinen Ausflügen ruhte er aus und machte Pläne für seine größeren Reisen. Wenn er es auch liebte, von Zeit zu Zeit wie ein Komet in den Großstädten aufzutauchen und eine Zeitlang einen Sturm im Ententeich zu erregen, so mußte doch er, dieser Mann der Feste und der Arbeit, immer Luft unter den Schwingen haben, immer bereit, davonzuziehen, sobald die Herbststimmung über ihn kommt.

Im Juli 1912 wird ihm die Aufgabe geboten, die ihn völlig in Beschlag nimmt. Von privater Seite wird ihm ein großes Kapital zur Verfügung gestellt, damit er auf einer Reise nach China Sammlungen für das Röhssche Kunstgewerbemuseum in Göteborg erwerben kann. Aber vorher muß er noch eine Studienreise durch Europa unternehmen, um sich mit den Sammlungen chinesischer Kunst in den Museen der Hauptstädte vertraut zu machen. Im Herbst reist er durch Sibirien, besucht die Schlachtfelder bei Mukden und läßt sich bereits im September in Peking nieder, von wo aus er Ausflüge in die Mongolei und in das Innere von China unternimmt.

Auf dieser Reise erhielt er von der ethnographischen Abteilung des Reichsmuseums in Stockholm eine bedeutende Geldsumme mit der Aufforderung, alles, was für dieses Museum von Interesse sei, zu sammeln. Im Jahresbericht des Ethnographischen Museums von 1916 wird die Zahl der von Wulff gesammelten Gegenstände mit 956 angegeben. Diese Sammlung gibt ein vollständiges Bild von dem Leben in China, nicht nur vor der Revolution, sondern seit den ältesten Zeiten.

Wulffs Aufenthalt in China war reich an Abenteuern; am häufigsten erzählte er von einer Hilfsexpedition, an der er im Juni 1913 teilnahm, um einen Freund zu retten, den schottischen Telegraphisten Grant, der von mongolischen Räubern gefangengenommen und fortgeführt worden war. Die Expedition erreichte das Räuberlager; aber gerade als sie erfuhren, daß der Gesuchte längst ermordet sei, wurden sie selbst gefangengenommen und sollten hingerichtet werden. Nach zweitägiger Wartezeit wurde dem Häuptling des Stammes zufällig mitgeteilt, daß sich unter den zum Tode Verurteilten ein Sohn des Direktors Henningsen von der „Großen Nordischen“ befinde. Sobald der Häuptling dies hörte, wurde das Todesurteil augenblicklich aufgehoben, da er einmal weitgehende Gastfreundschaft in einer der Stationen der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft genossen hatte. Die Weißen wurden unter Bewachung weggeschickt, während man ihre chinesischen Begleiter zurückbehielt und köpfte.

Von China reiste Wulff 1914 nach Japan, wo er sich nicht nur damit begnügte, sich ein Bild von dem Leben und Treiben der modernen Japaner zu verschaffen, sondern auch nach der Insel

Yesso ging, um das aussterbende Volk der Aino zu studieren. Hier gelang es ihm, außerordentlich reichhaltigen Stoff zu sammeln, nicht nur in Form von Museumsgegenständen, sondern auch in Bildern und Notizen, aus denen leider nie ein Buch entstanden ist. Wulff ist sicher der letzte Forscher gewesen, der das Ainovolk zu einer Zeit studiert hat, wo noch etwas auszurichten war; er selber pflegte zu betonen, daß der, der nach ihm als Sammler käme, ohne Resultate abziehen würde.

Dann reiste er über Sumatra nach Java, wo er ebenfalls Sammlungen vornahm, namentlich auf den beiden kleinen Inseln Bali und Lombok, auf denen er sich bei Ausbruch des Weltkrieges befand. Anfang Oktober trat er auf dem schwedischen Dampfer „Nipon" die Heimreise an.

Im Frühjahr 1916 meldete er sich als Teilnehmer für die zweite Thule-Expedition nach Nordgrönland; auf dieser Expedition hat er der Wissenschaft das größte Opfer gebracht, das ein Mann bringen kann.

* *
*

Der Brief, den Wulff mir durch Koch sandte, war eine ausführliche Darlegung seines letzten Willens und betraf teils seine botanischen Resultate, teils sein Eigentum in Stockholm.

Er beginnt so:

„Der beständige Hunger und die Strapazen des Sommers und der beinahe vollständige Mangel an Nahrung in den letzten Tagen haben meine Körperkräfte in solchem Grade vermindert, daß ich mit Aufbietung aller meiner Kräfte nicht imstande bin, Koch und den Eskimos noch länger zu folgen. Da ihre Rettung davon abhängt, daß sie so rasch wie möglich bessere Jagdgebiete erreichen, bin ich nur eine Last für die Gesellschaft, wenn ich versuche, mich weiterzuschleppen. Mit vollkommener Seelenruhe sage ich daher Lebewohl und danke Euch für gute Kameradschaft während der Expedition, und ich hoffe, daß Ihr Euch selber und unsere Resultate retten werdet."

Mit tiefer Bewegung las ich diese resignierten Abschiedsworte, die in ihrer Schlichtheit die Feierlichkeit des großen Abschlusses atmen. Wahrlich, das war der offene und ruhige Blick

des Mannes, der dem Tode entgegensieht! Bis zuletzt war er damit beschäftigt, das Bestmögliche aus seiner Arbeit herauszuholen. Ein heiliges Feuer hat die Beobachtungsgabe des wankenden, erschöpften Wanderers frisch und empfänglich für alle Eindrücke erhalten; mit Fingern, die steif vor Kälte waren, hat er bis zum allerletzten Tag niedergeschrieben, was von botanischem Interesse war. Und als er selbst nicht mehr schreiben kann, diktiert er beim Abschied eine kurze Übersicht über die Vegetationsverhältnisse des Gebietes, das Zeuge seines letzten, hoffnungslosen Kampfes um das Leben war. Es ist als Zusatz zu seinen Tagebuchaufzeichnungen niedergeschrieben und lautet wie folgt:

> Sämtliche hier erwähnten Pflanzenfundstellen liegen auf 79° nördlicher Breite zwischen Kap Agassiz und 15—20 Kilometer westlich davon. Die Vegetation ist ungewöhnlich reich und üppig gewesen, von einem ganz andern, luxuriösen Typus als an der Nordküste Grönlands. Mehrere von den aufgeführten Arten haben sicherlich hier ihre Nordgrenze. Ich habe weiter nördlich keine Spur von ihnen gesehen. Eine genaue Untersuchung der Vegetation zwischen Kap Agassiz und Etah vom Juli bis in die erste Hälfte des August würde sicher sehr gute botanische Ergebnisse liefern. In meinem ermatteten Zustand kann ich nicht mehr tun.

Hier bedarf es keines Kommentars. Wulff hat in der Art, wie er Abschied vom Leben nahm, selber seinen schlichten und kurz gefaßten Nekrolog geschrieben, der im Verein mit seinen ausgezeichneten botanischen Arbeiten seinen Namen bewahren wird, solange ein Interesse für die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben besteht. Wir alle wollen mit tiefer Wehmut die Fahne senken vor diesem schwedischen Forscher, der den Tod auf der weißen Walstatt fand, arbeitend, bis er niederbrach.

Harrigans Bericht.

Folgender Bericht, den Harrigan nach seiner Ankunft in Etah erstattete und den ich sofort nach seinem Diktat niederschrieb, soll hier als Ergänzung zu Kochs Bericht wiedergegeben werden:

An dem Tage, als Wulff es aufgab und sich ein Lager suchte, wo er sich zum Sterben niederlegen könnte, waren wir alle erschöpft und kraftlos. Wir waren sehr abgemagert und litten an Blutarmut. Dies gab sich deutlich kund an unsern Adern, die fast unsichtbar geworden waren, und namentlich durch Schwindel-

gefühl; ferner fiel es uns schwer, uns warm zu halten, namentlich an Händen und Füßen.

Wären wir auf dem Inlandeis oder auf dem Meer gewesen, wo wir einen Schlitten gehabt hätten, so würden wir versucht haben, Wulff zu ziehen, so wie wir es ab und zu in den letzten Tagen auf dem Inlandeis getan hatten; aber hier in diesem schneefreien Schluchtenlande hätte man ihn höchstens tragen können, wozu niemand von uns die Kräfte hatte, oder man hätte bei ihm bleiben können; aber da im weiten Umkreis kein Wild war, so war auch dies unmöglich. Es hätte für uns selber den Tod bedeutet, ohne daß wir unserm sterbenden Kameraden hätten helfen können.

Und dann, Wulff wollte nichts essen, jedenfalls kein Hasenfleisch; von unserer letzten Beute aß er nur einen Bissen Hasenleber, obwohl er sich am Fleisch hätte satt essen können. Darum konnten wir nichts für ihn tun.

Ich glaube, er war krank, denn in den letzten Nächten stöhnte er oft im Schlaf.

Es blieb nichts anderes übrig, als ihn zurückzulassen, so wie er es selbst begehrte. Fanden wir Renntiere an einem Punkt, von wo aus wir zurückkehren konnten, während er noch am Leben war, so konnten wir ihn vielleicht noch retten. Aber das war jetzt die einzige Möglichkeit.

Wir pflückten Gras und Heidekraut und bereiteten ihm ein Lager, so weich und warm wir es vermochten; hier legte er sich zur Ruhe, sobald wir fertig waren.

Als wir aufstanden, um weiterzugehen, nickte er uns lächelnd zum Abschied zu. Dieses Lächeln des armen Mannes, der sich zum Sterben hingelegt hatte, war mein letzter Eindruck von Wulff. Ich glaube, daß er sehr rasch entschlafen ist.

* * *

Inukitsoq oder Harrigan, wie wir ihn nannten, war sicherlich derjenige, der bis zuletzt durch seine Jagd das meiste tat, Wulff am Leben zu erhalten. Es ist deshalb von Interesse, die Charakteristik zu lesen, die Wulff selbst von diesem Mann auf einem Blatt seines Tagebuchs gibt, das ohne Zusammenhang mit den gewöhnlichen Schilderungen der einzelnen Tage ist:

Harrigan, ein stiller, schweigsamer Mann, der sich seiner eigenen Kraft, seiner Ausdauer und seiner Fähigkeit, sich in jeder Lage zurechtzufinden, wohlbewußt ist, ohne es prahlerisch zu zeigen. Ein geschmeidiger, schöner, muskulöser Körper, der mit der ganzen, leichten, eleganten Harmonie des Sportsmannes und des Wilden arbeitet. Ein ausgeprägter Sinn für Humor, der ihm über alle schwierigen, widerwärtigen Situationen hinweghilft. Ein guter Vater für sein Hundegespann und der reine Künstler, wenn es gilt, den Weg durch die schlimmsten Eispressungen zu finden, ein Pfadfinder im Nebel mit dem spontanen kompaßartigen Ortssinn des Wilden und ein fabelhaft geschickter Seehundjäger auf dem Eis mit seinem Schutzsegel. Mit einem Wort, ein feines, wohltrainiertes Exemplar seines Stammes, und das will viel sagen unter den Polareskimos, die alle ohne Ausnahmen abgehärtete, geistesgegenwärtige Jäger ohne Fehl sind.

* * *

Wenn eine Katastrophe wie der Tod Dr. Wulffs eintritt, ist es natürlich, daß man sich im Gefühl der Verantwortung die Frage vorlegt, ob man hätte andere Anordnungen treffen können. Aber selbst jetzt, nach so langer Zeit, kann ich die Sache in keinem andern Lichte sehen, als daß unser Vorgehen das einzig richtige war. Koch hat in seinem Bericht die Maßnahmen, die er traf, als sie den Hilfsschlitten entgegenwanderten, dargelegt in einer Schilderung, die in ihrer nüchternen Kürze ergreifend ist. Es ist daher nur natürlich, daß auch ich zu dem, was bereits über meine und Ajakos Reise gesagt worden ist, noch ein paar Worte beifüge. Es ist geschildert, in welchem Zustand wir das Land erreichten und wie notwendig es war, daß wir so rasch wie möglich in Verbindung mit Menschen kämen. Ich wählte damals selbst mit Ajako die gefährlichste und schwierigste Aufgabe, den längsten Weg mit der kürzest möglichen Rast zurückzulegen. Und während die andern so langsam vorrücken konnten, wie ihre Kräfte es erlaubten, immer die wildreichsten Gegenden aufsuchend, war es unsere Aufgabe, ohne Rücksicht auf Wild in Gewaltmärschen vorzurücken.

Ich hatte Wulff und Koch in Aussicht gestellt, eine langsame Reise mit kurzen Tagemärschen würde ihnen das, was sie an Wild brauchten, geben. Dies traf auch ein mit Ausnahme des einen Tages, an dem Wulff aufgab.

Ein einfacher Vergleich gibt ein Bild von den verschiedenen Reisebedingungen, die den beiden Abteilungen geboten waren. Ajako und ich brauchten von Kap Agassiz bis zu dem großen Eissee, wo die Ersatzschlitten erwartet werden sollten, etwas über zweimal 24 Stunden, und wir erbeuteten auf dieser ganzen Strecke nur einen Hasen. Die andern dagegen brauchten ungefähr 12 Tage, um bis zu dem gleichen Punkt zu gelangen, und erlegten 24 Hasen, 6 Enten und 2 Renntiere.

Dr. Wulff hatte sich auf der ganzen Expedition als rascher und ausdauernder Fußgänger erwiesen. Auf dem Inlandeis überwand er trotz der sehr kleinen Pemmikan- und Fleischportionen alle Schwierigkeiten vortrefflich. Erst als wir ausschließlich von Hundefleisch leben mußten, fiel er zusammen. Und doch bin ich davon überzeugt, daß er auch das überwunden hätte, wenn nicht die Ermattung und Erschöpfung, die sich infolge des Überschreitens der vielen Gletscherflüsse einstellten, ihm seine letzte Energie geraubt hätten. Als Blutarmut und Herzschmerzen hinzukamen, brach er zusammen. Erst dann legte er sich zur Ruhe, um dem Tod entgegenzugehen, dem zu entfliehen er nicht länger die Kraft hatte.

Es ist meine Überzeugung, daß Wulffs Tod leicht gewesen ist; denn er hat sich in einem Zustand körperlicher Erschöpfung befunden, in dem der Übergang vom Leben zum Tod nicht groß ist und in dem der Tod zu einem kommt wie der Schlaf, nach dem man sich mehr als nach irgend etwas anderm sehnt und der einen beinahe unmerklich aus dem Leben hinausträgt. Seine härtesten Tage hat Wulff mit uns zusammen in der Zeit durchlebt, die er in den unten wiedergegebenen Tagebuchblättern schildert.

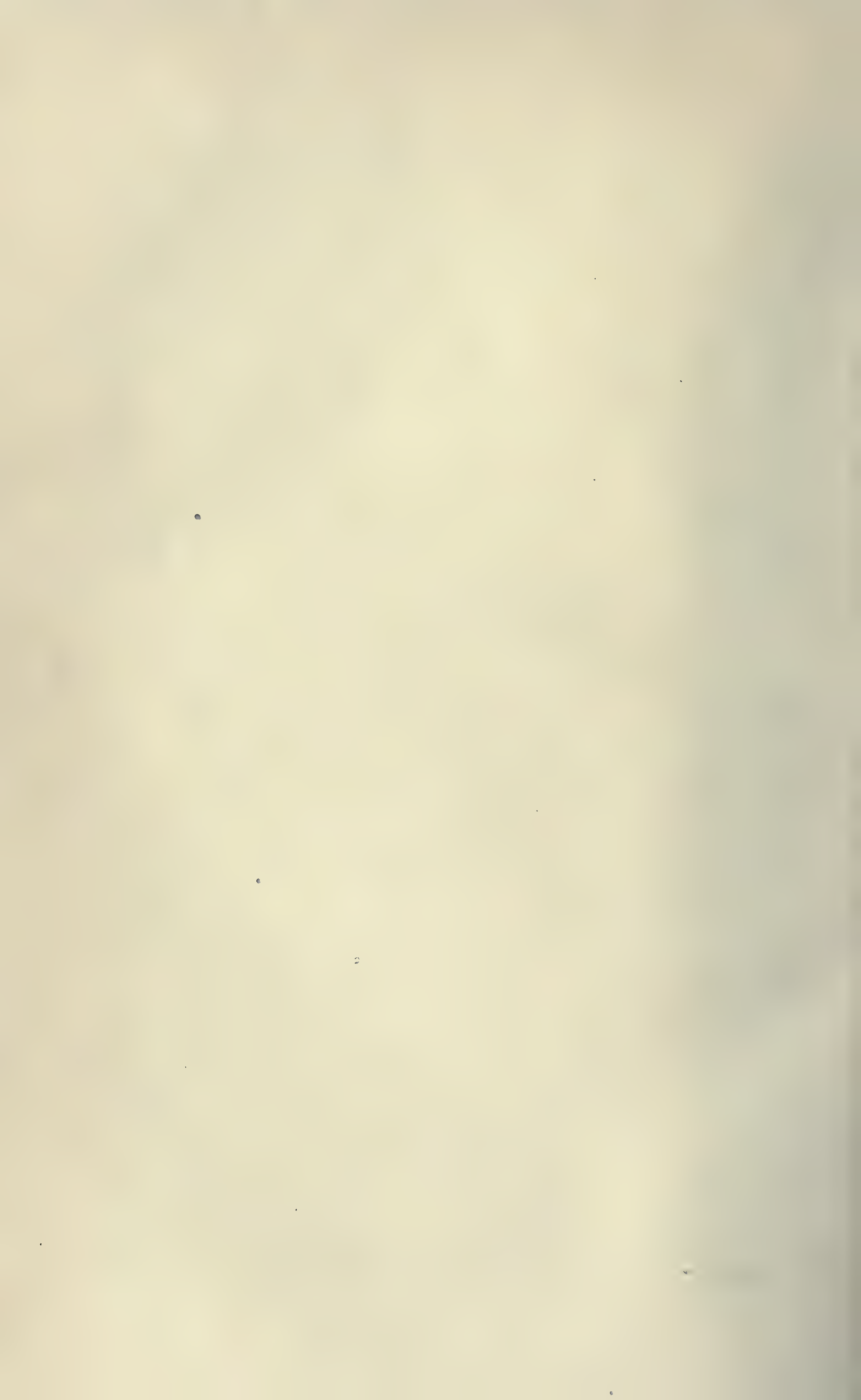
Unsere Lebensenergie war nach der Ernährung der letzten paar Monate auf einem so tiefen Punkt angelangt, daß kein weiter Weg bis zu dem Punkt war, an dem man meint, es sei im Grunde alles gleichgültig; auch der Wille erfordert etwas materielle Nahrung, selbst wenn man eine Zeitlang seinen Körper zwingen kann, Wunder zu verrichten, nur weil man will und soll. Solange man dazu imstande ist, ist es ganz gleichgültig, was man zu essen bekommt, wenn man nur fühlt, daß man dadurch instand gesetzt wird, sich nach den kurzen Rasten wieder zu erheben.

Man muß seinen Geist allen Überlegungen, welcher Art sie auch seien, verschließen und muß versuchen, seine Gedanken zu



Christine Deichmann.

Kolonie Holstensborg in Südgrönland.



zwingen, daß sie sich nicht mit unerträglichen Eßphantasien beschäftigen. Man muß in einer Weise vorwärts schauen, daß man die Hoffnungslosigkeit des Augenblicks vergißt. Aber Wulff hing nicht nur seinen Eßphantasien nach, er stellte auch in seinem Tagebuch Betrachtungen darüber an, wie erschöpft er sei und daß diese letzten Wanderungen nach bewohnten Gegenden schlimmer seien als der Tod. Gedanken dieser Art führen nur zu einem Bruch des Willens und zu einem erschlaffenden Sichselbstaufgeben.

Man findet dann, daß man nur eins im Ernst wünscht, nämlich den Kampf aufgeben und in Frieden sterben zu dürfen. Denn jedesmal, wenn man sich erhebt, um weiterzugehen, kommen alle Leiden mit erhöhter Macht über einen, und man meint, das einzig Befreiende würde sein, wenn man sich, ohne den Umgebungen einen Gedanken zu schenken, niederlegen und Frieden in einem langen, langen Schlaf suchen dürfte. Das Leben unter andern Menschen erscheint einem so unendlich fern, daß es im Augenblick ganz gleichgültig ist; der Tod hat seinen Stachel verloren, und man nimmt ihn als eine willkommene Notwendigkeit hin. Hunger fühlt man nicht mehr; der gehört einer Zeit an, in der man frisch war und Kräfte hatte, Widerstand zu leisten; man fühlt nur eine Mattigkeit, die so unermeßlich ist, daß erst Ruhe über einen kommt, wenn man sich endlich zu dem letzten großen Schlaf zurechtgelegt hat.

Dr. Wulff befand sich in diesem Zustand, als er nach einer ungenügenden Rast den Kampf ums Leben wieder aufnehmen sollte, geplagt von körperlichen Schmerzen, die seinen Willen lähmten. Aus seinen letzten Tagebuchaufzeichnungen erhalten wir ein ergreifendes Bild des Kampfes, den er durchfochten hat, bis zuletzt der Tod der Stärkere blieb.

Auszug aus Dr. Wulffs letztem Tagebuch.

Lager XIV, Gletscherflußtal. 670 Meter über dem Meer.

21. August. Der letzte Haferbrei, die vier letzten Keks und das letzte Stück Pemmikan werden zum Frühstück gekocht. Ein Schlitten, Schneereifen, Schneeschuhe, ein Paar Reservestiefel, Axt, Säge, alles was wir irgend entbehren können, werden zurückgelassen, denn wir haben jetzt nur noch fünf Hunde, mit denen wir im Laufe des Tages Land bei Kap Agassiz zu erreichen hoffen. Es wird

heute ein recht spannender Tagemarsch. Erreichen wir das Land heute oder nicht? Und treffen wir sofort Renntiere oder Hasen — oder sollen wir uns noch einen Tag oder mehrere an den noch übrigen ausgemergelten Hunden delektieren?

Eis mit sehr wenig, gutem hartem Schnee. Eine Anzahl kleiner, gefrorener Gletscherbäche und kleine unschädliche Spalten. Peabodybai klar im Norden unter uns, eisbedeckt und mit wenig offenem Wasser rings um die Eisberge. Alle Mann totmüde, erschöpft. Die Hunde mit Kamikern aus unsern Handschuhen und aus einem Handtuch, denn das Eis ist oft scharfkantig und mit Nadelbildung. Bekommen endlich 1,20 Uhr nachmittags Land gerade im Südwesten vor uns in Sicht. — Irgendein Kap an der Nordküste des Etahlandes. Hurra! Gleich darauf Nebel und strömender Regen. Schlugen 2½ Uhr das Zelt auf.

Lager XV, an einem kleinen Gletscherfluß.

22. August. Nach Marsch von 3½ Stunden 12 Kilometer. Kochten etwas Tee, wovon wir noch ein paar Fingerspitzen voll haben. Aber aller Proviant ist zu Ende. Doch all right, denn jetzt sind wir „on the safe side“ des Inlandeises und aller ernsten Schwierigkeiten und wir haben ja noch 5 Hunde zum Essen. Abends wird ein Hund erwürgt. — Großes Hundegericht. Ich lasse das Fleisch erst kalt werden, es ist besser so. Regen, Regen!

* * *

½4 Uhr früh Mahlzeit von Hundefleisch. Graues, feuchtes unbehagliches Wetter. Plötzlich Eisgang im Fluß, der unter Getöse mehrere Fuß anstieg — deutlich ein Eissee, der einen Ablauf gefunden hat. Das Zelt stand Gott sei Dank außerhalb der Wassermassen.

Aufbruch 5½ Uhr vormittags.

Ein Krabbentaucher erschien gestern, er flog von Osten nach dem Inlandeis. Heute sah ich einen in einem Gletscherfluß schwimmen. Ich bin andauernd erschöpft, äußerst abgemagert und blutarm. Habe seit zwei Wochen einen schweren Karbunkel am Gesäß. Belästigt mich sehr beim Marsch und im Schlaf. Bekomme jetzt einen neuen am Oberschenkel. Das Hundefleisch kraftlos, zäh, aber die Lebensrettung. Der Wegmesser wird weg=

geworfen. Vier Mann schieben den Schlitten, die Hunde werden vorwärtsgeschleppt.

Lager XVII.

Alle sehr müde. Ich total fertig. Leide an Blutmangel im Hirn. Gehe mit beständigem Schwindelgefühl und Schmerzen im Magen. Heute ein Hund geschlachtet. Bloß noch ein Hund übrig. Kautabak das einzige Stimulans. Drei Eßlöffel Tee sind noch da. Unaufhörlich werden Gletscherflüsse durchwatet — kalt und teuflisch. Dämmerung macht sich um Mitternacht bemerkbar. Die Sonne jetzt mitternachts unter dem Horizont.

Lager XVIII, an einem azurblauen Eissee.

Durchwateten mehrere Gletscherflüsse. Den ganzen Tag Nebel, Regen und Schnee. Kamiker violettrot an den Seiten, wahrscheinlich von unsichtbarer Sphaerella. Lagern wegen dichten Nebels. Große Eisblöcke begrenzen den See, der Zulauf durch einen Eiscañon hat. Todmüde. Fast alle unsere Zeltfelle weggeworfen. Alles, Kleidung und Zelt durchnäßt. Regnerisch. Hundefleisch und Hundebouillon — unsere einzige Rettung. Land muß jetzt in allernächster Nähe sein. Wir sind todmüde und total erschöpft.

24. August. Aufbruch vom Lager XVIII 9¼ vormittags. Land in 5 Kilometer Abstand. Am Ziel. Große Kryokonitlöcher. Abstieg sehr steil. Der letzte Hund wird geschlachtet. Mehrere Gletscherflüsse werden überschritten. Todmüde, halb bewußtlos. Erreichen die Gneisklippen 7½ Uhr nachmittags nach genau drei Wochen Marsch von 400 Kilometer über das Inlandeis. Hasen- und Renntierspuren.

Lager XIX, Rand des Inlandeises 8 Uhr nachmittags.

Windstille, Nebel, Staubregen. Legen uns auf Bergterrassen schlafen. Kalt, kein Zelt kann aufgeschlagen werden. Die drei Eskimos sofort auf die Jagd. Unermüdlich. Die ganze Nacht veritable Kanonenschüsse vom Rand des Eises, der in einen kleinen See hinabgeht. L. leucopterus. Die Vegetation auf den Bergterrassen herbstlich. 5 Grad während der Nacht. Rauhreif. Salix arctica, ganz hellgelb und in Frucht. Luzula confusa, Saxifraga oppositifolia, cernua, nivalis, tricuspidata, die letztere üppig, noch in Blüte, blutrot. Papaver, Draba.

Ajako 6 Uhr vormittags zurück mit fünf Hasen. Mahlzeit von herrlicher Leber, Herz, Fleisch und starker Bouillon. Aber ich habe die Fleischkost und das ganze gekochte Fleisch vom letzten Jahr unglaublich satt. Denke nur an Erbsen, Pökelfleisch, Pfannkuchen, Kompott, Brot, Obst, Branntwein, Kaffee, Schokolade. Esse doch aus allen Kräften, um wieder Lebenslust zu bekommen und meine Schwäche zu überwinden. Nachts hat sich Neueis auf dem Binnensee gebildet. Fühle mich andauernd sehr entkräftet. Cassiope, Stellaria longipes, Aspidium fragrans.

Harrigan zwei weitere Hasen, alle drei junge, mit grauen Köpfen. Einer wurde roh gegessen, zwei gekocht. Potentilla nivea, rubricaulis, emarginata, Dryas breitblättrig, glatt, octopetala-ähnlich, typische integrifolia und var. canescens. Äußerst gewöhnlich Myrtillus uliginosa, zerstreute, ausgedehnte Matten. Salix arctica mit breiten ovalen und schmalen, lanzettförmigen Blättern, sehr variabel. Pedicularis hirsuta.

Knud und Ajako brechen um 6 Uhr abends zu Fuß nach Etah auf (etwa 200 Kilometer). Wählen den schnellsten Weg über Land, um uns Hilfsschlitten und Proviant zu senden.

Myrtillus uliginosa, Pyrola uniflora, Wahlbergella (groß, nicht triflora).

Trinke zum Abendessen warmes Wasser.

26. August. Koch war während der Nacht ein paar Stunden auf einem Ausflug ins Land. Hatte vergebens einen Hasen gejagt. Ich schlaflos, von einem hartnäckigen Karbunkel am Schenkel geplagt. Klare, kalte Nacht. Essen morgens die letzten Reste des letzten Hundes. Harrigan und der Bootsmann kommen um 2 Uhr nachmittags nach zwei Tagen vergeblicher Jagd wieder. Haben einen Hasen erbeutet, den sie roh gegessen haben. Kein Renntier. Wir müssen sogleich nach der Marshallbai aufbrechen.

Werfen den Theodoliten, zwei Kameras, Verbandstoffe, Kleider, alles Entbehrliche weg. Wieder steht uns die allerernsteste Flucht um unser Leben bevor. An das Sammeln von Pflanzen zu denken jetzt unmöglich. Kommen wir mit dem Leben davon, ist es großartig. Wir vier Mann haben jetzt absolut nichts zu essen und entschieden schlechte Jagdaussichten. Alle kraftlos, aber guten Muts. Diese Hilflosigkeit, während die Kräfte schwinden, ist heimtückisch. Ich bin jetzt nur noch ein Skelett und werde von

Frostschauern geschüttelt. 5½ Uhr nachmittags sind wir zum Aufbruch nach Westen bereit. Alles wird zurückgelassen. Ich habe nur meinen Renntierpelz und ein Paar Extrastiefel. Pflanzen, Filme und Notizbücher liegen am Rande des Inlandeises, unter einem Stein oberhalb der Terrasse, wo wir die letzten zwei Nächte geschlafen haben. Nehmen nicht einmal Zelt oder Primus mit, nur Gewehr, da todmüde. Dies wird ein Marsch dem Tod entgegen, wenn kein Wunder geschieht. Gewehr und Patronen werden mitgenommen.

Harrigan schoß einen kleinen Hasen. Lesquerella, Hesperis, Cerastium alpinum, Kobresia, C. nard. Eriophorum polystachyum, Poa cenisia, Trisetum, Hierochloa, Luzula nivalis, Saxifraga oppositifolia in Blüte, Alsine verna, Silene acaulis. —

Knud, der am 25. August abends wegging, kann möglicherweise in sechs bis sieben Tagen in Etah sein; dann können uns die Hilfsschlitten am Rande des Inlandeises um den 4. September erreichen, und wir könnten am 8. September in Etah sein. Gerettet aus dem Kampf mit dem Hungertod, der seit Mitte Mai gedauert hat. Grauenhafte Erinnerung, die dem Leben für immer eine düstere Farbe gibt. Wenn die Gleichgültigkeit des Todes dem Leben gegenüber sich einstellt und die Mattigkeit überhandnimmt, verschwinden sogar die Eßphantasien, und die Gedanken beschäftigen sich mit denen zu Hause und dem seltsamen Fazit des Lebens.

Recht guter Schlaf trotz des Karbunkels. Aufbruch 12 Uhr mittags. Graukalter Nebel. Am Rand des Inlandeises entlang. Erlegten vor 3 Uhr nachmittags drei Hasen, kochten ab. Dann weiter nach Westen 7 Uhr nachmittags. Blockterrain. Drumlinlandschaft. Denke zumeist an einen Sanatoriumsaufenthalt für meinen armen, erschöpften Körper und meine leidende Seele.

Schleppen uns zwei Stunden in kaltem Nebel über schweres, steiniges Felsengelände bis 9 Uhr abends vorwärts. Bekommen abends noch einen kleinen, grauköpfigen, jungen Hasen. 1,4 Grad unter Null.

Nachtlager auf Moos zwischen Steinblöcken an einem kleinen Randsee am Inlandeis, dem wir folgen. Wäre ich nur in einem Sanatorium! Dies ist schlimmer als der Tod.

Tagemärsche von etwa 6 Kilometer. Heute 5 Kilometer.

27. August. Da wir nichts anderes mitgenommen haben als zwei Gewehre, drei Decken, meinen Pelz, fünf Zündholzschachteln und ein Kochgefäß, ist unsere Ausrüstung für eine zwei- bis dreiwöchige Herbstkampagne äußerst einfach und „eskimoisch“. Legen uns um 11 Uhr auf einem Moosabhang schlafen. Aufsteigender Nebel, 0,5 Grad unter Null und etwas Graupelschnee. Die Eskimos, die energischen Wilden, wieder nach Hasen, kehren zurück.

4 Uhr nachmittags. Die Eingeweide werden wie immer roh gegessen, das Blut wird in die Suppe geschüttet und dann ein neues Hasengericht. Herrlich, 4 Hasen an einem Tag für 4 Mann! — Das bedeutet das Leben für uns. Die Suppe wird aus dem Kochkessel der Reihe nach getrunken, da wir unsere Tassen zurückgelassen haben. Meine Kräfte, die fast zu Ende waren, kehren zurück, und ich hoffe, das Schwindelgefühl in Kopf und Herz zu überwinden. Aber die letzten Tage bin ich dem Tode näher gewesen als dem Leben. Kann mir wieder ein wenig Kautabak gestatten, der vorher Gift für meinen leeren Magen war. Hoffe, daß die Diarrhöe von dem Hundefleisch sich jetzt gibt. Der junge Hase schmeckt ausgezeichnet, wie junges Huhn. Wir machen Feuer mit Cassiope und noch besser mit alten trockenen Zweigen der Salix arctica, fingerdick. Vegetation für dieses Jahr zu Ende. Alles gelb und braun und zur Winterruhe bereit. Früchte von Cassiope, Saxifraga oppositifolia, tricuspidata, Dryas, Potentilla, Draba-Arten, Wahlbergella etc. — Wahlbergella affinis und triflora.

Eine Lumme, Gänse, Seeschwalben, Schneesperlinge in Scharen. Mitternachtsdämmerung. Gneishügel, Renntierspuren.

Der Bootsmann in der Nacht wieder einen Hasen. Kalt. Nebel. Schneefall. Diarrhöe. Elend. Aufbruch 1 Uhr nachmittags bei Schneetreiben. Colpodium, Cystopteris (gewöhnlich), Lycopodium Selago, Rhododendron, Grauzeisige in Mengen. Seeschwalben, Falken. Reiches Tierleben und viel Plankton in verschiedenen kleinen Seen. Saxifraga cernua fußhoch mit Endblättern. Myrtillus uliginosa, blutrot, sehr gewöhnlich, immer ohne Beeren. Juncus biglumis, Epilobium latifolia, ohne Frucht, Hesperis (gewöhnlich) in Frucht, Oxyria, Draba nivalis, hirta, Cardamine bellidifolia. Der Bootsmann einen jungen Hasen 4½ nachmittags. Schneegestöber, Nebel. Teilten die Eingeweide

sofort und essen sie roh, Körper warm. Ja, der ganze Hase wurde in vier Stücke geteilt, die roh gegessen wurden. Anstrengender Marsch bis 12½ Uhr früh, ohne Wild zu finden. Ich halbtot, fand aber Woodsia.

29. August. Legte mich zur Ruhe um 7 Uhr nachmittags, denn ich will nicht hemmend wirken auf die Bewegungsfreiheit meiner Kameraden, von der ihre Lebensrettung abhängt.

* *
*

So starb Dr. Wulff, indem er sich selbst für die Resultate, von denen er soviel sprach, opferte. Oft hatte er während des letzten Teils der Reise hervorgehoben, daß die Sammlungen, die wir unter allen Wechselfällen mit uns geführt hatten, allmählich so teuer erkauft wären, daß sie unserm eigenen Wohlergehen voranzustellen seien. Daher traf er in entscheidender Stunde mit großer Ruhe seine Anordnungen und nahm Abschied von den Menschen, die seinem Herzen am nächsten standen. Der Brief an seine junge Tochter war ein letztes Liebeszeichen eines vom Tode gezeichneten Vaters, bestimmt für die, die er als Höchstes in seinem Leben geschätzt hatte, Worte, stolz und zart, die hier nicht wiedergegeben werden können. Aber den Sohnesgruß von der Schwelle des Todes an die beiden alten Eltern, die vergebens auf seine Heimkehr warten sollten, geben wir hier mit ihrer Erlaubnis wieder als das schönste Denkmal, das man einem sterbenden Mann setzen kann:

„Mit steifgefrorenen Fingern nur einen letzten Gruß, ehe ich mich, erschöpft von den Mühen der Reise, zur Ruhe lege. Ich erwarte den Tod mit vollkommener Gemütsruhe und habe Frieden in meinem Herzen. Bis zuletzt habe ich ehrlich versucht, unserm Namen Ehre zu machen, und ich hoffe, daß die Früchte meiner Arbeit gerettet werden. — Dank für alles Gute, was Ihr mir seit meiner frühesten Kindheit mitgegeben habt als Gabe für die Lebenswanderung."

Fünfzehntes Kapitel.

Heim nach Thule.

Die ersten drei Wochen, die wir in Etah verbrachten, waren wir ausschließlich damit beschäftigt, so rasch wie möglich wieder zu Kräften zu kommen. Als wir unsere Kleider ablegten, war es unheimlich zu sehen, wie stark der Hunger auf unsern Körper gewirkt hatte. Wir waren so abgemagert, daß nament= lich Rippen und Brustkorb scharf unter der Haut hervortraten. Aber trotzdem wir so weit heruntergekommen waren, wie es wohl überhaupt möglich war, wenn wir mit dem Leben davonkommen sollten, war es doch erstaunlich, wie rasch wir uns wieder er= holten. Es war, als ob unser ganzer Organismus gereinigt und erneuert worden wäre, denn nach knapp einem Monat waren wir in besserer Form als je zuvor. Wir konnten alle wieder mit frischen Kräften zugreifen, es gab viel zu tun, und viele Ent= scheidungen waren zu treffen. Wir wußten nun, daß kein Schiff kommen würde, um uns zu holen, und daß wir daher mit Fassung einer neuen Überwinterung entgegenzusehen hatten, einer Warte= zeit, die bei den Lebensbedingungen, die wir uns verschaffen konnten, uns kaum Arbeitsmöglichkeiten von einiger Bedeutung bieten würde. Wir mußten so rasch wie möglich nach Süden, denn es war uns klar, daß sich ein längerer Aufenthalt in Etah nicht durchführen ließ.

Der Herbstfang war den Eskimos gänzlich mißglückt, und es wäre unverantwortlich von uns gewesen, mehr als unbedingt not= wendig von dem amerikanischen Proviant zu verbrauchen, den unsere Wirte in Besitz hatten; sie würden ihn im Laufe des Winters selber sehr nötig haben. Schon Ende September war jeder Tag ein Kampf um das Fleisch. Es gab wohl eine ganze Menge Hasen in der Umgebung, und sie wurden auch von uns

fleißig gejagt. Aber obgleich die Ausbeute gut war, machte es doch wenig für uns alle aus, denn wir waren im Expeditionshaus nicht weniger als 28 Hausgenossen. Zweimal am Tage versammelten wir uns zu einer großen, gemeinsamen Mahlzeit, zu der jeder Jäger seinen Beitrag gab. Aber obgleich der Wille zu geben gut war, sahen wir doch ein, daß eine Verteilung auf andere Ernährungsgebiete vorzuziehen sei.

Die Expedition hatte jedoch noch zwei Aufgaben zu lösen. Wir waren uns einig, daß wir sehr ungern den Distrikt verlassen würden, ohne getan zu haben, was wir konnten, um Dr. Wulff zu begraben. Und dann standen ja noch die Sammlungen der Expedition an der Abstiegstelle bei Kap Agassiz, und diese mußten so rasch wie möglich geholt werden, da wir sonst riskierten, daß Bären oder Füchse die Depots zerstörten. Niemand von uns hatte indessen für einen sofortigen Aufbruch die nötige Kleidung, und außer einigen Ergänzungen konnte in Etah auch nichts beschafft werden. Unsere Ausrüstung mußten wir daher von den großen Wohnplätzen der Inglefieldbucht beziehen, wo, wie wir wußten, immer Überfluß an Fellen war, die wir dringend brauchten. Folgende Anordnungen wurden daher getroffen:

Koch sollte bis auf weiteres mit ein paar Familien, die noch nicht nach Süden zu gehen wünschten, in Etah bleiben. Alle andern dagegen sollten Etah verlassen und weiter im Süden einen Versuch mit der Herbstjagd auf Neueis machen, wodurch die Proviantfrage für die Zurückbleibenden leichter zu lösen war. Es gab hier noch bedeutende Vorräte an Getreide, Grieß, Mehl, Erbsen, Gemüse und Speck, aber das frische Fleisch war knapp, solange unser so viele waren.

Mit den nach Süden fahrenden Schlitten sollte ich über den Gletscher nach Neqe gehen, von wo aus ich, sobald die Eisverhältnisse es erlaubten, die Reise beschleunigt nach Thule fortsetzen sollte. Es war hohe Zeit, daß ich jetzt in meiner Station Anstalten traf, wie wir uns am besten für eine neue Überwinterung einrichteten. Unmittelbar nach meiner Ankunft sollte Peter Freuchen zu Koch hinaufreisen und mit ihm die Reise nach dem Inglefieldland machen. Ajako und der Bootsmann, die sich dieser Reise anschließen sollten, mußten vorläufig nach Igdluluarssuit,

wo ich Kleider, Hunde und andere Ausrüstung für sie anschaffen wollte. Nur so glaubten wir die noch zu lösende Aufgabe durchführen zu können.

Ein Versuch, Dr. Wulff zu begraben und unsere Sachen vom Inlandeis abzuholen, war schon gemacht worden. Er war aber mißglückt, obgleich die Aufgabe in den Händen Ajakos ruhte, der als erster nach unserer Ankunft in Etah wieder zu Kräften gekommen war. Es galt, die Zeit vor Eintritt der Dunkelheit zu benutzen; daher hatte ich ein Hundegespann für Ajako geliehen, der sich mit zwei andern Schlitten aus Etah am 19. September auf den Weg machte, wobei er denselben Weg über das Inlandeis einschlug, auf dem wir gekommen waren. Leider kamen die berüchtigten Herbststürme unmittelbar nach seiner Abreise, und am 27. September erlebten wir alle die Enttäuschung, sie zurückkehren zu sehen, ohne daß sie ihr Ziel erreicht hatten. Ajako erzählte, sie seien oben auf dem Gletscher eine ganze Woche durch heftige Schneestürme festgehalten worden, und da das Hundefutter verbraucht und ihr eigener Proviant verzehrt war, hatten sie sich zur Umkehr gezwungen gesehen. Auf dieser Reise waren Ajako und seine Begleiter hauptsächlich mit einem Walroß verproviantiert gewesen, das er während seines Aufenthalts in Etah erlegt hatte. Für eine neue Reise von längerer Dauer ließ sich nicht mehr genügend Hundefutter beschaffen. Dies war der Grund, daß wir uns gezwungen sahen, Fleisch aus besser versorgten Gegenden auf der andern Seite des Inlandeises zu holen.

Es war Kochs Aufgabe, sobald die notwendige Ausrüstung beschafft war, nach Norden zu gehen und die beiden obenerwähnten Aufgaben zu lösen. Bei Igdluluarssuit und Ulugssat gelang es mir, durch Borg und Kauf im Laufe einer Woche Ajako und den Bootsmann mit Hunden und Kleidern auszurüsten. Sie machten sich sofort auf den Weg nach Etah, um die Sammlungen vom Humboldtgletscher zu holen, den man von hier auf dem Meereis erreichen konnte. Kochs Kleider waren dagegen noch nicht fertig, und da es sich herausstellte, daß es längere Zeit dauern würde als ursprünglich berechnet, mit Freuchen in Verbindung zu kommen, teilte ich Koch mit, er solle Ajako und die andern allein zu den Sammlungen fahren lassen und solle selbst Freuchens Ankunft abwarten. Mit diesem sollte er, wenn seine eigene Aus-

rüstung fertig sei, nach der Schlucht nordöstlich von Kap Scott fahren, um Dr. Wulff zu begraben.

Die Schlitten wurden aus verschiedenen Gründen aufgehalten, und als sie endlich nach Etah kamen, immer noch ohne Freuchen und ohne besondere Ausrüstung für Koch, meinte dieser, das Tageslicht sei jetzt schon so schwach, daß es höchste Zeit sei aufzubrechen. Resolut wie immer, entschloß er sich, Ajako zu begleiten; infolge seiner abgenutzten Kleidung hatte er auf der Reise in dem kalten Herbst außerordentlich viel auszustehen. Man



Von Etah nach Thule.

erreichte die Gegend um Kap Scott an einem der letzten Tage des Oktober. Aber es stellte sich leider bald als unmöglich heraus, den Ort zu finden, wo man vor beinahe zwei Monaten von Wulff Abschied genommen hatte. Viel Schnee bedeckte das damals schneefreie Land, Schluchten und Steine waren so verweht, daß der Platz unkenntlich war. Dazu kam, daß man infolge des schwachen Tageslichts keine rechte Übersicht über das Land gewinnen konnte. Weitere Nachforschungen mußten daher aufgegeben werden, und die Expedition beschränkte sich darauf, die Sammlungen bei Kap Agassiz zu holen. Diese kamen Mitte

November wohlbehalten in Thule an. Meine eigene Reise von Etah nach Thule, die wegen der frühen Jahreszeit auf mancherlei Schwierigkeiten stieß, will ich im folgenden an der Hand meiner Tagebuchaufzeichnungen schildern.

* *
*

Am 1. Oktober mache ich mich mit den Etahschlitten über den jetzt eisbedeckten Fjord nach dem Gletscher auf. Der Aufbruch findet bei wütendem Sturm statt; es stürmt immer in Etah, wenn anderswo klarer Himmel und schönes Wetter ist. Der Sturm und das Schneegestöber begleiten uns bis auf das Inlandeis hinauf, wo wir nach vierzehnstündiger Fahrt um 3 Uhr morgens das Zelt aufschlagen.

Eine sehr kalte Nacht.

Da ich keinen Schlafsack habe, erwache ich schon nach zwei Stunden mit klappernden Zähnen und treibe zum Aufbruch. Wir trinken zur Erwärmung ein paar Tassen Tee und machen uns um 7 Uhr morgens auf den Weg.

Schönes, ruhiges Wetter, schwere Bahn, ziemlich viel Schnee auf dem Gletscher. Aber wir nehmen uns vor auszuhalten — und hielten aus trotz schlapper Hunde — und kommen ohne weiteren Schlaf am 3. morgens um 4 Uhr am Wohnplatz Neqe an. Großer Empfang von lauter Frauen. Die Männer waren am Tage vor unserer Ankunft auf Renntierjagd nach dem Inglefieldland gezogen.

Auf der See lag, soweit wir sehen konnten, Neueis; nur am Wasser entlang, ein Stück in den Fjord hinein, war eine offene Rinne.

Wir blieben einen Tag in Neqe und wurden den ganzen Tag ununterbrochen aufs herzlichste in allen Häusern mit köstlichem Mattak bewirtet.

Am 5. morgens mußten wir bei dem Berge Naujartalik wieder auf das Inlandeis und gelangten über einen lokalen Gletscher abends nach Igdluluarssuit. Hier wohnte Sipsu, der uns auf der Ausreise bis Halls Grab begleitet hatte; der Empfang war hier, wo wir zu alten Reisekameraden kamen, nicht minder herzlich. Man nähte Kleider für uns, man verarbeitete gute Moschusochsenfelle zu Schlafsäcken, und schließlich wurden Kleider für Koch bestellt.

Schon ein paar Tage später versuchte ich dem Ende des Inglefieldgolfes näherzukommen und von da aus über das Inlandeis nach Thule zu gelangen. Aber leider mußte ich umkehren, weil das Neueis noch nicht trug. Bei dem Wohnplatz war der Herbstfang in vollem Gang, und unsere Begleiter aus Etah nahmen sofort daran teil. Ich mußte indessen die Reise beschleunigen, damit Koch und Freuchen ihre Reise antreten konnten, ehe die Tage zu kurz würden; schon am 14. trat ich daher mit Harrigan den Weitermarsch nach Süden an.

Unser Weg ging hinten um Qana herum über Iterdlagssuaq, dann über drei große Seen und einen kleinen Gletscher, der nach Kangerdluarsuk hinabführte. Eigentümlicherweise kamen wir hier weit im Lande drin an einem Fluß vorbei, der vom Inlandeis in den mittleren See lief und dessen Wasser vollständig salzig und ungenießbar war.

Weiter drin kamen wir zwischen zwei Gletschern durch, die ungefähr bei der Abfahrstelle nach Kangerdluarsuk zusammenstoßen. Der gegeneinander gerichtete Druck der Gletscher hat hier die Steine des Bodens aufgepflügt, so daß es von oben wie eine mächtige, gepflasterte Landstraße aussieht, die zwischen den beiden Gletschern verläuft. Ein Stück weiter abwärts, wo die Gletscher sich mehr genähert haben, bekommt die emporgepreßte Moräne, die aus lauter großen Steinen besteht, den Charakter eines unten breiten und oben scharfen Rückens, der höchst phantastisch aussieht.

Vor der Mündung des kleinen Kangerdluarsuk trafen wir wieder auf das offene Wasser, das uns das vorige Mal aufgehalten hatte. Ich faßte daher einen neuen Entschluß, da ich um keinen Preis umkehren wollte. Ich wollte versuchen, wieder hinauf über den Gletscher zu gehen, hinten um Quinisut herumzufahren und auf diesem Wege den innern Teil des Inglefieldgolfes zu erreichen, wo jetzt Eis sein mußte.

Ein Tag wurde damit verbracht, einen Aufstieg zum Gletscher zu suchen, und es gelang uns endlich, eine Stelle zu finden, von der aus wir den Versuch machen wollten, wenn sie auch nicht sehr einladend aussah. Ein steiler Gletscherrand, auf dem wir bis weit hinauf Stufen schlagen mußten, glattes, blaues Eis, auf dem man balancierte, unter beständiger Gefahr abzurutschen. Das Gepäck mußten wir auf dem Rücken über steiles Berggelände und

weichen Schnee ein Kilometer weit tragen. Endlich, nach vier Stunden schwerer Arbeit, sind wir so hoch oben, daß wir Schnee finden und anfangen können zu fahren. Abends bei Einbruch der Dunkelheit fuhren wir über schneefreies Bergland hinab, das mit großen, losen Steinen übersät war, die mit uns um die Wette dahinrollten, wenn der Schlitten oder die Hunde sie gelockert hatten. Wir erreichen, einem Flußlauf folgend, die Küste; am nächsten Tage sollte das Eis erprobt werden. Nach einem guten Nachtschlaf in warmen Moschusochsenfellen probierten wir bei Tagesgrauen das Fjordeis. Es konnte uns nicht tragen!

Warten wollten wir nicht, und so mußten wir wieder auf das Eis hinauf, erst auf den Gletscher, etwa an der Stelle, wo die beiden Bergkuppen Qatarssuit liegen, die ihren Namen tragen, weil sie aus der Entfernung zwei umgekehrten Eimern gleichen. Aber es erwies sich als unmöglich, vom Gletscher hinabzusteigen.

Nach stundenlangem Suchen im Schneesturm, der mit so heftigen Stößen daherfuhr, daß er uns oft über den Haufen blies, fanden wir endlich einen Flußlauf, der direkt in den Gletscher wie in eine große, künstliche Höhle hineinging; man sah von der Öffnung aus in einen schwarzen, bodenlosen Abgrund. Aber wir sagten uns, der Fluß müsse sich, als er sich seinerzeit in das Inlandeis hineinbohrte, einen Auslauf an der Moräne geschaffen haben. Wir ließen uns daher, ein Tau um den Leib, in diese Rutschbahn hineingleiten und rutschten ins Dunkle. Es war eine abenteuerliche Fahrt, die damit endete, daß wir uns plötzlich über der Moräne in der Luft schwebend fanden, wie aus dem Rachen eines Ungeheuers ausgespien. Hier konnten wir das Tau verlängern und uns zum Fjord hinablassen. Auf dieselbe Weise wurden nach und nach alle Hundeschlitten transportiert, bis der letzte Mann die vielen Luftreisen beschloß, indem er das Tau doppelt durch ein in den Gletscher geschlagenes Loch zog.

Über gutes Land und zwei mit feinem Schnee bedeckte große Seen kamen wir zur Küste hinab und begannen den Abstieg auf das Eis. Es war der abenteuerlichste, den ich je erlebt habe, so steil, daß man nur mit größter Gefahr hinabklettern konnte, nachdem man zunächst den Schlitten ein Stück heruntergelassen hatte. Der Berg, von dem wir in dieser Weise abstiegen, war 600 Meter hoch.

Schließlich waren wir unten auf dem Eis und bei Anbruch der Dunkelheit hielten wir, von Pastor Gustav Olsen herzlich empfangen, unsern Einzug in die Missionsstation Kangerdlugssuaq.

Es war am 17. Oktober, daß wir zur Missionsstation kamen; wir rasteten hier ein paar Tage, um nach der sehr anstrengenden Reise der letzten Tage ein wenig zu verschnaufen. Vom Morgen bis zum Abend wetteiferten alle Bewohner des Ortes, uns festlich zu bewirten, und die Menüs enthielten nicht nur das beliebte Mattak, sondern auch Delikatessen, wie Renntierfleisch und Lachs.

Während unseres Aufenthaltes wurde ein Gedenkgottesdienst für unsere verstorbenen Kameraden gehalten; dabei sprach Pastor Olsen so ergreifend, daß die ganze Einwohnerschaft, die dem Gottesdienst beiwohnte, zu Tränen gerührt war.

Am 21. Oktober nahmen wir wieder Abschied, und von zwei Brüdern der Missionsstation begleitet fuhren wir über das schneefreie, steinige Land und den großen Lachssee nach der Olrikbai und von da wieder über das Inlandeis nach Thule, wo wir am 22. Oktober ankamen.

Ankunft in Thule.

Als ob alle Häuser plötzlich einen Niesanfall bekommen hätten, stoben aus jedem Haus Menschen heraus; sie stürmten uns entgegen und umringten uns. Nur Harrigans junge Frau kam nicht heraus, sie war von der Freude über unsere plötzliche Ankunft so überwältigt, daß sie in Tränen ausbrach und nicht imstande war, sich von ihrer Pritsche zu erheben.

Ich selbst eilte zu Freuchen hinab, dessen Haus eine Viertelstunde vom Wohnplatz der Grönländer entfernt liegt. Er lag im Bett und las eine ein Jahr alte dänische Zeitung. Ehe er wußte, wie ihm geschah, stand ich plötzlich wie aus der Erde geschossen, frisch von der Fahrt, mitten in seiner Stube; die Kälte strömte aus meinen Kleidern.

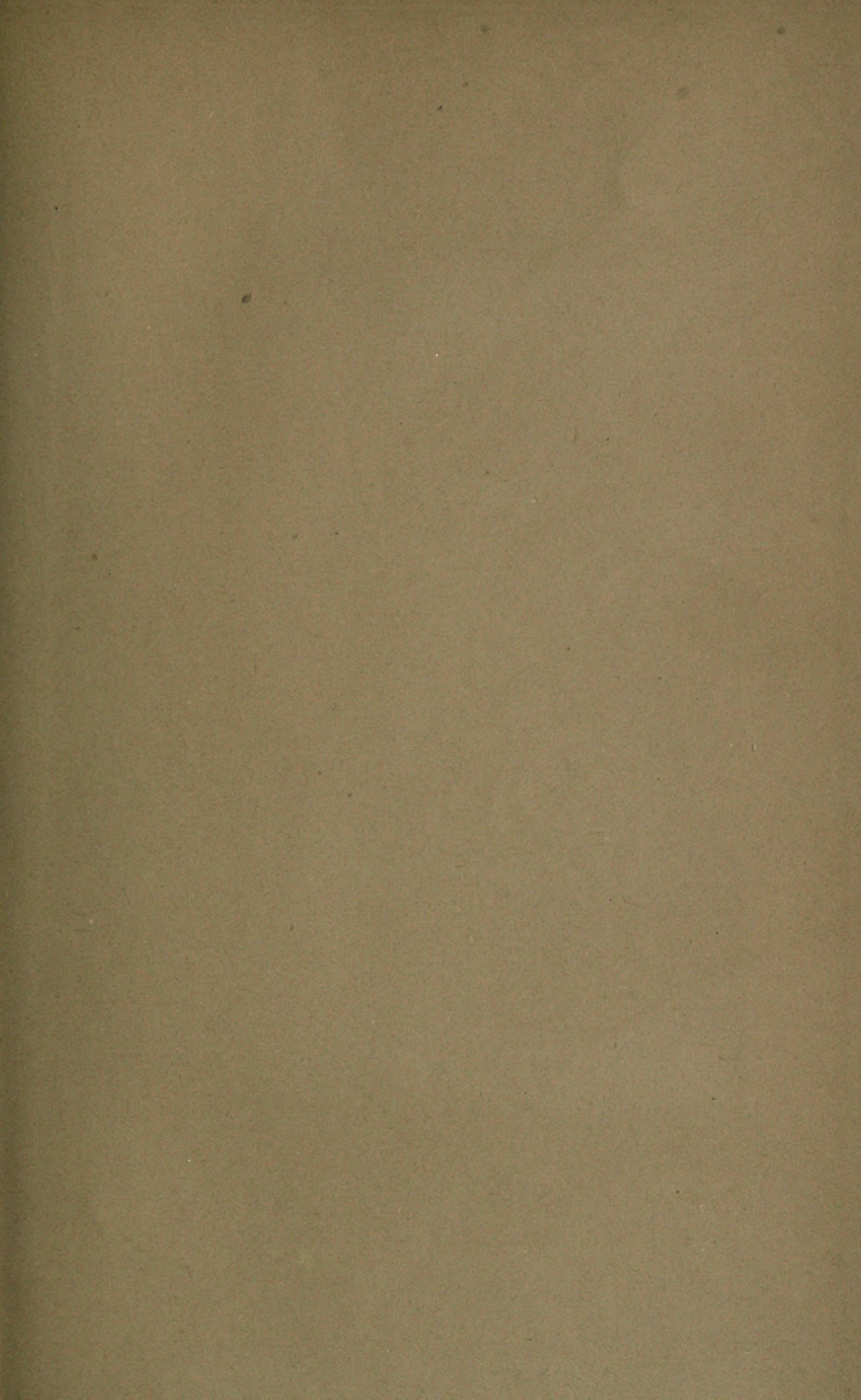
Den Blick, den mein alter Freund auf mich richtete, werde ich nicht vergessen, solange ich lebe.

Ich war wieder daheim in Thule!

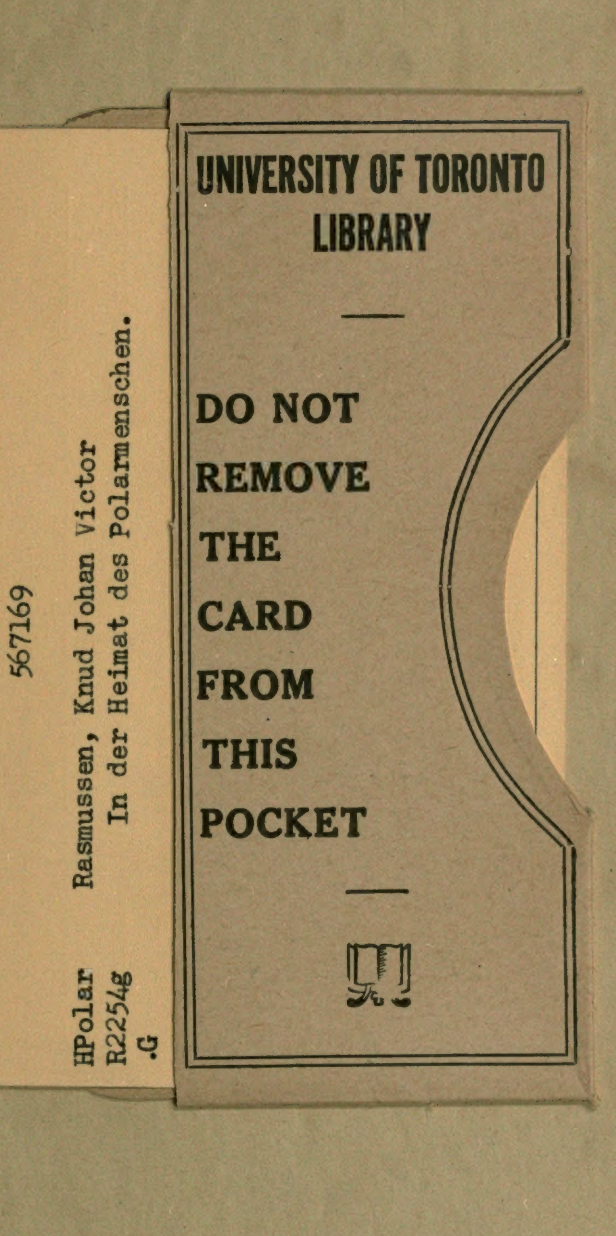
Register.


Übersichtskarte zu
Rasmussen
In der Heimat des Polarmenschen
Maßstab 1:9000000
0 25 50 100 150 200 km
60 Westl. Länge 50 von Greenw. 40
NORD-GRÖNLAND
Grönland-See
Lincoln-See
Grant-Land
Peary-Land
Wandel-See
Nordost-Rundung
Kronprinz Christian Land
Mylius Erichsen Land
König Friedrich VIII. Land
Independence-Fjord
Danemark-Fj.
K. Morris Jesup
K. Washington
K. Bridgman
Hyde-Fj.
Lockwood-I.
De Long-Fj.
J. P. Koch-Fj.
Freuchen-Ld.
Adam Biering Ld.
Wild Ld.
Nyeboe Land
Hall-Land
Wulff-Ld.
Warming-Ld.
Washington Ld.
Robeson-Kanal
Kennedy-Kan.
Kane-Becken
Humboldt-Gletscher
Peabody-Bai
Inglefield-Land
Inglefield-Bucht
Smith-Sd.
Ellesmere-Ld.
König Oskar-Ld.
Grinnell-Ld.
Arthur Ld.
Greely-Fj.
Axel Heiberg-Land
Fridtjof Nansen-Sd.
Lands Lokk
K. Alfred Ernest
Yelverton-B.
K. Evans
K. Richards
Ward Hunt-I.
K. Columbia
K. Colan
K. Joseph Henry
K. Sheridan
Hazen-See
Ft. Conger
Lady Franklin-B.
K. Sumner
Polaris-Halbins.
Hall-Becken
K. Constitution
Jefferson
K. Webster
Calhoun
K. Scott
K. Russell
Marshall-B.
Rensslaer
K. Agassiz
K. Saumarez
Murchison-S.
Northumberld.-I.
Walfisch-S.
K. Parry
Carey-In.
Clarence Head
Saunders-I.
Wolstenholme-I.
K. Athol
Wolstenholme-Sund
Thule
Mount Haffner
K. York
K. Melville
Melville-Bai
Baffin-Bai
Murdoch
Eiskap
König Oskar-Gletscher
Antarkt. Bucht
Ingolf-Fj.
Holm Ld.
Dijmphna-Fjord
Hovgaard-I.
Neunundsiebzig Fjord
Lambert Ld.
Nord-I.
Französische I.
Gletscher
Ile de France
Herzog von Orleans Ld.
Germania Ld.
Sherard Osborne
Nyeboe Gl.
Chr. Erichsen Gl.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
567169
Rasmussen, Knud Johan Victor
In der Heimat des Polarmenschen.
HPolar
R22254g
.G

